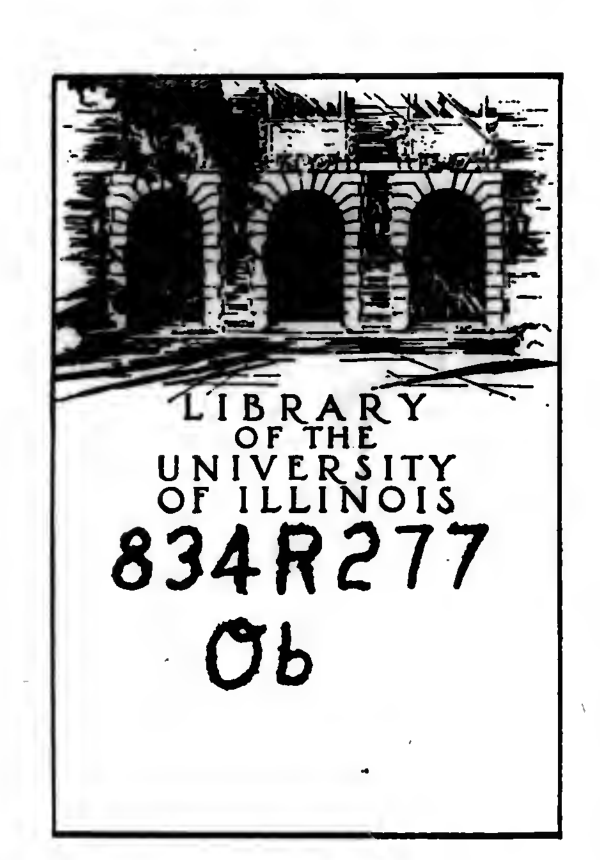




HANS REISER

Binscham der Landstreicher

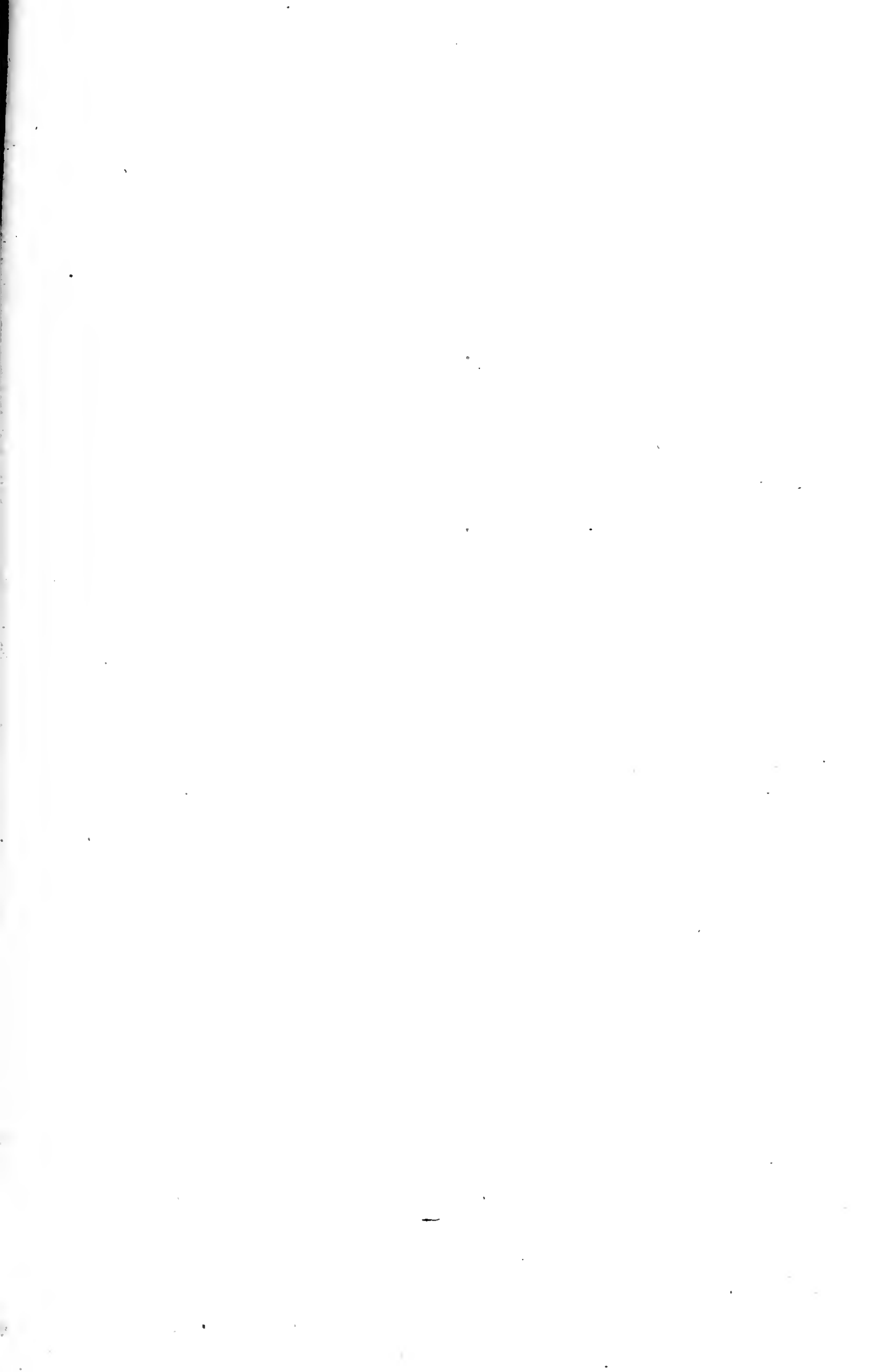
Eine Jugend



Deutsche Buch-Gemeinschaft
G. m. b.
Berlin

Von Hans Reiser erschien ferner:
Yatsuma
Eine Donquijoterie aus Schwabing. Roman
als Veröffentlichung der
Deutschen Buch-Gemeinschaft

ERSTES BUCH



I. Erste Liebe

Als Binscham siebzehn Jahre alt war, arbeitete er eine Zeitlang in einer Fahrradfabrik. Neben der Maschinenhalle lief ein schmaler Hof, von einem eisernen Zaun gegen die Straße abgeschlossen, an dem Schienen, Räder, Bleche und Haufen von Eisenabfällen lagen. Gegenüber, an der Straße, standen villenartige kleine Häuser. Das schwindsüchtige Gesträuch und die verhungerten Blumenbeete in den winzigen Vorgärten, die der ruß- und feuerspeienden Landschaft einen Schimmer von Freundlichkeit geben wollten, machten sie nur noch trauriger, und die rostigen Grasbüschel, die in dieser Wüste von Kies und Eisenspänen zu gedeihen wagten, zitterten ängstlich vor dem heißen Dampf, der aus den Mauerlöchern pfiff.

Als Binscham eines Nachmittags eine Eisenplatte über den Fabrikhof trug, erblickte er an einem der Villenfenster ein Fräulein, das ihm zulächelte. Binscham erschrak, wie man bei einem Donnerschlag oder einer Explosion erschrickt. Er errötete, und die rauhe Landschaft verwandelte sich in seinen jungen, einfältigen Augen in eine blühende Gegend Indiens oder Arabiens. Er verirrte sich und

ging statt in die Schleiferei, wo er die Platte hatte hinbringen sollen, in die Gießerei. Von der Gluthitze des ausströmenden Eisens angeweht, merkte er erst, wo er war. Schwankend wie ein Betrunkener und betäubt, als hätte ihm einer eine Eisenstange auf den Kopf geschlagen, ging er zurück, nicht über den Hof, sondern durch eine lange Reihe von Maschinensälen, während das Fräulein am Fenster wartete und seine Blicke nicht von dem hohen Eisentor verwandte, hinter dem er verschwunden war.

Binscham war kein Feigling. Im Alter von fünfzehn Jahren seinen Eltern entlaufen, lebte er, sorgloser als ein Vogel, wo ihn der Zufall hinwarf, vertrieb sich die Zeit mit Nichtstun, schlief im Straßengraben oder wo es sonst billig war, aß, wenn es zu essen gab, und aß nichts, wenn es nichts gab. Er war ein heiterer Bursche, der auf der Landstraße und in der Schenke gegen drei ausgewachsene Männer seinen Mann zu stellen wußte, und der nichts fürchtete außer Wohlleben und Stubenluft. Dabei zitterte dieser Lustikus vor Angst, den jugendlichen Mädchenaugen wieder zu begegnen, deren Blick ihm einen unheimlichen Schauer durch die Brust gejagt hatte. Hätte man ihm befohlen, einen Dampfkessel von einem Ende der Fabrik zum anderen zu wälzen, er wäre mit der Kraft eines Bären an die Arbeit gegangen, und sein Ehrgeiz wäre gewesen, sie ohne Hilfe zu bewältigen. Aber kein Preis der Welt hätte ihn bewegen können, an jenem Fenster noch einmal vorbeizugehen.

Als er wieder an seiner Maschine stand, verdarb er

alles, was er anrührte. Der Werkmeister brüllte ihn an, er könne zum Teufel gehen, wenn er so weitermache. Binscham, zornrot, packte einen Schraubenschlüssel von halber Armlänge, aber er ließ ihn fallen. Was konnte er machen? Dieser grauhaarige Mann mit seiner Brille war ein Gott, der ihm erlaubte, in der Fabrik zu bleiben wie in einem Paradies, in dem er eines Tages zwei Augen, tiefer Deutung voll, wiedersehen durfte, wenn das Glück und der Zufall ihm gnädig waren. Mußte er nicht froh sein, von seinem Lohn sich einen der kleinen Gegenstände kaufen zu können, die so begehrenswert werden, wenn ein junger Mensch anfängt, sich für sein Aussehen zu interessieren, eine Halsbinde oder einen Taschenspiegel! Er sah plötzlich, wie wertvoll das Geld war, das er verachtete. Mit Eifer griff er in die Hebel und ließ die Späne sprühen, daß es eine Lust war, nicht ohne seinem Zorn Luft zu machen. „Was willst du denn, du alter Schnauzbart mit deinem gedunsenen Eulengesicht!“ schrie er in den eisernen Lärm hinein. „Hältst du es für eine Gnade, daß ich mich hier aufhalten, eure schmutzigen Karren bedienen und den Sonnenschein draußen versäumen darf? Wenn das Fräulein nicht wäre, würde ich dir deinen Kram vor deine abgemagerten Gichtbeine schleudern, die deinen Wasserbauch kaum tragen können! Wer weiß, ob ich morgen noch da bin.“

Er aß nichts, schlief nicht und streunte die Nächte ziellos umher; und um mit niemandem ein Wort reden zu müssen, brachte er, obwohl er kein Freund vom Lesen

war, einen alten Kalender mit zur Arbeit, in dem er während der Pausen zu lesen vorgab.

Als er nach einiger Zeit sich ermannte, wieder am Zaun entlangzugehen, war er niedergeschlagen, weil das Fenster leer war. Er hatte sich eingebildet, das Mädchen würde zwei Wochen lang am Fenster stehenbleiben, um den Augenblick nicht zu versäumen, in dem es ihm einfiel, wieder vorbeizugehen.

Von da ab richtete er es so ein, daß ihn jeder Weg über den Hof führte. Aber das Fräulein blieb unsichtbar. Binschaм bewegten hundert Pläne und Ideen, wie er ihre Aufmerksamkeit erregen und ihre Bewunderung herausfordern könnte. Er war arm, aber nur an Geld. Sein Stolz und seine Verachtung äußeren Besitzes waren wesentlichere Werte als der Reichtum des Reichsten. Er wollte in das Haus gehen, um sie zu sehen, oder einen ganzen Tag lang unter ihrem Fenster stehen, oder die Nacht hindurch, damit sie ihn am Morgen beim ersten Blick auf die Straße gewahr werde. Aber war es nicht besser, an der Dachrinne hinaufzuklettern und in ihr Zimmer einzusteigen! Oder mit drei, vier verwegenen Männern eine Schlägerei vor ihrem Hause zu beginnen, die die Menschen an die Fenster lockt und wobei man sehen könnte, wie er seinen Gegnern Herr wird, die wie tote Spatzen auf der Straße liegenbleiben würden! Oder wenn ein Brand ausbräche? Ebenso leicht wie mit dem Hund, den er als kleiner Junge aus einem brennenden Hause geholt hatte, würde er mit dem Mädchen im

Arm an der Dachrinne herunterklettern. Und da es nicht brannte, konnte er das Haus ja anzünden.

So träumte er von Entführungen, Überlistung von Nebenbuhlern und Bezwingung von Hindernissen, sah sich kämpfen, Gefahren bestehen, Bäume ausreißen und Berge versetzen, morden und töten. Mit solchen unmodernen Einfällen beschäftigt, mit Unternehmungen, die wir als Verbrechen bezeichnen, und indem er Eigenschaften beweisen wollte, die in unserer Zeit keinen ausgedroschenen Strohhalm wert sind, glaubte er den Beifall und die Neigung eines Mädchens von heute erringen zu müssen.

Zu seinem Glück, da ihm ein toller Einfall den andern verjagte, entschloß er sich zuletzt, einen Tag lang noch an jenem Fenster vorbeizugehen, und, wenn er die Angebete dann nicht sah, die Gegend zu verlassen. Als er an diesem Tage, wohl zum zwanzigstenmal, am Zaun entlangging, erblickte er sie endlich. Der Atem stockte ihm, im Hals brannte ihm ein trockenes Gefühl, und seine Beine waren wie gelähmt. Endlich nahm er all seinen Mut zusammen und zog seinen Hut, und sie grüßte zurück, lachend wie das erstemal.

Binscham fiel aus einer Anwandlung in die andere, aus Ergriffenheit in Übermut, von Frohsinn in Schwermut und Grübelei, und aus ihr wieder in Heiterkeit und Verzückung. Bald beleidigte ihn die Unveränderlichkeit der Dinge, das alltägliche Gebaren der Menschen und ihre sinnlosen, nüchternen Redensarten, dann wieder

stellte er selbst die Verwandlung der Welt an und sah sie so schön, wie sie außer ihm niemand sehen kann, er sei denn so ergriffen, wie er war. Eine trübe Nacht schwand ihm aus den Blicken wie einem Blinden, dem eine quälende Krankheit das Augenlicht zurückgibt, er lernte sehen, zuerst rosenrot und überirdisch, später dann irdisch und deutlicher, als ihm lieb war.

An einem dieser frohen Tage kaufte er Briefpapier, auf das er mit sorgfältigen Buchstaben ein Gedicht malte. Er las es mit brennenden Wangen durch und stellte sich vor, da er glaubte, daß etwas, was ihn ergriff, auch jeden anderen ergreifen müsse, wie das Fräulein beim Lesen dieser Verse in heiße Tränen ausbrechen werde. Und um immer wieder und möglichst oft den wunderbar schrecklichen Stich in der Lunge zu spüren wie ein Märtyrer, der nicht satt wird, sich das Herz zerfleischen zu lassen, und da seiner brennenden Empfindung auch die Ewigkeit noch zu kurz gewesen wäre, ging er mit seinem Brief in der Tasche wochenlang täglich so oft er konnte, am Zaun entlang. Es hätte leicht sein können, daß das Mädchen während dieser Zeit sich verlobt, verheiratet und wieder geschieden hätte. Aber Binscham wußte von den Sitten und Gebräuchen unserer Zeit so wenig, daß er es für selbstverständlich hielt, daß sie, wenn sie sich auch ein halbes Jahrhundert lang nicht begegnen würden, sich mit nichts beschäftige als mit dem Gedanken an ihn.

Eines Abends, ein Vierteljahr nach ihrem ersten Blickwechsel, traf er sie endlich. Sie war zwar viel kleiner,

als er sie sich vorgestellt hatte, aber das erhabene Bild, das er in seiner Vorstellung von ihr trug, war von ihrer wirklichen Erscheinung nicht abhängig. Die Schüchternheit, die leidenschaftliche Naturen kennzeichnet, ließ ihn eine Stunde lang neben ihr hergehen, ohne daß er einen Ton von sich gab. „Wozu reden," dachte er vielleicht, „wenn man neben einem Engel schreitet? Zur Musik der himmlischen Räume fügt sich andächtiges Schweigen."

Das gute Mädchen langweilte sich einigermaßen auf diesem ereignislosen Spaziergang. Als es endlich beim Überqueren einer Straße den Rock ziemlich hoch raffte, da war das Maß von Binschams Verwirrung voll. Unvermittelt, mit erstickter Stimme, verabschiedete er sich.

Am Tage darauf mußte er wegen eines Rechenfehlers auf seinem Lohnzettel in die Kanzlei. Während man ihn warten ließ, fing er, ohne zu wollen, ein Bruchstück einer Unterhaltung auf, die zwei junge Beamte miteinander führten.

„Gestern abend?"

„Eine schwere Nummer, sage ich dir!"

Sie wandten sich lachend dem Fenster zu.

„Mit welchem Geschwätz diese Kindsköpfe ihre Zeit totschlagen!" dachte Binscham sich. „Sie lachen wegen nichts und wieder nichts wie Schulmädchen." Als er ebenfalls hinausblickte, sah er seine Angebetete und Augenweide am gegenüberliegenden Fenster. Die jungen Männer nickten ihr zu wie einer alten Bekannten, und sie grüßte mit demselben bestrickenden Lachen zurück, das ihm

seit einem Vierteljahr den Kopf verdrehte und ihn um Schlaf und Appetit brachte. Er war sehr verblüfft, daß dieses Lächeln außer für ihn auch noch für andere Menschen Verwendung fand. Er errötetete und ging sinnend seiner Werkstatt zu. Plötzlich blieb er stehen wie vom Blitz zerschmettert. Er hatte den Sinn jener rätselhaften Unterhaltung plötzlich verstanden. Und er errötete abermals heiß und flammend.

„Ich scheine nicht wenig dumm zu sein!“ dachte er. „Ich muß es bald so weit bringen, daß ich nicht mehr zu erröten brauche.“

Er kehrte um, ging in die Stadt und verschwand.

2. Er macht es auf seine Art

Als Binschams Erfahrung und Gewandtheit noch nicht sehr großartig waren, hielten sich seine Kollegen darüber auf, daß er wohl mitaß, aber nicht arbeitete, das heißt weder betteln noch stehlen wollte. Es fehlte ihm an Mut, und, was dasselbe ist, an Übung, oder er bildete sich ein, er sei zu stolz dazu. Also nahm ihn ein Fechtbruder, ein stellenloser Tapezierer, mit, um ihm zu zeigen, wie man billig einkauft. Sie gingen in einen Bäckerladen, und da nicht sofort jemand erschien, steckte der Tapezierer in jeden Rockärmel mehrere Semmeln. Dann kaufte er eine und ging wieder.

„So macht man's", sagte er. „Sieh zu, daß du Brot herbeibringst, wir brauchen noch mehr. Da hast du drei Pfennige."

„Kunststück!"

Binscham ging in den nächsten Bäckerladen und steckte vier Brote in jeden Ärmel. Als er noch eines kaufen wollte, fielen ihm zwei aus dem Ärmel heraus. Er bückte sich, um sie aufzuheben, da fielen ihm die anderen auch noch heraus, so daß der ganze Laden voller Semmeln kollerte. Er klaubte sie aber in aller Gemütsruhe zusammen und sagte: „Das nächste Mal stecke ich sie in die Tasche, da fallen sie wenigstens nicht heraus!" Bis sich das Fräulein von seiner Verblüffung erholte, war er verschwunden. Als er sein Abenteuer erzählte, lachten sie ihn aus.

„Jetzt zeige ich dir, wie man Käse kauft", sagte ein Kunde, der mit seinem Spitznamen Krötenkopf hieß. „Du mußt langsam dazu tun und etwas lernen. Zum Futtern allein können wir dich nicht brauchen."

Um etwas kaufen zu können, muß man Geld haben. Krötenkopf ging also in einen kleinen Obst- und Gemüseladen, weil man Obst selten schenkt und er somit auf Geld rechnen konnte. Die arme, mitleidige Händlerin gab ihm, er hatte seinen Vers noch nicht halb aufgesagt, ein Fünfpfennigstück.

„Nur die kleinen Leute geben was!" belehrte er Binscham. „Die großen haben das Geben verlernt vor lauter

Nehmen. Jetzt kaufen wir Käse. Bleib' du an der Tür stehen!"

Sie betreten ein Delikatessengeschäft, und Krötenkopf verlangt für zwanzig Pfennig Käse. Der Mann schneidet ein Stück herunter, wiegt es, wickelt es ein, der Gauner nimmt den Käse, legt sein Fünfpfennigstück hin und geht. „He! Sie! Halt!" schreit es hinter ihnen. Aber sie sind längst um die Ecke und in einer Seitengasse verschwunden.

„Das soll auch was sein!" sagte Binscham. Er dachte es geschickter zu machen. Das Geldholen war ihm zu langwierig, weil man selten fünf Pfennige erhält. Gewöhnlich muß man mit einem Pfennig zufrieden sein. Er wollte, um sein Genie zu erweisen, ohne jeden Pfennig Geld Käse kaufen, und ging schnurstracks in einen Laden. Der Käsehändler war aber ein finsterer, ungemütlicher Kauz, mit dem nicht viel Spaß zu machen war, und Binscham fiel das Herz in die Hosen. „Der Kerl," dachte er sich, „ist imstande und wirft mir sein Käsemesser in den Rücken!"

„Was wollen Sie?" fragte der Mürrische.

„Ich möchte um fünf Pfennig für zwanzig Pfennig Käse haben, habe aber leider keine fünf Pfennige."

Der Alte lachte. „Da!" sagt er. Er hatte ihm ein großes Stück abgeschnitten, das wohl fünfzig Pfennige wert war.

„Jetzt fehlt uns noch ein Stück Wurst", sagte der Tapezierer.

Sie wußten einen Wursthändler, der Salami- und Cervelatwürste vor dem Laden hängen hatte. Zuerst wurde beraten und ein Ort ausgemacht, an dem man sich wieder traf. Krötenkopf ging voraus, besichtigte den Wurstladen, gab ein Zeichen, daß die Luft rein war, und ging um die Ecke. Dann kam der Tapezierer, schnitt eine Wurst ab, steckte sie unter den Rock und verschwand. Binscham mußte langsam hintennach gehen. Er blieb, die Hände in den Hosentaschen, vor dem Schaufenster stehen und stellte fest, daß der Diebstahl nicht bemerkt worden war. Dann ging er langsam weiter. Als er an dem verabredeten Ort eintraf, war von seinen Kameraden natürlich weit und breit nichts mehr zu sehen. Sie hatten sich längst aus dem Staube gemacht.

3. Man muß nicht alles wissen

Im Alter von achtzehn Jahren, da Binscham schon mehr Städte und Gegenden hinter sich hatte, als manche Menschen in ihrem ganzen Leben sehen, war sein Wissen und seine Erfahrung in gewissen Dingen noch so zurückgeblieben, daß es schwerfällt, für solche Ahnungslosigkeit einen Vergleich zu finden. Unter dem Gesindel, den Vagabunden, Deserteuren, entlaufenen Matrosen und Tagedieben aller Art, mit denen er umging, hörte er die sonderbarsten Redensarten und Ausdrücke und gebrauchte

sie selbst, um nicht zu verraten, daß er sie nicht verstand. Aus Furcht, ausgelacht zu werden, hütete er sich, nach ihrer Bedeutung zu fragen, führte sich in allem, was ihm neu und erstaunlich war, als gewiegt und erfahren auf und überließ es lieber der Zeit, die Geheimnisse des Lebens, die er kaum noch ahnte, zu enträtseln, bevor er sich dem Spotte der alten Landstreicher aussetzte. So waren ihm ein halbes Dutzend Bezeichnungen für Bordell geläufig, und doch hatte er nie eins gesehen, noch wußte er, was das ist; wer ihn aber reden hörte, der mußte meinen, er habe noch nie in einem anderen Hause geschlafen.

Eines Tages schlenderte er durch die Straßen Roms und dachte an weiter nichts, als wo er die Nacht verbringen könnte. Da blieb ein Mann vor ihm stehen und fragte ihn, ob er ein schönes Weib sehen wolle. Binscham war zu verblüfft, um ja oder nein sagen zu können. Er folgte ihm neugierig und mißtrauisch und zerbrach sich den Kopf, was es mit dieser Aufforderung für eine Bewandtnis haben könne. Einesteils malte sich seine Unwissenheit und phantastische Einbildungskraft ein Wunder aus, dem zu begegnen ein unerhörter Zufall ihn auserwählt hatte, andererseits mache er sich, stets auf mehr Gefahr vorbereitet, als ihm begegnen konnte, darauf gefaßt, daß man ihn in eine Falle locke, und sei es nur, um ihm Rock und Hose auszuziehen. Mit der Zerlumptheit italienischer Bettler verglichen, war er fast gut gekleidet, aber im übrigen besaß er weniger als die, nämlich

gar nichts. „Nehmen können sie mir nichts,“ dachte er sich, „und meiner Haut werde ich mich schon wehren.“

Es wurde Nacht, sie gingen durch enge, stockdunkle Gassen, und Binscham hielt den Griff seines Messers in der Tasche fest.

Vor einem Hause, aus dem ein Lichtschein auf das Pflaster fiel, hielten sie. Der Führer bedeutete ihm, zurückzubleiben, ging an dem Hause vorbei, kehrte um und winkte ihm. Sie betraten einen erleuchteten Raum zu ebener Erde, in dem ein Tisch mit Weingläsern, Obst und Trauben den Blick auf sich zog, und an dem zwei Frauen saßen. Binscham, der glaubte, er sei Gast einer Familie, verbeugte sich und entschuldigte sich wegen seiner schlechten Kleidung, die Weiber gingen ihm entgegen, forderten ihn auf, Platz zu nehmen und schenkten ihm ein. Ihre Liebenswürdigkeit verwirrte, ihre südländische Schönheit blendete ihn. Binschams Schüchternheit berührte die Dirnen sonderbar; sie betrachteten den blonden Burschen, in dessen Augen sie ihre entschwundene Mädchenzeit wiedererblickten, wie ein Wundertier, und er senkte den Blick verlegen auf das Tischtuch. Die ältere legte die Hand auf seinen Arm und fragte ihn, ob er sie lieben wolle. Binscham verstand weder das gewöhnliche Italienisch genug, noch die besondere Sprache dieser Mädchen. In seinem Glauben, er sei bei den Töchtern einer vielleicht vornehmen Familie zu Gast, vermutete er, das Fräulein habe sich danach erkundigt, wohin er reise, und suchte nach Worten, um zu antworten. Sie wiederholte

ihre Frage, sah ihn mit ihren großen Augen an, in denen ein feuchtflüssiges Feuer schimmerte, und machte ihm mit den Fingern ein Zeichen. Aber er begriff nichts. Weit davon entfernt, an das zu denken, wonach die beiden Katzen Verlangen hatten, vergegenwärtigte er sich alle höflichen Redensarten, die man mit gesitteten jungen Damen wechselt, versuchte sie ins Italienische zu übersetzen und dachte angestrengt dem Laut der gehörten Worte nach mit dem Gesicht von einem, der Hieroglyphen entziffern und Rätsel lösen will. Die Weiber lachten nicht zu seinem komischen Benehmen, sie wurden im Gegenteil immer ernster. Der Fall schien sie lebhaft zu beschäftigen. Die Spannung wurde schließlich unerträglich, der Mann, mit dem Binscham gekommen war, nahm, von so viel Einfalt und vielleicht auch aus einem anderen Grunde peinlich berührt, die Gitarre von der Wand und summte ein Melodie. Binscham merkte wohl, daß er sich ungeschickt benahm und errötete. Er sah auch die Verstimmung des Mannes und seine spöttische Miene und er nahm sich vor, ihn, wenn er sich etwas gegen ihn herausnehmen sollte, zu Boden zu schlagen, daß er das Aufstehen vergessen würde. Da erhoben sich die Mädchen, umdrängten den Gitarrespieler und sagten schmeichelnd und bittend etwas zu ihm, das Binscham nicht verstand. Er erwiderte kurz und unwillig, sie gerieten in Streit und schließlich warf er das Instrument hin und ging hinaus. Jetzt drängte das jüngere Weib ihre Freundin vom Tische weg. Eine Weile rangen sie scherzhaft, dann

wurden sie plötzlich ernst und standen sich drohend wie Tigerkatzen gegenüber. Die Jüngere sprang zur Tür und rief einen Namen hinaus, und die Ältere faßte Binscham an der Hand und lief mit ihm nach rückwärts einer schmalen, marmornen Treppe zu. Als sie die Treppe hinaufrannten, glitt sie aus, Binscham fing sie auf, sie ließ sich auf ihn sinken und er wollte sie, da er sie schon in den Armen hielt, so schnell nicht mehr loslassen. Er trug sie hinauf und sie umwand und umklammerte ihn mit allen Gliedern.

In ihrem Zimmer sperrte sie ab, umarmte und drückte ihn, als gälte es, etwas festzuhalten, das ihr genommen werden könnte, und fing an, ihn zu entkleiden. Binscham, schamhaft wie eine Jungfrau, entwand sich ihr lachend, und sie haschte ihn, bis er sich ergab. So mußte er am Ende doch Rock und Hose lassen, wenn auch anders, als er befürchtet hatte.

Als sie vor Lachen umfallend auf das Bett sank, dachte er sich zornig: „Ich werde es ihr schon zeigen!“

Dann fragte sie wieder, ob er ihr etwas schenken wolle.

Er kam nicht aus dem Erstaunen heraus. Was konnte er ihr noch schenken?

Sie hielt ihm die Hand hin.

„Ich habe nichts“, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie kann ich auch —!“ dachte sie sich und reichte ihm ihren vorlauten Mund, damit er ihn zum Schweigen bringe.

4. Aber er ist nicht ohne Ehrgeiz

Nach seinen ersten Liebeserfahrungen war Binscham der Meinung, daß es nichts Verworfeneres auf Gottes Erdboden gebe als ein Weib, und er schwor sich mit hundert Flüchen, seine Gefühle nie wieder einem weiblichen Wesen zu offenbaren.

In dieser Stimmung ging er in einen Tanzsaal mit der Absicht, sich den Kuckuck um die Weiber zu kümmern. Da aber weit mehr Mädchen als Männer anwesend waren, so entstand um alles Männliche, ob grad oder krumm, ein Gerisse, und Binscham, den ein Rudel tanzlustiger Mädchen bestürmte, fühlte sich in seiner abweisenden Maske wenig behaglich. Er hätte am liebsten mit allen zugleich getanzt, blieb aber standhaft, weil er meinte, schon das Tanzen verstoße gegen seine Vorsätze, womit er recht haben mag, denn es ist dem Lieben so nahe wie das Nippen dem Trinken. Mit der Miene eines Menschen, der, abgebrüht oder unempfänglich, den tiefen Reiz der Dinge, die das Herz in Aufruhr bringen, weder hört und sieht, noch spürt, riecht oder atmet, sagt er, sein linker Fuß, der ohne Zehen, schmerze ihn so, daß er kaum gehen könne. Sein Ehrgeiz blieb, zu sein, was er nie sein konnte: teilnahmslos und gefühllos, fleischlos und herzlos, ungerührt und unbeweglich, wie die meisten Klötze, die diese Welt bevölkern, sind.

Sehr lange konnte dieses Leichenspielen nicht dauern. Seine Anstrengungen hätten ihm vielleicht etwas genützt,

wenn der Mensch seine Natur ändern könnte wie sein Benehmen und sein Wesen wechseln wie sein Nachthemd.

Während seine Füße so aszetisch ruhten, seine Blicke in heuchlerischer Entsagung sein Bierglas betrachteten, und während er sein Herz an die Leine legte wie eine läufige Hündin, währenddem drehten sich seine Empfindungen, von Melodien fortgerissen, im Kreise und entführten ihn in eine schöne, unbegreiflich wunderbare Welt, die kein Mensch im Tanzsaal einer Kleinstadt entdecken wird, und wenn er sie mit der Brille suchte. Die Weiber ließen nicht nach, ihn aufzufordern, und so mußte er endlich nachgeben, wenn er nicht fortgehen wollte. Er tanzte also und trieb seine Verstellung so weit, daß er sich steif und hinkend stellte. Aber die Tänzerin war so geschickt, diese schleppende Linie in den rundesten Schwung aufzulösen, und überdies war die Art, wie sie sich in seinen Arm gab, von einer unbewußten Innigkeit, wie sie nur Liebende im Augenblick der ersten Zärtlichkeit kennen. Sie erglühte und verging im Tanze wie Feuer im Wind und blickte ihm mit leicht zurückgebeugtem Kopf in die Augen, als wären sie der Brennpunkt, um den ihre beschwingten Körper sich drehten. Binschams Herz klopfte gewaltig, sein böser Fuß war vergessen. „So zu sterben, mitten im Tanz!" — dachte er sich, wenn er es auch nicht sagte. Er erinnerte sich aller in solchen Augenblicken begangenen Fehler und an die überschwenglichen, verrückten Worte, die er den Tänzerinnen ins Ohr flüsterte, während er sie fester in den Arm preßte, und dieser Torheiten

sich schämend, wich er ihrem Blick aus oder erwiderte ihn mit dem Ernst eines evangelischen Seelsorgers. Da sie ihn unverwandt anschaute, auch als sie wieder am Tisch saßen, so sah er, daß sie ununterbrochen tanzen wollte, und er tanzte die nächste Tour absichtlich mit einer anderen. Als er zurückkam, bereute er es. In ihren Augen war eine rührende Frage zu lesen, warum er das getan habe, und zugleich eine widerspruchslose Ergebung in seinen Willen. Binscham war auf dem Punkt, alle seine Vorsätze über den Haufen zu werfen. „Warum umarme ich sie nicht?“ dachte er. „Was geht es die Strohköpfe an! Die können mich höchstens beneiden.“

Das Mädchen war ein junges, dummes Ding, ein reizender Falter, der an nichts dachte, als im Arme dieses Mannes sich im beglückenden Reigen zu drehen, wie andere Falter an nichts denken, als im warmen Sonnenlicht über die Wiesen zu taumeln. Binscham, gemäß seiner Meinung, daß der Teufel und das Weib ein und dieselbe Person sei, nur mit dem Unterschied, daß der Teufel beim Weib noch in die Schule gehen kann, stand auf und sagte: „Kommen Sie mit?“ Mit der Munterkeit des Kindes, das sich arglos einem Wunsche fügt, folgte sie ihm. Sie dachte, Binscham wolle abseits vom Gedränge hin und her gehen und plaudern. Als er aber auf die Tür zuging, sah sie ihn mit einem großen Blick an, und ein verlegenes Lächeln erstarb auf ihren Lippen.

Binscham handelte ganz so, als gälte es ein schwieriges Examen zu bestehen. Seine Erregung war fürchterlich,

er glaubte, ein elektrischer Schlag würde ihn töten, wenn er sie mit den Fingerspitzen nur berührte. Und mit der größten Anstrengung die größte Kaltblütigkeit erzwingend, ging er neben ihr her, ohne sie anzusehen.

Hinter dem Garten begann der Wald, in seinem Schatten blieben sie stehen. Er zitterte an Händen und Füßen. Wie gerne hätte er ihr seine Empfindungen gestanden, ihr tausend berauschende Dinge gesagt, wie gerne sie leise und behutsam an sich gezogen, wie leidenschaftlich gerne die stumme, angstvolle Frage ihrer Lippen mit einem Kusse besiegelt! Aber das durfte nicht sein! Er schob seinen Arm um ihre Hüften und beugte sie langsam hintenüber.

Als er aufstand, fand er sich nachdenklicher, als er je gewesen war. Zornig gegen sich und mitleidig mit ihr, litt er, daß sie auf dem Rückweg sich an ihn preßte.

Grübelnd und schweigsam saß er wieder da.

„Wollen wir nicht tanzen?“ fragte sie leise.

Er antwortete, er habe keine Lust. Und sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr.

Sie glaubte, er zürne ihr und drückte ihr Taschentuch an die Augen.

5. Er kann nicht französisch

In Marseille sah Binscham in einer Schenke eine junge Frau, die einem Kinde die Brust gab und ein zweites aus dem Teller fütterte. Sie schaute ihn an, ihre Blicke verfingen sich und hingen aneinander wie zwei Tauben, die schnäbeln. Sie wurde gesprächig und erzählte ihm etwas, aber er verstand kein Wort. Er nickte aber mit dem Kopf dazu und lachte, sooft sie lachte. Die Frau, über sein Schweigen ein wenig betroffen, beschwichtigte die Kinder unnötigerweise, da sie ganz artig waren. Endlich sagte sie zu ihm, sie möchte ihn kennen lernen, er erinnere sie an jemand. Binscham, so wenig er verstand, las aus ihren Augen genug. Als er daraufhin die drei Worte seines französischen Sprachschatzes zusammenfischte und ihr mit einer Art Taubstummensprache etwas erklärte, das er selbst nicht verstand, geschweige jemand anderer, stand sie auf, grüßte lachend und ging.

6. Nachtportier

In Genua, es war Fremdenzeit, erbot sich ein Schweizer Hoteldiener, Binscham, dessen Kasse so erschöpft war wie er selber, eine Portierstelle zu verschaffen.

„Ein paar Sprachen kannst du ja?“ fragte er ihn. „Parla italiano?“

„Si Signore!“

„Parleh franssäh?"

„Wui 'ssieh!"

„Du ju spiek inglisch?"

„Jäs!" Binscham spuckte aus und traf den Hund einer Dame, der ihn ankläffte, ins Auge.

„Sprechen Sie deutsch?"

„Selbstverständlich. Als Deutscher!"

„Bon. Hoffentlich kannst du mehr als das, sonst hat es natürlich keinen Wert."

„Für einen Portier reicht's schon", meinte Binscham. „Es gibt Minister, die das nicht können." Er dachte sich: „Der kann ja auch nicht mehr!"

„Du gehst also nach dem Essen ins Hotel Bellevue —"

„Nach dem Essen kann ich nicht gehen," sagte Binscham, „ich muß vor dem Essen gehen."

„Warum?"

„Weil ich noch nicht weiß, wo ich zu Mittag essen werde. Ich habe mich noch nicht entschlossen."

Der Hoteldiener war etwas schwerhörig. „Da gehst du in die Trattoria Farnese," meinte er, „die ist sehr billig."

„Das ist sehr nett von der Trattoria," sagte Binscham, „aber wenn du keine weißt, in der man umsonst ißt oder noch etwas herausbekommt, wenn man nicht bezahlt, dann bin ich so weit wie zuvor."

„Ah so! Meine Frau wird dir was richten. Du gehst also nach dem Essen hin, ich rede vorher mit dem Geschäftsführer. Einen Kragen und einen Hut leihe ich

dir. Er wird dich wahrscheinlich englisch anreden, damit du Bescheid weißt.“

„All right!“

Sie gingen in des Hoteldieners Wohnung, eine finstere, winzige Stube, in der man sich zwischen Tisch und Stuhl, einem alten Sofa und einem ganz überflüssigen Blumenständer kaum umdrehen konnte. Der Mann brachte Rasierzeug, Schuhwichse und Kleiderbürste, ließ ihn beim Mittagessen mithalten und gab ihm Trambahngeld.

Binscham nahm diese Wohltaten dankbar an, denn er hatte sie nötig. Er dachte natürlich nicht daran, eine Stelle zu suchen. Stellungsuchen, arbeiten und angestellt sein waren Dinge, die er auf den Tod nicht leiden konnte, und eine Zigarre hatte er auch noch. Aber was war mit dem Trambahngeld, den zwanzig Centesimi, viel anzufangen?

Er fuhr also hin und stellte sich vor: „Ich möchte den Direktor sprechen.“

„Der Herr Direktor kommt erst in einer halben Stunde. Wenn Sie die Güte haben wollen, sich so lange zu gedulden?“ Und man führte ihn in den Rauchsalon, so daß er gezwungen war, seine einzige Zigare anzuzünden.

Der Direktor kam, verbeugte sich, fragte nach seinen Wünschen und wurde unwillig, als er hörte, worum es sich handle. „Wenden Sie sich an meinen Geschäftsführer!“ sagte er zornig. „Übrigens — Sie sprechen vier Sprachen? Was waren Sie bisher?“

„Portier."

„Gut. Also Nachtportier. Melden Sie sich in der Kanzlei."

Zu Bischams Glück wurde diese Unterhaltung deutsch geführt. Zu seinem Unglück aber waren die ersten Reisenden, die er empfangen sollte, Engländer, und der Direktor wurde Zeuge, daß er keine drei Worte dieser Knödelsprache verstand.

„Si vous-voulez être un homme honnête," brüllte er ihn an, um zu sehen, ob er wenigstens französisch konnte, „défendez-vous en français!"

Aber auch in dieser Sprache war Bimscham arm wie eine Kirchenmaus. „Ich wulewuh gar nichts," sagte er „das bißchen Beefsteaksprache hätte ich auch noch gelernt!"

Er ging, und sein ganzer Gewinn aus der Geschichte war ein Hut und ein Stehkragen.

7. Ein skeptischer Prophet

Je öfter das Schicksal Binscham aus dem Ausland nach Deutschland zurückwarf, desto brennender trieb es ihn wieder fort. Da half kein Rat und keine Erfahrung, keine Not und kein Bedenken, da gab es kein Halt und kein Hindernis.

Er stapfte neben einer Postkutsche her, der Postillion war abgestiegen, weil es bergauf ging, und sie unter-

hielten sich. Vom Tippeln und Vagieren und vom Ausland. Der Postillion wußte auch einiges. Er war in der Fremdenlegion gewesen und hatte dort eines Tages in den Sack gehauen.

„Ja, ja," sagte er, „es hat heutzutage seinen Haken! Überhaupt —!" Und er knallte, was er noch hatte sagen wollen, mit der Peitsche in die klare Winterluft hinaus.

„Na ja," sagte Binscham, „du hast halt genug."

„Wo willst du denn aus Deutschland hinaus?" fuhr der Postillion grimmig fort. „Sind vielleicht in der Schweiz, in Polen, in Tirol, in Böhmen, in Schlesien, am Rhein, in Holland keine Grenzwächter, Blitzableiter, Soldaten, Grünfräcke? Wie hinauskommen aus der Mausefalle? Mit deiner Kluft, ohne Papier und ohne Draht? Oder hast du falsche Flagge?"

„Nichts."

„Also! Bei Nacht und Nebel übers Gebirge kraxeln? Erfrieren, Hals und Bein brechen? Du kannst dich von einem französischen Grenzwächter niederschießen lassen oder von einem tschechischen oder von einem polnischen, was dir lieber ist. Und wenn du draußen bist, dann kommen sie: Ah, hab' die Ehre, guten Tag zu wünschen! Wünsche gut geruht zu haben, Herr deutscher Landstreicher! Gott sei Dank, daß du da bist, wir warten schon lang darauf, daß wir dich futtern dürfen! — Haha! Beim ersten Kilometerstein hinter der Grenze kommt Aujust mit der Latte und hat dich beim Schla-

fittchen. Kehrt marsch, deutscher Kaib! Warte, wir werden dir Beine machen, du verdammtes Luder!"

Der Postillion ließ seine Peitsche durch die Luft sausen, daß die Pferde erschrocken anzogen.

Binscham sagte keinen Ton.

„Ewig den Hasen machen?" fuhr der Postillion wütend fort, „Hochgehen, aus einem Kittchen ins andere? Mein lieber Freund! Und dann die Hauptsache: Wie aus Europa hinaus? Kannst nicht, gibt's nicht! Abgeschafft! Aus!"

„Warum nicht?" lachte Binscham.

„Ist vielleicht Materika was anderes als ein englischer, spanischer, portugiesischer, französischer, deutscher, italienischer Salat? Algier, Tunis, Marokko, Madagaskar — französisch! Angola, Ostafrika portugiesisch! Kongo belgisch! Tripolis italienisch! Sudan, Ägypten, Somaliland, Ostafrika, Transvaal englisch! Von Kapstadt bis Tunis kein Fleck so groß wie mein Fingernagel, der nicht den Europäern gehört!"

„Es gibt schon noch Länder, wo die Affen noch nicht hingekommen sind", meinte Binscham.

„Indien englisch! China oder Australien, Nordpol oder Südpol, Neger oder Indianer, es kommt alles so europäisch auf die Welt wie in Holzhausen! Tutt la mäm schos! In Asien sind die Europäer gelb angestrichen, in Afrika und Australien braun und schwarz, und wo du hinspuckst, ist ein Engländer. Warum bis nach Java fahren, wenn ich Mynher Dickenbauch seinen Schnaps

saufen sehen will? Das kannst du in Amsterdam für das halbe Geld haben. Ausland, Ausland — es gibt kein Ausland mehr! Die Weltkugel besteht nicht, wie die kleinen Kinder in der Schule lernen, aus fünf Erdteilen, sondern aus Europa. Was nicht Europa heißt, das heißt anders und gehört uns doch, oder gehört uns nicht und handelt mit uns, was genau dasselbe ist. Wer ins Ausland geht, der kommt in Europa an. So ist es und nicht anders. Von Melbourne bis Brisbane begegnest du mehr Weißen als wie von Trostberg bis Traunstein, und wenn du ganz Australien abgrast, dann findest du nicht mehr Wilde als zwischen Eggstädt und Truchtlaching. Ja, alter Freund, wer heut aus Europa hinaus will, der muß aus der Welt hinaus! — Ariwedertschi! Salü! Mach's gut!"

Mit diesen Worten war der kuriose Postillion auf den Bock geklettert, denn die Anhöhe war erreicht, und die Pferde trappelten lustig davon. Binscham hatte von dem neuartigen Geographieunterricht weder etwas verstanden, noch war er im geringsten nach seinem Sinn. Er pfiff sich eins, und der gelbe Kasten war kaum hinter der Waldecke verschwunden, da war er auch schon vergessen.

8. Eine Warnung

In einem Hause, in welchem Binscham als Gast eines Freundes wohnte, begegnete ihm täglich ein schönes Mädchen. Groß und von stolzer Haltung, war sie durch ihr unschuldiges Wesen schön, Gang und Bewegung, ein schweigsames und doch heiteres Benehmen drückten Erhabenheit über das Stoffliche dieser Welt aus. Sie hatte die Augen eines Rehes, unwissend und scheu, nicht ohne Glut, oft träumerisch, oft streng blickend. Der heiße Ernst der Jugend blickte aus ihnen.

Binscham, der alle Hauseinwohner, die Aufwaschfrau und den Briefträger grüßte, grüßte sie nie, sah sie überhaupt nicht an. Er fürchtete zu verraten, daß sie ihm gefiel, hätte sich lieber eine Hand abgeschlagen, als sein Interesse an einem solchen Wesen merken zu lassen. Einem flatterhaften, beschränkten und wenig schönen Weibe heiße Geständnisse vorzulügen, Liebe zu heucheln und es auf den ersten Hieb zu Fall zu bringen, fiel ihm leichter, als zu einem schönen und keuschen Weibe guten Tag zu sagen. Da war er so karg und zugeschnürt als dort beredsam, so beklommen, ernst und fremd als dort fröhlich und zutraulich, so verlegen und eisig verschlossen als dort gewandt und feurig. Andacht ließ ihn verstummen, wandte seinen Blick, der die Flamme zu verraten drohte, zur Seite und entzündete ein kaltes, gleichgültiges Licht in ihm. Die Angst vor zu großem Glück machte ihn feindselig und scheu.

Das Mädchen wunderte sich über seine Unhöflichkeit. „Warum grüßt mich jeder gewöhnliche Mensch," dachte sie sich, „während dieser Mann, der etwas Besonderes an sich hat, mir ausweicht? Bin ich nur wert, von Modegecken und Schuljungen beachtet zu werden?" Das Gerede, daß Binscham jeden Tag ein anderes Weib habe, machte sie zornig, nicht gegen ihn, sondern gegen das Geschwätz der Leute. Sie sah nichts Unrechtes darin, daß ein junger Mann mit gesunden Sinnen seine Kräfte nicht in die Sparbüchse legt. „Die jungen Herren, die mich umschwärmen," dachte sie, „sind deswegen, weil sie nicht jeden Tag ein Weib haben, nicht weniger langweilig."

Eines Tages stand Binscham mit seinem Freund vor dem Hauseingang. Als er auf ein Geräusch hin sich umsah, war sie es, die aus dem Hause trat, und rascher als man einen Gedanken denken kann, hatten ihre Blicke sich ineinander verhängt, nicht anders als wie Liebende sich ineinander verhängen, pressen und klammern.

Alles Glück, das Liebenden beschieden ist, muß verblassen gegen den Augenblick, der es zum erstenmal offenbart, daß ihre Wesen füreinander bestimmt sind. Er ist der Augenblick, in dem der Reisende den Fuß auf die fremde Küste setzt, und die Sekunde, wo der Regentropfen nach dem Gewitter im ersten Sonnenstrahl glitzert. Er ist die erste Zärtlichkeit und der erste Fieberanfall, die erste Sehnsucht und das erste Geständnis, das erste Wort von stammelnden Kindeslippen und der fahle

Tagesschimmer am Nachthimmel, der Föhnhauch am nassen Wintertag und die erste summende Mücke am Frühlingsabend.

Aber Binscham ärgerte sich in seiner Seligkeit. Er kam sich vor wie der gefangene Soldat, dem der Feind durch die Tücke eines Zufalls das lange gehütete Geheimnis entriß.

Am Tage darauf erhielt er einen Brief, worin sie ihn bat, er möge ihr eine Unterredung gewähren, da sie ihn um einen Rat bitten wolle. Diese rührende Ausrede! Er fürchtete sich vor dieser Unterredung und beantwortete den Brief nicht.

Was Binscham tut, tut er heftig, und wenn er liebt, gleicht er einem Wahnsinnigen mehr als einem Liebenden. Er ließ die mörderische Krankheit mit ganzer Gewalt über sich hereinbrechen, mit jagenden Pulsen, Herzbeklemmung, Appetitlosigkeit, glühendem Kopf, Fieber und Fieberphantasie, Unrast, Schlaflosigkeit, Schwermut und Lebensüberdruß. Ein Schatten seiner selbst, ein ausgehöhltes Gespenst schlich er daher. Und wenn er ihr begegnete, sah er sie nicht an.

Eines Abends stand er vor dem Spiegel und rasierte sich. Da klopfte es. Er zuckte zusammen.

„Herein!“

Sie trat ein, über und über errötend, eine Entschuldigung hauchend. Der Atem versagte ihr und ihm nicht weniger. Aber er hielt es für seine Pflicht als Mann, sich zu beherrschen.

„Ich habe leider nicht viel Zeit," sagte er, „ich muß verreisen. In einer halben Stunde geht mein Zug."

Er wunderte sich selbst über den harten, kalten Ton seiner Stimme und fuhr fort, sich zu rasieren, ohne sich umzudrehen, froh, daß er sich in diesem Augenblick mit irgend etwas beschäftigen konnte. So glutübergossen, wie sie gekommen war, huschte die arme Gepeinigte hinaus. Als sie fort war, verließ ihn seine Kraft. Er mußte sich niedersetzen.

Der Vollständigkeit wegen soll erwähnt sein, um welchen Rat sie ihn bat. Sie sagte, es handle sich um eine Theateraufführung zum Geburtstag ihres Vaters, bei der er ihr raten und helfen könne, weil er dergleichen verstehe. Binscham verstand vom Theaterspielen so viel wie ein Pferd von der Sternkunde. Aber er verstand das Leben, das auch nur Theater ist.

Da er gesagt hatte, er verreise, so mußte er es tun. Er blieb drei Tage, drei Ewigkeiten lang in freiwilliger Verbannung fort und bezog dann ein neues Exil in seinem Zimmer. Dort horchte er auf jedes Geräusch im Hause wie einer, der Einbrecher fürchtet, und verfolgte jeden Schritt auf der Treppe mit andächtigem Herzklopfen.

Endlich empfing er einen Brief, in dem sie ihn bat, sie in ihrer Eltern Wohnung zu besuchen.

Sie stellte ihn ihrer Mutter vor, die sehr höflich tat und sehr mißtrauisch war. Sie achtete ihn, so weit er der Freund eines Menschen war, der seine Miete pünkt-

lich bezahlte, und fürchtete ihn für ihre Tochter, so weit er ihr im übrigen unbekannt war. Das Theaterstück, das man ihm gab, war einer der in den bürgerlichen Familien beliebten Schwänke, die von eigens dafür begabten Schriftstellern eigens für sie angefertigt werden. Abgesehen davon, daß er nichts davon verstand, hätte ihn in diesem Augenblick auch die gewaltigste Tragödie der Weltliteratur kalt gelassen. Er gab ihr das Stück zurück. „Später —", sagte er und trat auf dem Balkon. Der Sommerabend glühte wie ein dem Geständnis nahes Herz.

„Ich gehe", sagte er. „Kommen Sie nach?"

Sie nickte.

Auf ihrem Spaziergang sprachen sie kein Wort. Ihr Schweigen war vielsagender als die schönsten Verse, die der Dichter sein Liebespaar sagen läßt. Und da sie nicht auf der Bühne waren, wo verlangt wird, daß die Liebenden sich an den Händen zerren, in die Arme sinken und voreinander zu Boden stürzen, so blieb ihnen das alles erspart, und das war ihnen keine geringe Erleichterung. Sie zitterten davor, sich zu berühren.

Als sie vor dem Auseinandergehen im Schatten stehenblieben, gab Binscham ihr die Hand und sagte, er bliebe jetzt zurück. Und da waren nicht sie es, sondern eine furchtbare, unwiderstehliche Gewalt, die sie einander näherte, so daß ihre Lippen sich flüchtig berührten.

Binscham war froh und traurig zugleich. Eine niederdrückende Ahnung überfiel ihn, daß der Ausgang dieses

Erlebnisses so ernüchternd und bitter sein werde, wie der Anfang süß und berauschend war. Ihm war, als sei dieser Beginn schon das Ende.

Rastlos rannte er in seinem Zimmer auf und ab, horchte, wenn er Schritte zu hören glaubte, und zog sich gegen Mitternacht an, um fortzugehen. „Was frage ich morgen, was heute war!“ dachte er. „Wenn ich am hellen Tage betrunken heimkomme! Wenn ich ausgeschlafen habe, weiß ich nichts mehr von allem. Ich muß bald fort von hier.“

In diesem Augenblick öffnete sich lautlos die Tür — sie wischte herein und warf sich auf sein Bett. „Ach, ich bin so glücklich!“ rief sie aus. Das war der Seufzer eines ins Herz getroffenen Wildes.

Binscham setzte sich an das Bett und ergriff ihre Hand. Der Leser muß nicht erwarten, daß dieser Mensch jetzt eine Liebeserklärung vom Stapel läßt, wie sie in schlechten Romanen und unter denjenigen üblich sind, die sie lesen. Er hatte dergleichen nie in der Hand gehabt. Er sah sehr ernst aus und sagte mit möglichst kaltblütiger Stimme, die aber (und er schämte sich deswegen) ein wenig zitterte: „Ich werde mich jetzt zu dir legen.“

Die Scham, die Verwirrung, das flammende Erröten der Jungfrau und wie sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, kann man sich vorstellen. Aus dem leisen Vibrieren seiner Stimme mochte sie gehört haben, wie ernst es ihm war. Sie schlang ihre Arme um ihn und sagte: „Kann man anders nicht lieben? Ich habe so Angst.“

Binscham lachte, aber plötzlich wurde er ernst und finster. Wieder beschlich ihn die Ahnung eines unabwendbaren Unglücks. Er machte sich los, ging vom Bett weg und betrachtete sie von weitem. „Es gibt zwar Menschen,“ sagte er, „die glauben, lieben zu können, ohne daß ihre Körper etwas davon verspüren, wie es Menschen gibt, die glauben, mit dem Hirn allein denken zu können. Das sind die unglücklichsten Krüppel, die die Natur hervorbringt, wenn sie es auch selbst nicht wissen. Wer die Seligkeit nicht kennt, der vermißt sie nicht.“ Und mit harter Stimme fügte er hinzu, wenn sie nicht mit jeder Faser ihres Wesens nach ihm verlange, so bäte er sie, ihn zu verlassen.

„Ich habe nur Angst“, sagte sie.

„Warum?“

„Ich weiß nicht. Es ist alles so traurig.“

„Das ist die Angst aller Jungfrauen“, sagte er leichtfertig. Er wollte die Stimme, die ihn warnte, nicht hören. Die Gunst der Stunde zurückzuweisen, kam ihm vor wie ein Verbrechen. Als er ihr diesen Gedanken erklärte, sah sie ihn mit gläubigen Augen an. Sie genossen, was ihnen beschieden war, und zählten sich zu den Glücklichsten der Sterblichen. Aber Binscham wunderte sich, daß kein Laut der Entzückung von ihren Lippen kam.

Täglich um Mitternacht kam sie zu ihm. Ihr Wesen war nun sehr verändert. Sie war von Leidenschaft gepeitscht wie die See vom Sturm, aufgewühlt wie die

junge Ackererde im Frühjahr, die empfangen und Frucht tragen will. Aber sie saßen nebeneinander, Hand in Hand wie die Kinder, die noch nichts wissen. Oft sah sie ihn merkwürdig forschend an und umarmte ihn, als wollte sie ihm die Seele aus dem Leibe saugen. „Ich muß bald verreisen", sagte sie.

„Wann?"

„In vier Wochen."

„Da denken wir jetzt noch nicht daran."

Er ging fröhlich zu Bett. Wie langweilig, öde und sinnlos war das Kartenspielen, die Trinkgelage und Raufereien, mit denen er sonst die Nächte verbrachte, gegen das Glück, mit dem Gedanken an dieses Weib einzuschlafen und zu erwachen.

Plötzlich fuhr er erschrocken aus dem Schlafe — er glaubte, seinen Namen gehört zu haben. „Ist jemand da?" fragte er. Nichts. Totenstille im Haus. Von sonderbarer Unruhe gepeinigt, wälzte er sich in den schwülen Kissen, konnte nicht mehr einschlafen.

Um diese Zeit saß sie schon im Eisenbahnwagen, und es mag wohl sein, daß sie seinen Namen in dem Augenblick ausrief, als er ihn im Traume hörte.

Am Morgen fand er einen Brief, der mit mehr Tränen als Worten geschrieben war. Warum sie verreist war, erfuhr er nie, er vermutete nach Andeutungen, daß ihre Eltern sie gewaltsam fortgeschafft hatten. Tag für Tag empfing er Briefe, die zu lesen eine Folter war, wie keine grausamere erdacht werden kann. Es war die

Sehnsucht des zum Leben erwachten und zum Genuß erblühten und entflammten Weibes, das mit der Vertrautheit der Liebenden ihren Zustand schilderte, und dem Herz und Sinne aufgegangen waren wie eine durstige Blume, die nach Tau lechzt; es waren die Schreie, die Tränen und Anklagen und die Verzweiflung eines Wesens, das sich von dem einzigen Glück, an das es glaubte, für immer entfernt sah. Ihr Unglück war in alledem so unfehlbar vorgezeichnet, daß ihn die fürchterlichste der Nachrichten kaum mehr überraschte: sie war, ihrer nicht mehr mächtig, eines Tages einem Menschen zum Opfer gefallen, den sie verabscheute.

Binscham hatte sich nun viel länger an einem Orte aufgehalten, als ihm zuträglich war. Auf Kosten und von der Gnade eines andern zu leben, und wenn er der beste Mensch war, hielt er nie sehr lange aus. Er zog den schlechtesten Anzug an und verschwand.

Einige Tage später, als sein Freund in dem Zimmer war, das er bewohnt hatte, öffnete sich die Tür, und eine verschleierte Dame im Reisekleid trat ein. Ohne jede Begrüßung oder Entschuldigung fragte sie: „Wo ist er?"

„Binscham?" sagte der junge Mann. „Das weiß kein Mensch, gnädiges Fräulein."

Sie sank auf einen Stuhl und barg ihr Haupt in den Händen.

9. Schleichhandel

Von armen Reisenden, Auswanderern, Schneeschnippern im Sommer und anderen umgekippten Landsleuten wollen die Konsulate nicht viel wissen. Bei einigen besteht die vaterländische Einrichtung, Abgebrannte mit einem kleinen, möglichst kleinen Geldbetrag, einem Bon für ein Mittagessen in der Volksküche, oder, wenn es hochgeht, einer Anweisung auf ein Paar Schuhe (Schleich', sagt der Kunde) unter die Füße zu greifen. Jeder Deutsche aber erhält auf jedem deutschen Konsulat anstandslos ein Freibillett, nicht in die Oper, sondern für eine Fahrt im Schubwagen in die Heimat, wenn auch einiges dafür von ihm verlangt wird. Er darf kein Geld, keinen Ausweis und keine Beschäftigung haben, soll am besten überhaupt nicht wissen, was er will und doch recht unbefangen sein, kurz, muß ein niederträchtig heruntergekommenes, unausstehliches Subjekt sein. Erfüllt er diese Bedingungen, dann darf er die Fahrt antreten, auch wenn er nicht will. Trotzdem ziehen manche vor, den Fahrtausweis zu verlieren, sich von der Polizei einfangen, und nach kurzem Erholungsaufenthalt im Loch zwangsweise heimschubsen zu lassen. Als ihm dies einige Male widerfahren war, erkannte Binscham diese Einrichtung als umständlich und zeitraubend. Was half ihm schließlich die billigste Bahnfahrt nach Hause, wenn er jedesmal zu Fuß wieder

davon mußte. Und er wich den Konsulaten aus wie dem Gottseibeiuns.

Was will man aber machen, wenn Dalles & Co. allzu stark einreißen, wenn die Luftklöße und Windsuppen schon gar nicht mehr schmecken und die Magensäure im Hals hochkommt, und wenn es bedauerlicherweise nirgends Arbeit gibt. Man möchte doch so ungemein gerne schaffen. Binscham, noch nicht so ausgekocht wie ein Ausgelernter, hatte den Ratgeber in allen Lebenslagen noch nicht gelesen. Er entschloß sich, in Gottes Namen in Neapel wieder einmal beim Konsulat vorzusprechen. Beim Schweizer aber zur Abwechselung, das deutsche kannte er und dieses ihn schon.

Auf dem Wege traf er, wie es der Zufall will, einige Gestalten, die im gleichen Wasser trieben. Man begrüßte sich und stellte sich vor, wie es sich für feine Leute gehört.

„Wo aus, Landsmann?"

„Zum Gonnsul!"

„Seid ihr auch Schweizer?"

„Nu nadierlich — das gännsde doch schon an der Schbrache!"

„Und wenn der Mann zufällig den Leipziger Dialekt raushört?"

„Menschnsgind, mir schbrächn doch egalwech iddaljänisch!"

Es war nur einer ein Sachse, der zweite ein Berliner und der andere ein Buchbinder aus Stuttgart. Der Sachse war Friseur, was er auch gewesen wäre, wenn

er keiner gewesen wäre. Er war mächtig verhungert, bestand nur mehr aus Sommersprossen und Zahnlücken. Der Schwabe roch etwas nach Kleister. Der Berliner war Kosmich, hatte in Kamerun einen Gummihandel betrieben und sah auch so aus. Von den Schwarzen angesteckt, war er neun Monate im Hospital gelegen, dann hatten sie ihn heimgeschickt samt Krätze und Fieber und von oben bis unten mit weißer Salbe angestrichen. Ein braunes Khakigewand, hundertmal desinfiziert und gewaschen, dünn und zerknittert wie altes Einwickelpapier, war alles, was er auf dem Leibe trug. An seinem Hals, aus den Handgelenken und an jedem Fingerglied blühten und welkten ihm knollenartige Geschwüre und halbverheilte Wunden, aus einem Loch am Knie schaute die verschmierte Haut heraus. Nur die Berliner Schnauze war noch intakt. Wenn er aber schwieg, dann klapperte er mit den Zähnen wie ein Storch, so fror ihn in der Mittagsglut.

Wunderbarerweise besaßen alle drei Schweizer Papiere. Den Schaumritter aber ließen sie, der verräterischen Aussprache wegen, zurück. Sie waren ohnehin zu viel.

„Wenn wir zu dritt angelatscht kommen,“ sagte Binscham, „kriegt überhaupt keiner was. Ich verzichte lieber auf die Galoschen, ich brauche keine.“

„Komm' doch mit, Mann, du kannst sie uns ja geben!“

Das war nun auch wieder wahr. Jeder war mit sogenannten Theaterschuhen (weil sie Notausgänge für die Zehen haben) ausgestattet. Sie tauschten im Stiegen-

haus erst noch einige Male, um die Defekte gleichmäßig zu verteilen.

Binscham war der erste, der daran kam. Er erhielt ein Suppenbillett und eine Fahrtanweisung bis zur Schweizer Grenze. Wer damit nach zwei Tagen noch angetroffen wird, wandert in den Kasten.

„Verdammter Kaib!" brummte er.

Der Gummimann und der Schwabe kamen mit nagelneuen Schuhen an den Flossen, die alten in der Hand, heraus. Das erste war, daß sie die alten wieder anzogen und die neuen verkümmelten. Weil man Leder nicht, oder wenigstens in verarbeitetem Zustande nicht, mehr essen kann. Es gibt zwar so Leute, die es einem armen Teufel verübeln möchten, daß er mit dem alten Hunger in den neuen Schuhen, deren Knarren das Magenknurren doch nicht übertönen kann, nicht spazieren gehen will.

Der Barbier von Bagdad war derweil verschwunden. Die Zwei aßen sich satt, der Afrikaner kaufte sich einen Affen, und am Abend waren alle drei im Tran. Sie übernachteten im Wartesaal. Am nächsten Tag war kein Pulver mehr da. Der Afrikaner klapperte mit der Kinnlade wie eine Häckselmaschine. Binscham gab ihm seine dicke Joppe für die dünne Papierbluse, während der Schwabe ihm zuzwinkerte, es nicht zu tun. Er fürchtete sich nicht vor dem Gesalbten, sah nur die Augen des Fiebernden, der ihn wie ein treuer Hund dankbar anschaute. Dann gingen sie schnurren und brachten ihm, was übrigblieb, altes Brot, Wurstabfälle und Käse-

rinden, und er verschlang alles wie der Vogel Strauß. Der Schwabe hatte sogar eine Handvoll Tabak aufgetrieben. Sie rissen einen Fahrplan von der Wand und drehten sich Zigaretten.

Binschams Galgenfrist ging zu Ende. Er verschwand und kam nicht wieder.

10. Seine Gewissensbisse

Der Hafen wimmelte von Auswanderern, die in alle Welt hinausreisten. Binscham saß am Gitterzaun, hinter dem die Reisenden bis zur Abfahrt des Dampfers sich aufhalten, und wartete, ob kein Wunder sich ereigne, das ihm Geld, ein Billett oder sonst eine Gelegenheit zubrächte, mit dem Dampfer wegzukommen. Eine Gruppe fremdartiger, dunkelhäutiger Frauen in langen Kleidern, die aussahen wie bunte Hemden, ging vorbei, eine davon drehte sich um und lachte ihn an. Sie ging an den Zaun, setzte den Fuß auf und band über ihrem Knie ein blauseidenes Band, wie es junge Katzen um den Hals haben. Ein Strumpfband war es nicht, denn sie war barfuß. Binscham, der seinen Augen kaum traute, wurde schwindlig bei diesem Anblick, als wäre die Luft mit einem berauschenden Wohlgeruch getränkt, der jeden Atmenden toll macht. Er drohte vor Aufregung zu zerspringen wie ein überhitzter Krug, in dem eine köstliche

Flüssigkeit kocht und wußte keinen Rat und Ausweg, wie sich abkühlen. Also drehte er sich um, nahm einen Anlauf und sprang ins Wasser.

In diesem Augenblick wurde ein junger Bursche verfolgt, der bei den Verkaufsständen gestohlen hatte. Die Menge schrie Aufhalten! Aufhalten!, die Herumstehenden glaubten, Binscham sei der Dieb, und wie er ans Ufer kam, langten ihm mehr als zwanzig Arme entgegen und zogen ihn heraus. Es half nichts, daß er fluchte und seine Taschen umkehrte, die so leer waren wie das Hirn des Polizisten, er mußte mit auf die Wache. Dort stellte sich heraus, daß er der Langfinger nicht war, weil aber das Baden im Hafen verboten ist, mußte er vierundzwanzig Stunden im Arrestlokal der Hafenpolizei zubringen.

Verdrießlich über dieses Abenteuer ging er wieder an den Hafen und dachte sich: „Man hat mich für einen Dieb gehalten und verhaftet, obwohl ich nichts gestohlen habe; da muß ich, um mein Gewissen zu beruhigen, bald etwas stehlen und mich nicht verhaften lassen!"

Er setzte sich auf den Gittersockel. Zwei Italiener stellten ihre Reisekoffer neben ihm nieder, nahmen ihre Sachen heraus, kleideten sich um und ließen Kamm und Bürsten, Spielkarten, Hosenträger, Zigaretten und Taschentücher am Boden herumfahren. Ein zerlumptes Mädchen ging vorbei, sah das Zeug, kehrte um und lehnte sich an das Gitter. Dann bückte sie sich, ließ Zigaretten, Spielkarten und andere Sachen verschwinden und wollte weggehen. „Halt, Kleine!" sagte Binscham und hielt sie

am Rockzipfel fest. Sie fürchtete sich, gab ihm die Sachen und lief weg. Als die zwei Männer mit ihrer Toilette fertig waren, suchten sie verschiedenes, was ihnen fehlte, wühlten die Koffer durch, klopften sich die Taschen ab und fragten Binscham, ob er keine Zigaretten gesehen habe. Binscham, der sie eben in der Tasche zählte und gerade bei zweiundfünfzig war, sagte, sie sollten achtgeben auf ihren Plunder, dann würde er ihnen nicht gestohlen. Ein kleines Mädchen habe die Sachen genommen und sei da hinaufgelaufen. — Da packten die beiden ihre Koffer und gingen davon.

II. Der Tanz des Verliebten

Wenn Binscham Moneten in den Fingern spürte, dann war es mit seiner Ruhe vorbei. Er rannte straßauf und -ab, blieb vor jedem Restaurant, Café, Hotel stehen, vor den elegantesten am längsten, überlegte, schwankte, verglich, welches das feinste sei, und traute sich doch in das gewöhnlichste nicht hinein. Dann schlich er weg, kehrte wieder um und lavierte auch wohl, mit einem besonders kühnen Anlauf, durch die Reihen der vollbesetzten Tische, an denen kein Platz frei war, und wagte keinen zu finden. Der erstaunte Blick eines unverschämten Kellners irritierte ihn, fröstelnde Unbehaglichkeit, die Furcht, vielleicht zu wenig Geld zu haben, und das Gefühl, unangenehm aufzufallen und schrecklich allein zu

sein, trieb ihn davon. Dann landete er in irgendeiner Winkelkneipe, wo ein Riesenkübel Kaffee samt Brot und fünf Zigaretten zwei Soldi kostete. Was zwar seinen Vermögensverhältnissen wohlangepaßt aber auch traurig war wie erloschene Lichtpracht, verklungene Musik und erstorbenes Leben.

Auch einmal nach solchem Herumirren ging er in eine neapolitanische Hafenkneipe, verlangte sein quinto die vino nero, denn Binscham war ein Rotweinmensch, und sinnierte und spinnierte melancholisch vor sich hin. Es waren noch drei Männer in der Spelunke, zwei davon Arbeiter oder Lazzaroni, der dritte besser gekleidet und für diesen Ort deplaziert gepflegt aussehend. Sie befanden sich im Stadium vorgeschrittener Heiterkeit und ließen sich, wohl auf Kosten des Eleganten, mächtig auftischen. Ihr Gelächter paßte zu Binschams Gedanken wie Tanzmusik zur Beerdigung.

Wenn der Mann Verstand hätte, dachte er, dann würde er mich einladen. Wenn Menschen, die das Geld haufenweise hinauswerfen, auch manchmal recht nüchtern werden, sobald es ans Zahlen geht und dann länger rechnen als sie vorher gesoffen haben, ich würde ihn schon verkohlen! Und wenn mein Italienisch nicht ganz ausreicht, um so besser. Wenn der Mann, den die zwei Radaubrüder hochnehmen, reich ist, dann kommt es auf einen Strolch mehr an seinem Tisch nicht an; und wenn er halbwegs vernünftig ist, dann wird er Menschen nicht nach der Schale beurteilen. Man kann auf solche Weise

manchmal zu mehr als zu einem billigen Mittagessen kommen. Man kommt öfter zusammen und lernt sich kennen, mit der Zeit beherrsche ich die Sprache, dann kann man sich unterhalten, Gedanken, Ansichten, Philosophien austauschen und zu so gleichartigen Freunden werden, als die äußeren Umstände verschieden sind. So ein junger Fant weiß nicht, wie er sein Geld los werden soll; der Saus und Braus, die Gesellschaft dummer Schmarotzer und profitlüsterner Weiber, die er für das Leben hält, lassen ihm keine Zeit, nachzudenken, wie man bevorzugte Verhältnisse zu feinerem Lebensgenuß nützen lernt. Da kommt es dann nicht selten vor (meinte Binscham), daß so ein schlecht beratener junger Mensch einen wirklichen Freund, der ihm den Weg in ein schöneres Dasein gezeigt hat, ganz zu sich nimmt, mit ihm erwählte Vergnügungen und vornehmen Zeitvertreib genießt, Reisen macht, Konzerte, Theater, Bibliotheken und Galerien und in angenehmer Abwechslung wieder Kurorte, Bäder, Spielsäle und Maskenfeste besucht, ihm als Freund und Mäzen alles wie sich selbst zukommen läßt und ihm in späteren Jahren, oder wenn ihre Wege sich trennen, aus Anhänglichkeit und Anerkennung eine Rente aussetzt.

In solchem traumhaften Gedankenluftgebäude lustwandelnd, war Binscham entschlossen, sich den ausgelassenen Zechern auf jeden Fall vorzustellen, um mit einer passenden oder unpassenden Bemerkung sich in ihren lustigen Kreis einzufügen. Schon wollte er sich hinsetzen, da geschah etwas, das ihn zurückhielt.

Bisher hatte der Wirt an der Schenke hantiert. Ein kleiner, schwarzbärtig kraushaariger Dickkopf in schmutzigem Wollhemd, das wulstig über den Bauchriemen herabhing. Nun kam ein hübsches Mädchen herein, von den drei Kumpanen lebhaft begrüßt, schwarz wie der Teufel, das ovale Gesicht braun wie Milchschokolade, wohl die Tochter; und der Alte zog den Rock an, stülpte den Hut auf und ging eine Besorgung machen.

Binscham, der eben austrinken wollte, nippte einen bescheidenen Zug und stellte das Glas sparsam wieder zurück. Er konnte sich kein zweites leisten, wenn es noch zu einer halben Scheibe Polenta oder einer Stranitze pommes frites für den Abend reichen wollte. Dann steckte er die letzte Zigarette an, entschlossen, bei seinem Schluck noch eine geschlagene Stunde sitzen zu bleiben, wenn nicht länger. Seine Hand zitterte ein wenig. —

Während er, wieder zu einsam tollen Gedanken zurückgekehrt, die Betrachtung anstellte, daß ein schwarzer Haarschopf und eine blonde Mähne Gegensätze sind, die sich eigentlich finden müßten, beachtete ihn die Donna natürlich nicht im geringsten. Ein flüchtiger Blick auf sein Glas — und da es nicht leer war, widmete sie sich den Stammgästen und quittierte ihre übermütigen Scherze mit einem Lachen, für das kein Scherz zu gut war.

Binscham starrte auf ein Plakat der Navigazione italiano an der Wand über dem Schenktisch. Und obwohl er, zu seinem eigenen Leidwesen, nüchtern war wie ein Hahnenschrei, verwandelte sich der abgebildete Dampfer

mehrere Male in ein schlankes, schwarzes Mädchen, das ihn aus gesenkten Lidern verstohlen betrachtete . . .

Plötzlich schreckte ihn ein ohrenbetäubender Lärm auf. Drei Straßenmusikanten mit Maurerklavier, Geige und Dudelsack standen unter der Tür und bliesen und fiedelten ihm geradewegs in die Ohren. Dann aber spielte der mit der Ziehharmonika ein Solo, ein Stück aus einer Oper, schwermütig und leidenschaftlich; wie schwebende Mittaghitze über Weingärten zitterte die Melodie: „So schön wie du sah ich keine . . ."

Binscham erhob sich. Langte in die Hosentasche, nahm, was er darin fand und warf es dem Geiger in den Hut: „Noch einen!"

Er verbeugte sich vor dem Schenkfräulein, noch tiefer vor dem Tisch der Drei und zuletzt gegen die Musikanten, stand einen Augenblick in abwartender Pose und begann, als die Musik einsetzte, einen seltsamen Tanz. Anfangs war es, als entlade sich seine Traurigkeit in ein unsicheres Schwanken und schwermütiges Wiegen seines langen, mageren Gestells, das er mit künstlichen Figuren und Sprüngen unterbrach und verzierte. Dann aber steigerten die Musikanten, von seinem Rhythmus mitgenommen, das Tempo mehr und mehr, geschickter und gewandter verschlang Binscham sich in phantastischer Bewegung und befeuerten Schritten, bis er schließlich, ein närrischer Kreisel auf dem Gipfel rasender Schnelligkeit schwebend, den Boden kaum noch berührte. Die Musik, begleitet von dem wahnsinnigen Lärm der angeheiterten Zecher, den sie

mit Gläsern, Flaschen und allem erreichbaren vollführten, lockte die Zuschauer von der Straße herein; die Musikanten rückten vom Eingang weg, die Hereindrängenden durchlassend, die sich händeklatschend und fußstampfend begeistert im Kreis um ihn bewegten, ob sie nun von der Kunst der Beine, deren Bewegung man sieht, so ergriffen waren, oder spürten, daß dieser artige fremdartige Tanz tiefer erregt und befeuert war. Mit der abbrechenden Musik verharrte Binscham eine Sekunde lang in einer ekstatisch komischen Schlußapotheose und verbeugte sich dann, für den rasenden Beifall dankend, nach allen Seiten. Das Dakapo und Bravissiomo wollte kein Ende nehmen, doch ließ er sich nicht zu einer Wiederholung bewegen. Bevor die Musikanten ans Einsammeln dachten, ging er mit dem Hut herum; und während er sammelte, betrachtete das Schenkmädchen, unverhüllte Bewunderung in ihren großen Augen, den unvermuteten Artisten, um dessen roten Haarbusch die Nachmittagsonne flimmerte.

Binscham gab den Musikanten die Hälfte der Einnahme, zahlte und verabschiedete sich. Das liederliche Kleeblatt wollte ihn einladen und aufhalten, aber er dankte und bedauerte (den Anschein, als müsse er noch in anderen Lokalen tanzen, gelten lassend), keine Zeit zu haben.

Eine Minute nach ihm huschte die schwarzäugige Kleine aus der Tür, ging einen Schritt hinaus, schaute links die Straße hinab, schaute rechts die Straße hinauf und kehrte zögernden Schrittes in das Lokal zurück.

Einer der Lazzarone war eingeschlafen, die beiden anderen schütteten ihm Salz und Pfeffer auf den Kopf und Essig und Öl in den Nacken. Resolut nahm sie den beiden die Gewürzgefäße aus der Hand: „Macht doch nicht so dumme Sachen!"

Und das erzürnte Schmollen stand ihr so gut wie das verführerische Lachen.

12. Er treibt Charakterstudien

Mit einem jungen Mann, der Mitgefühl mit seinem leeren Geldbeutel hatte, wohnte Binscham in einer Pension. Die vielen Weiber in der Pension beunruhigten ihn, aber es gefiel ihm keines besonders. Er versuchte, seine jugendlichen Kräfte auf andere Art los zu werden, lumpte die Nächte durch, trank bis zur Bewußtlosigkeit und stellte Tollheiten an, über die alles sich entsetzte, mit Ausnahme der wenigen Einsichtsvollen, die selbst betrunken waren. Wenn jeder Mensch in den anderen hineinsehen könnte, so hätten sie begriffen, warum Binscham die Welt auf den Kopf stellen wollte und warum er auf den Kopf stand. Aber ein Nüchterner, der den Trunkenen versteht, ist nicht mehr nüchtern, und ein Trunkener, der den Nüchternen versteht, nicht mehr trunken. So kann, so weise und vornehm ist die Welt eingerichtet, was nicht zusammen paßt, auch nicht zusammenkommen

— außer es ist ein Schalk dabei, bei dem, wie bei Gott, kein Ding unmöglich ist.

Als ihm sein wütendes Nachtleben keine Erleichterung verschaffte und Saufen und Raufen ihn so wenig schwächte wie Fliegenfangen, da besah er sich die Damen der Pension wieder und fand, daß sie inzwischen noch nicht schöner geworden waren. Eine war ihm von Anfang an schon aufgefallen. Nicht durch ihre Schönheit, sondern durch ihr übertriebenes, umständliches, ziererisches, süßes, ewig lächelndes, preziös und vornehmtuendes, unausstehliches Gehabe. Nichts war Binscham, der auf der Landstraße gelernt hatte, wie man sich mit einem Augenblinzeln Dinge sagt, über die ein Gelehrter Bände schreibt, so zuwider als großartiges Getue ohne Grund, phrasenhafte, gewundene, gedrechselte, affenhafte Redensarten, Schwall und Aufwand, Kompliziertheit um nichts und das widerliche Getänzel von Menschen, die etwas anderes sein wollen, als was sie sind. Mit allen diesen Vorzügen war die junge Dame verschwenderisch ausgestattet.

„Die muß es sein!“ dachte er.

Da sie stets als letzte den Speisesaal verließ, blieb er sitzen und hielt ihr seine Zigaretten hin: „Wenn Sie rauchen wollen, gnädiges Fräulein —“

Sie spreizte die Finger, schlug die Augen auf und nieder und spitzte das Mündchen: „Danke vielmals, mein Herr! Vielen Dank! Sehr freundlich! Danke Ihnen sehr! Nein, wirklich nicht! Sehr liebens-

würdig —!" Nach einer halben Stunde beruhigte sie sich langsam.

„Die Zigaretten sind gut", sagte Binscham.

„Das glaube ich! Nein, wirklich nicht, ich rauche nicht! (Sie rauchte sicher wie ein Schlot.) Vielen Dank! Danke vielmals! Sehr liebenswürdig!"

„Nehmen Sie nur", sagte Binscham.

Endlich nahm sie, nicht ohne eine drei Kilometer lange Litanei von Redensarten, Versicherungen, Dankesbezeigungen und Erklärungen und mit glänzend gespielter Verlegenheit, Schüchternheit und Bescheidenheit.

„Warum rauchen Sie nicht?" fragte Binscham.

Sie versicherte mit blumiger Eleganz der Redewendung, daß sie die Zigarette, wenn er es erlaube, abends zum Tee rauchen werde.

„Tee habe ich auch", sagte Binscham. Er forderte sie auf, abends bei ihm Tee zu trinken. Die Redensart, mit der er sie einlud, geriet ihm etwas zu lang und zu höflich, er war von ihrer Unart anscheinend schon angesteckt. „Ich werde ihr dafür weder Tee noch Zigaretten geben, wenn sie kommt!" dachte er sich.

Sie aber entfaltete ein wahres Feuerwerk von gezierter Empörung und empörter Geziertheit, von heuchlerischem Abscheu und abscheulicher Heuchlerei, von prüdem Unmut und Affektiertheit, das jeden anderen Menschen verwirrt und aus dem Text gebracht hätte. Was er sich denke, sagte sie entrüstet, wie er dazu komme, sie

kenne ihn gar nicht, noch er sie, er verletze allen Anstand, er vergäße sich und das verstoße gegen den guten Ton.

„Aber nicht gegen den guten Tee!“ sagte Binscham.

Sie wußte tausend Einwände, Argumente, Widerstände, Sittenregeln und Anstandslehren, und Binscham wurde so erhitzt beim Anblick von so viel Tugend, daß er die größte Mühe hatte, sich zu beherrschen. Er mußte die Sitzung abbrechen.

„Also um neun Uhr,“ sagte er, „auf Wiedersehen!“

Sie wandte sich beleidigt ab.

Seiner Menschenkenntnis nach mußte Binscham sich sagen, der leiseste Zweifel daran, daß sie kommen werde, sei Unsinn. Trotzdem war er sprachlos, als sie um neun Uhr bei ihm eintrat. Er verschloß die Tür und sagte kurz: „Da ist mein Bett.“ Er dachte sich: „Sie kann nicht mehr wie nein sagen. Dann werde ich ihr die Tür öffnen und sagen: Guten Abend, mein Fräulein, es tut mir leid, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben!“ Was ihm ja sowieso leid tat.

Aber sie übertraf ihn weit an Einfachheit; sie drehte sich um und bat ihn, ihr die oberen Knöpfe aufzumachen.

Binscham war froh, als der Scherz vorüber war. Er ging zur Erholung von diesem betrüblichen Abenteuer ins Kaffeehaus, geriet aber an einen Tisch, an dem der Doktor Maulhaber mit einem spitznasigen Herrn eine lange Auseinandersetzung über die Reflexion als Grundlage der psychologischen Erkenntnis pflog, aus der Bin-

scham die ganze Langeweile des zwanzigsten Jahrhunderts ihren Todeshauch entgegenblies. Er ging nach Hause und verließ die Stadt noch in derselben Nacht.

13. Flirt

Ein Lazzarone, der Tonio hieß, traf den Binscham, wie er vor einem Obstgeschäft stand, das seine Schätze verführerisch vor ihm ausbreitete.

„Nimm doch!" sagte Tonio, nahm eine Traube und schob sie in den Rachen.

Binscham versuchte auch davon und sie aßen eine Viertelstunde lang aus den Körben. Die Ladnerin erschien an der Tür und schaute ihnen zu. Sie taten, als bemerkten sie sie nicht und aßen weiter.

„Die blauen sind nicht schlecht", sagte Binscham.

„Ich mag die weißen lieber", sagte Tonio.

„Habt ihr denn Geld, ihr Spitzbuben?" fragte die Ladnerin.

„Mach' keine Witze," sagte Binscham, „wir haben seit drei Tagen nichts gegessen."

„Wenn ich ein Mittagessen im Magen hätte," sagte Tonio, „würde ich dir schöne Dinge sagen. Aber hungern und lieben zugleich, das kann ich nicht."

„Wenn ich verliebt bin," sagte Binscham, „kann ich keinen Bissen essen."

Das Mädchen stopfte ihnen mit raschen Griffen die Taschen voll. „Du magst die blauen?" fragte sie Binscham.

„Ich möchte die," sagte er, „die so schwarz sind wie deine Augen!"

„Fort jetzt! Marsch," sagte sie, „bevor euch jemand sieht!"

Sie lachten und aßen ihr Obst im Fortgehen.

14. Er reist nach Amerika

Sehen wir uns wieder einmal nach Binschams Lebensfähigkeit um, ob sie vielleicht schon Fortschritte gemacht haben.

Anlagenbänke sind sehr schön, wenn man an heißen Nachmittagen zwischen hübschen Kindermädchen im Schatten sitzt und dem vorbeipromenierenden eleganten Publikum leicht wohlwollend gesinnt sein kann, weil man selbst eine anständige Rente zu verzehren hat. Nicht anders ist es mit Wartesälen, Kirchenstühlen und Segeljachten. Auch Theatervorhallen, Triumphbögen, Arkaden, Aufgangstreppen und Parkterrassen und alle staatlichen und privaten Bauten zusammen mögen architektonisch noch so interessant sein — wenn man alles nur vom Übernachten und doch nicht von innen kennt, so verliert sich das ästhetische Interesse allmählich. Binscham war

alle diese Einrichtungen sattsam überdrüssig, die Sandkästen mit einbegriffen, die in deutschen Städten auf den Straßen stehen, und in denen es im Winter sehr kalt ist, wenn sie nicht aus allzu übertriebener Ordnungssucht auch noch mit einem Vorhängeschloß versperrt sind. Seinetwegen hätte die ganze bebaute Erde in einem Erdbeben zu Sand und Staub zusammenstürzen können, er hätte nichts dabei verloren.

So nahm er sich eines Tages vor, solange noch Häuser stehen, wieder einmal in einem Bett zu schlafen, koste es, was es wolle, denn Geld hatte er sowieso keines. Dieser Gedanke überfiel ihn mit aller Macht, als er eine wäscheverhängte, genuesische Gasse durchschritt, die wie ein schmaler, tiefer Bach zum heraufblinkenden Strand hinablief, und über einem Eingang Albergo Piemontese las. Er fragte, ob man übernachten könne, ließ sich das Zimmer zeigen, interessierte sich auch anstandshalber für den Preis, es kostete eineinhalb Lire, und ging dann hinunter zum Mittagessen. Die Trattoria war sehr finster, es brannte den ganzen Tag die Petroleumlampe, und wenn draußen jemand vorbeiging, ein Mädchen mit einer weißen Schürze oder in einem hellen Kleid, dann fuhr ein Lichtschein wie ein Blitz über Decke und Wände. Im übrigen war die Schenke wohlausgerüstet. Die bauchigen Flaschen, das frische Fleisch, die Fische, das Gebäck, die herrlichen Früchte und unbekannten, aber um so einladenderen Gerichte — das war mehr, als ein kranker Magen vertragen kann.

Binscham, als er noch nicht genug Italienisch konnte, buchstabierte die Speisekarte und schwätzte im übrigen, wie er es eben verstand. Ungefähr so: „Also zerscht bringst ma un quarto di vino, verstehst, nero, ja, schi schi, ma piccola, dann un arrosto, gut durch mag i's gern, e insalate di tomati, aba mit vui Zwiefe, gel! So und recht schnell gel, i hab nämli einen saumäßigen appetito!"

Das genügte vollständig und gefiel den Italienern besser als die grammatikalisch noch so einwandfreie Unliebenswürdigkeit gewisser norddeutscher Herrschaften.

Nach dem Essen genehmigte er sich noch einige Schoppen, träumte ein wenig vor sich hin und dachte bei dieser Gelegenheit nicht ohne Wehmut daran, daß er eigentlich ganz wo anders hin und zum mindesten nach Afrika wollte, und nun zum dritten- oder viertenmal in Genua saß wie die Maus in der Falle. Er hätte leichten Herzens auf das Bett und auf die ganze Kneipe verzichtet, wenn er nur dreihundert Kilometer südlicher gewesen wäre. Dann nahm er die Zeitung, radebrechte eine Unterhaltung mit der Wirtin oder der Köchin und der Schenkmamsell, lehnte an der Tür herum, war gegen jedermann freundlich und aufgetan und lernte im lustigen Kauderwelsch neue Worte und interessante Sachen. Darüber wurde es Abend. Er trank sich schläfrig und nachdem er der ganzen Wirtsfamilie (der Tochter natürlich am längsten) die Hand gedrückt, verfügte er sich schwergewichtig in seine Kammer. Am Vormittag, nicht

mehr zu früh, weckte ihn eine Klavierorgel im Hof und der Koch des gegenüberliegenden Hotels, der hinter dem vergitterten Küchenfenster den Schlagrahm schlug, nicht ohne die wunderbarsten Arien dazu zu schmettern. Eine halbe Stunde blieb Binscham noch liegen, die Melodien wollüstig in sich saugend, während seine Augen an den goldenen Lichtfäden hingen, die den Raum durchschnitten, dünne Blitze des heißen Lichtes, die durch die Ritzen der herabgelassenen Jalousien auf den kühlen Steinboden funkelten. Dann sprang er auf, ließ sich einen großen Krug Wasser bringen, denn in dem Näpfchen, das man ihm hingestellt, hätte sich kein Sperling baden können, wusch sich vom Kopf bis zur Zehe, und dann war es auch schon wieder Zeit zum Essen.

Die Wirtsleute waren rührend, kein Mensch sagte etwas vom Zahlen, und Binscham auch nicht. Am Nachmittag ging er fort, spazierte an den Hafen und schaute, ob er als Kohlenträger ankommen könne, aber es war nichts los. Er brauchte nur nicht mehr in die Schenke zurückzugehen und die Sache wäre erledigt gewesen. Aber das konnte er ja immer noch tun. Hätte man ihn gedrängt, so wäre er gleich weggeblieben, so aber wollte er doch zeigen, daß er ein ehrlicher Kerl war. Es konnte ja doch möglicherweise noch von irgendwoher Geld kommen . . . Und so kehrte er am Abend zurück. Das ging einige Tage so fort und war ja so weit ganz schön. Wie es auch hinausgeht, dachte er, das Essen, das ich im Leib habe, können sie mir schließlich nicht mehr nehmen.

Nach einer Woche wollte er aber doch wenigstens einmal nach der Rechnung fragen.

„Was kost' denn jetzt eigentlich die ganze Gaudi mitananda, tutti quanti — asti spumanti?"

Die Wirtstochter rechnete es aus. Aber statt des Geldbeutels nahm Binscham ihre Hand, streichelte sie innig, meinte, sie müsse halt noch ein bißl Geduld haben, und lachte sie recht freundlich an —

In diesem Augenblick bekam er einen Schlag ins Genick, der nicht von schlechten Eltern war: „Servus, Freund! I hab's ja glei g'wußt, daß du a Landsmann bist!"

Binscham, die abstehenden Ohren des Mannes, der sich ihm auf solche Weise vorstellte, betrachtend, sagte, er habe es sich auch gleich gedacht. Der Mann war hocherfreut über die Begegnung. Er war wohl eine Art Schlossergehilfe, nannte sich zwar Ingenieur, weil das besser klingt, und erzählte, daß er Erfindungen gemacht habe und von Schwindlern betrogen worden sei. Darum habe er sich entschlossen, auszuwandern und zwar nach Südamerika. Wie alle Enttäuschten redete er nicht in den schönsten Tönen von seinem geliebten Vaterlande. Die Schiffskarte habe er schon. Er werde gleich heute Nachmittag auf das Zollamt gehen, Binscham möge ihn, weil er sich nicht auskenne, hinführen.

Das Gepäck war schon angekommen, drei mächtige Kisten, die geöffnet wurden, vollgepfropft mit Werkzeugen, Waffen, Sätteln und dergleichen Sachen, die der

Ingenieur für sein neues Leben drüben für notwendig hielt. Der Dampfer ging aber erst in einigen Tagen ab. So füllten sie die Wartezeit mit Spaziergängen, Ausflügen und Vergnügungen angenehm aus. Als der Tag der Abfahrt aber näher und näher rückte, erschien Binscham der Gedanke, daß der nach Amerika ging, und daß er dableiben müsse, schier unfaßbar.

„Kannst du mich denn nicht als Diener mitnehmen?" meinte er.

„Dazu langt mein Geld nicht."

„Also dann leb' wohl!"

„Wieso? Gehst du nicht mehr in die Trattoria?"

„Ich kann doch nicht zahlen!"

„Warum hast denn dann eine so große Zeche gemacht?"

„Mensch, ich kann doch dreißig Lire leichter schuldig bleiben als drei! Sagst zum Wirt, ich bin abgereist, nach Südamerika! Vielleicht kannst du's auslegen. Als Goldwäscher in Dollarika bringst du's leicht wieder ein."

„Gut. Komm' halt morgen zum Dampfer. Damit wir uns noch einmal sehen!"

Das versprach Binscham und hielt es auch. Der Ingenieur bat ihn, ihm noch ein Pfund Käse zu holen und gab ihm das Geld dazu. Binscham besorgte es, kaufte nur etwas mehr und steckte sich, der mageren Zeiten eingedenk, die ihm nun wieder blühten, ein Stück davon in die Tasche.

Man kann nicht von der Hand in den Mund leben, wenn man nichts in der Hand hat.

15. Almosen

Zuzeiten glaubte Vinscham daran, daß er hochkommen und es noch zu etwas bringen werde. Denn das ist die Meinung aller, die sich noch nicht erkannt haben, daß sie etwas anderes werden können als das, was sie sind. Ein Gewinst im Spiel, ein getragener Anzug, dessen Mängel mit Sorgfalt und Geschick verdeckt waren, und was ihm sonst durch die Hinterpforte des Glückes zufiel, genügte, ihn in solche glückliche Selbsttäuschung zu versetzen. Und da er sich vieles zutraute, so erreichte er manches, denn hoffnungsfroh, heiter und leichtsinnig schlug er sich leichter durch, als mißmutig, krank und grämlich. So fand er auch zuweilen Gelegenheit, halb geduldet und halb bewundert unter Menschen zu verkehren, mit denen seinesgleichen sonst keine Berührung hat.

In Hamburg war ein junger Baron, der ihn manchmal zu Tische lud. Eines Abends, als Vinscham ganz abgebrannt, dafür aber recht hungrig war, weil niemand an ihn gedacht hatte, gedachte er sich selbst einzuladen. Er ging in das Haus jenes freigebigen Herrn, die Köchin öffnete ihm und lud ihn ein, zu warten, da der Baron jeden Augenblick nach Hause kommen müsse. Vinscham dachte sich, den Baron könne er entbehren, wenn er nur etwas zu essen bekomme. Die Köchin führte ihn in den Salon, brachte die Zigarrenkiste und erschien alle Augenblicke wieder unter dem Vorwand, etwas zu ordnen oder

zu holen. Sie hatte Binscham oft schon, wenn große Einladung gewesen war, einen nicht mißzuverstehenden Blick geschenkt. Mit dem Instinkt des Weibes witterte sie in ihm die unbeschädigte, robuste Natur, die der Zufall unter Menschen von überfeinerten, verdorbenen oder von Anfang an defekten Sinnen verschlagen hatte. Mit den Frauen dieser Gesellschaft wußte Binscham wenig anzufangen. Sie waren gespreizt und umständlich, ziererisch, eingebildet und voll tönender Phrasen und trotz allem leicht zu haben. Das war für ihn so reizlos als nur möglich. Diese Köchin, dachte er, verlangt wenigstens nicht, daß man über die Gedichte irgendeines Esels langweilige Bemerkungen macht, bevor sie sich hingibt.

Die Köchin steckte ihren rotwangigen, überhitzten Kopf wieder durch die Tür: ob Herr Binscham schon zu Abend gegessen habe?

„Nein."

„Darf ich Ihnen einen kleinen Imbiß aufdecken? Der Herr Baron scheint nicht zu kommen."

Binscham nahm an, er hatte allen Grund dazu.

„Möchte der Herr sich vielleicht in die Küche bemühen? Ich habe dort schon aufgetragen."

Der Raum, in dem er speisen durfte, war ihm gleichgültig, wenn er es nur durfte. Die Liebe der Köchin zu ihm war schon aus der Reichhaltigkeit der Speisekarte zu ersehen. Vorspeise, gebratener Fisch, ein kaltes Huhn mit Salat und Kompott, ein Kotelett mit Beilagen, Wein, Kaffee, Torte, Obst und zum Beschluß einen alten

Likör. Das sind Dinge, die der Vagabund in solcher Ordnung und Vollzähligkeit nur vom Hörensagen kennt, und Binscham wußte gut, warum es ihm auf der Landstraße beim schönsten Sonnenschein und Vogelgezwitscher manchmal langweilig wurde. An diesem Abend war er wieder einmal im Himmel. Es gibt auch nichts Rührenderes, als den andächtigen Eifer des Weibes, der dem Manne die guten Bissen zuträgt, und seine frohen Blicke, die seinen Appetit verfolgen.

Die Köchin hatte außer einer langen, im Rücken geknöpften Kleiderschürze nichts auf dem Leibe. Es war ein heißer Augustabend.

Binscham, der es kaum mehr aushielt, besann sich nur auf eine passende Redensart.

„Die Küche gehört mir schon," sagte er, „fehlt nur noch die Köchin!"

„Die gehört Ihnen auch", sagte sie, verschämt und glücklich sich an ihn schmiegend.

„Dann mache wenigstens die Oberlichten zu!" sagte er. Er bemerkte, daß man vom Rückgebäude aus jeden Vorgang in der Küche beobachten konnte. —

Binscham war ganz und gar nicht der Meinung, daß er der einzige Leichtfuß auf diesem Erdboden sei.

„Sag' einmal," sagte er, „hat dein Herr nicht manchmal, wenn er etwas spät nachts heimkam, die Türen verwechselt?"

„Was denken Sie! Nein, das tut der Herr Baron nicht!"

„Mir kannst du es ja sagen“, meinte er.

Sie schlug die Augen nieder: „Einmal schon —“ hauchte oder vielmehr heuchelte sie.

„Mach' keine Märchen, Kind. Einmal ist keinmal!“

Die Sünderin gestand und bat ihn, nichts zu verraten.

Am nächsten Tage begegnete Binscham seinem Gastgeber.

„Ich wollte Sie gestern aufsuchen, Herr Baron, habe Sie aber leider nicht angetroffen.“

„Sie sind ein Lump!“ lachte der. „Aber ich kann Ihnen nicht böse sein!“

Binscham dachte an die Enthüllungen der Köchin.

Am gleichen Tage fügte es der Zufall, daß sie mit ihm die Trambahn bestieg. Er wollte sie grüßen, aber sie sah rasch zur Seite, als kenne sie ihn nicht. Sie wollte als Dienstbote den „Herrn“ in der Öffentlichkeit nicht mit ihrer Bekanntschaft behelligen.

Binscham war gerührt. Aber er dachte sich: „Wenn sie wüßte, daß meine Lackschuhe keine Sohlen haben und daß ich sie samt den Beinkleidern, die besser glänzen wie die Schuhe, geschenkt bekommen habe, dann würde sie vielleicht weniger zartfühlend sein. Und wenn ich vor vier Wochen, als ich ganz abgerissen nach Hamburg kam und wegen Mangel an Überfluß verhaftet wurde, zufällig um ein Stück Brot zu ihr gekommen wäre, so hätte sie mir wahrscheinlich die Tür vor der Nase zugeschlagen.“

Und er summte im Fortgehen ein altes Vagabunden-
lied vor sich hin:

Was man auch heuchelt und dagegen tut,
es hängt doch alles nur am Geld und Gut.
Dein Freund, der dich verehrt wie einen Held,
wenn du kein Geld hast, wie er eisig tut!
Und auch die Kleine schielt nach deinem Geld,
brennt auch die Liebe ihr im heißen Blut.
Ich lach' dazu, was kümmert mich die Welt,
für Geld verkauf' ich nichts von meinem frohen Mut!

16. Die Wäscherin

In seinem Zustande ununterbrochener Verliebtheit und im übrigen abgebrannt und obdachlos und auch mit seinen Gelegenheitsfreunden aus der Landstreichergilde, mit denen er nicht immer gut auskam, überworfen und von jedermann verlassen, überlegte Binscham eines Nachts, wo er sich die Nacht über hinverkriechen könnte. Das Spazierengehen im Regen war nicht angenehm, alle Kirchen waren abgesperrt, die nassen Bänke in den windzerrütteten Anlagen wenig verlockend, der Güter-bahnhof schwer zugänglich, auf der einen Seite die See, auf der anderen der Kanal, und die Brücke nachtsüber bewacht. Im Stehen in einer Passage, einer Nische, einem vorspringenden Portal zu schlafen, konnte er sich

nicht entschließen. Der Wind pfiff ekelhaft, und in den Durchgängen fegte eisige Zugluft. Außerdem macht sich der Schutzmann, der die ganze Nacht nichts zu tun hat, ein Vergnügen daraus, einen so verdächtigen Menschen, der nicht einmal einen Fleck zum Schlafen hat, zu verjagen, oder er stellt ein zweckloses, umständliches Verhör an. Da der Hüter der Ordnung ja geschlafen hat und auf seinem Posten auch nichts anders tut, kann es ihm gleich sein, wenn andere über solchem Unfug ihren Schlaf einbüßen. Er ist nicht einmal immer gewillt, einem die Polizeiwache als Nachtlokal anzubieten. Entweder der Weg dorthin ist ihm zu weit, oder er hat sonst eine Grille im Kopf. Der Delinquent ist dann gezwungen, ihn zu beschimpfen, anzugreifen und ihm das Käppi herunterzuschlagen, damit er ihn mitnimmt, aber dazu war Binscham auch nicht immer aufgelegt.

Selten war es ihm so eindringlich zu Bewußtsein gekommen, wie überflüssig er war, wie er nirgend hingehörte und nirgend etwas verloren oder zu suchen hatte, ein Mensch, der irrtümlicherweise geboren und aus Versehen am Leben geblieben war. Wer ihn gesehen hätte, wie er in sich versunken auf dem Trottoir stand, die Fäuste in den Hosentaschen vergraben, und in seinen vom Regen auf den Leib geklatschten Kleidern noch dürrer und länglicher als sonst, der hätte diese regungslose Stange nicht für etwas Menschliches gehalten. Ein verspäteter Passant, der vorüberging, erschrak, als dieser Laternenpfahl sich plötzlich bewegte, und wich in einem

weiten Bogen vor ihm aus. Vinscham hatte nur seine Hutkrempe niedergebogen, von der das Wasser plätschernd auf den Randstein schoß. Den Einfall, sich dem Herrn anzuschließen und ihn um ein Nachtquartier zu bitten, verwarf er als aussichtslos, auch überkam ihn, wie manchmal, plötzlich eine Abneigung gegen Almosen. Und schließlich gewann sein unzerstörbarer Gleichmut wieder die Oberhand über die Mißstimmung des Augenblicks. „Morgen ist auch ein Tag," dachte er, „wer weiß —"

Um nicht anzufrieren, ging er die Straße hinunter, dem Hafenviertel zu, wo es noch am ehesten, in Lagerschuppen und dergleichen, einen Unterschlupf gibt. Er fand ein Lastboot angekettet, mit einer Leinwandplane überdacht, und ließ sich hinunter. Das Boot war mit Gips- oder Zementsäcken beladen, die etwas hart waren, aber es war trocken, windgeschützt und ruhig. Nur dann und wann klatschten leise Wellen an die Bootswand, wie wenn einer mit nassen Lappen an ein Faß schlägt.

Als er erwachte, war es Mittag. Ein Streifen Sonne, in dem der weiße Staub tanzte, schnitt durch einen Spalt in den finsteren Raum. Er sah hinaus und schloß geblendet die Augen. Da es sehr still war, glaubte er, es sei Sonntag, weil an Werktagen im Hafen ein Riesenlärm und Betrieb herrscht. Daß das Boot nicht mehr im Hafen sein könnte, ließ er sich nicht träumen. Es glitt auf der See und jetzt hörte er den Mast ächzen und das Wasser an den Seiten langrieseln. Er kroch hinaus. Der Schiffer, überrascht und mürrisch, fragte ihn, wie er

auf seinen Kasten komme und was er da verloren habe. Binscham lachte. „Willst mich vielleicht hinauswerfen?" Damit war die Sache erledigt. Der Alte schenkte ihm Tabak und sie rauchten in die blaue Luft hinaus.

Am anderen Morgen deutete der Schiffer über das Wasser: „Siehst du das?"

„Was —?" Endlich entdeckte er einen dünnen, hingehauchten Streifen, eine lichtblaue Erhöhung über der See.

„Ein toter Walfisch!" sagte der Alte.

Es war die Küste. Gegen Mittag legten sie an und luden die Säcke aus. Einige Tage lang, bis das Boot zurückfuhr, blieb Binscham bei dem Alten und half ihm seine Fische auf den Markt tragen. Während der Marktzeit lungerte er zwischen den Werften, Kanälen und Bootsplätzen.

An einem Vormittag stand er an einer Brücke und sah den Weibern bei der Wäsche zu, die ein unerhörtes Geschnatter vollbrachten, bis sie auf einmal einen eigentümlich monotonen Gesang anstimmten. Dann und wann kam eine der Frauen mit ihrem Wäschekorb auf dem Kopfe die Stufen herauf, ging fort und fiel wieder in den Gesang ein, wenn sie zurückkam. Es war eine ebenso leidenschaftliche als traurige Melodie und obwohl Binscham kein Wort davon verstand, war es für ihn eine ausgemachte Sache, daß es ein Liebeslied sei. Sein überempfindsames Gemüt versank in den Rausch der Ergriffenheit, der ihn schon beim Anhören einer Drehorgel

überfiel. In solchem Zustande, der ihn absonderte und aus der Welt entrückte, war er empfindlich gegen die geringste Störung wie ein Schlafwandler und Mondsüchtiger, der auch keinen Anruf verträgt. Gerade in diesem Augenbnlick sagte jemand hinter ihm: „Ist das schön von Ihnen, mir so im Wege zu stehen?“ Binscham, wenig geneigt, sich aus seiner Andacht zu reißen, wollte nichts hören. Da er aber spürte, daß jemand neben ihm stand, sah er sich um. Er verstand nicht, was das Mädchen eigentlich wollte. Der Weg war so breit, daß mehrere Personen ungehindert vorbeigehen konnten. Sie sah ihn stolz, verächtlich, abweisend ernst an. Halb scherzhaft, halb spöttisch sagte er: „Ich wollte, es würde sich mir etwas so Schönes in den Weg stellen wie Sie!“ Er bereute die dumme Phrase. Wenn das Weib ihn abfahren ließ, war er selbst schuld daran, hatte ihm mit seiner voreiligen Huldigung die beste Gelegenheit dazu gegeben. Sie betrachtete nachdenklich seine zerlumpten Hosen, und er besann sich auf eine schlagfertige Entgegnung.

„Sie sind ein Fremder“, sagte sie. „Ich habe sagen hören, euer Land sei schöner als unseres.“

„Mein Land,“ sagte Binscham, „habe ich vergessen. Es war mir zu eng.“

„Und woran denken Sie jetzt?“

„Jetzt?“ Er sah ihr lachend in die Augen. Das weißt du doch! dachte er und sie lachte: ich weiß es! „Ich dachte an diese Blumen“, sagte er.

„Die möchten Sie haben?"

Sie langte in ihr schwarzes Haar, wobei sich ihre Brüste wie zwei Melonen unter dem Kleid in die Höhe schoben, gab ihm die Blumen und sah zu Boden. Sie hatten sich schon zu viel gestanden, es war nichts mehr zu sagen. Sie konnten jetzt von der Wäsche reden, von Marktpreisen oder vom Wetter, sie waren gewiß, mit jedem Wort Glückseligkeit zu atmen.

Nur um etwas zu sagen, dankte er für die Blumen. „Die Geizigen sind nicht schön," sagte er, „die Schönen nicht geizig. Das Herz ist freigebig und glücklich im Verlieren. Es zögert nur aus Furcht vor zu viel Glück."

„Wie lange wird es dauern — —?" sagte sie und sah ihm mit einem Seufzer in die Augen.

Sie mußten sich voneinander abwenden, um sich nicht in die Arme zu sinken. Zwei Flammen, die zusammen ein zu übermächtiges Feuer geben, mieden sie sich, obwohl nichts in ihnen war außer dem Wunsch, in dieser Glut unterzugehen. Sie sagten nicht: wann sehen wir uns wieder? — sondern: wir müssen uns trennen. — Sie ging hinunter, er blieb allein und sann diesem Traum nach.

Der Schiffer kam vom Markt zurück, packte Binscham an der Schulter und rüttelte ihn wach.

„Heiß ist's!" sagte er. „Ich bin unterm Gehen eingeschlafen. Wer hätte das geglaubt, so spät im November noch ein so heißer Tag! Es wird bald vorbei sein mit der Herrlichkeit."

„Ich fürchte auch", meinte Binscham.

„Geh' zu, trinken wir einen Schluck."

In der Kneipe sagte Binscham, er habe seinen Hut auf der Brücke vergessen und ging fort.

Er fand niemanden mehr am Wasser, außer der, die er suchte. Sie saß auf der Treppe, das Kinn in die Hand gestützt, und hörte ihn nicht. Er berührte sie und rief einen Glanz auf ihrem Gesicht wach, der ihn blendete. An ihrer Wange hingen Tropfen. Sie sagte, sie sei bespritzt vom Waschen.

Bis er in die Kneipe zurückkam, hatte der Schiffer unter dem Vorwand, auf ihn zu warten, mehr getrunken, als für den Durst nötig war. Er zeigte ihm den Hut, der am Boden lag, und lachte ihn aus.

„Die Hitze hat dich toll gemacht, alter Freund!" schrie er und schlug sein Glas vom Tisch.

„Ja, sie sitzt so tief, daß sie nie mehr herausgehen wird", sagte Binscham.

„Die Hitze oder die Tollheit?"

„Beide."

Am anderen Morgen fuhren sie zurück. Das Wetter war umgeschlagen, kalt und stürmisch, und der Regen prasselte herunter, als wollte er das Meer selbst ersäufen.

17. Begründungen

Vor dem Kloster Sant' Oregina in Padua zog Binscham an der Klingel, mittags um zwei Uhr. Es war heiß wie in der Hölle und still wie im Grab. Nach langer Zeit hörte er ein leises Knirschen im Sande, ein Mönch öffnete die Tür. Binscham machte mit andächtiger Miene das Kreuz und sagte zerknirscht: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„Ja," sagte der Mönch, „Jesus Christus gelobt sei! Ich gann sprechän deutsch ein wenig, aber nicht verstehän!"

Binscham sagte, er sei ein pauvere emigrante und bat um eine Kleinigkeit zu essen. Der Mönch ging ins Haus. Im Klosterhof war eine steinerne Bank, auf die setzte sich Binscham. Aus einem Flügel des hohen Gebäudes fielen abgerissene Klaviertöne wie Tropfen. Die weißflammenden Mauern, die abgeschiedene, von keinem Geräusch entweihte Stille, bei den Seligen des Himmels kann es nicht schöner sein.

Der Mönch kam zurück mit einer Schüssel, einem Stück Brot und einer Flasche Wein. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne, ergötzte sich an dem unverdorbenen Appetit des armen Bettlers und wünschte sich in Gedanken, seine gebratenen Hühner und Tauben möchten ihm halb so gut schmecken wie dem die Wassersuppe.

„Das ist aber nicht euer bester!“ sagte Binscham, als er den sauren Wein versuchte. „Den trinkt ihr Spitzbuben natürlich selber.“

Der Mönch bejahte, weil er ihn nicht verstand.

„Gehst du viel in das Kirche?“ fragte er.

„Ja, wenn ich im Hotel nicht mehr unterkomme.“

Im Verlaufe ihrer aus italienischen und deutschen Brocken zusammengeflickten Unterhaltung sagte Binscham Hochbürden für Hochwürden, Biester statt Priester, Greulichkeit, Bäuchlichkeit und Heuchlichkeit für Geistlichkeit, Bruder und Luder, Frater, Krater, Pater, Kater, Pfaffen und Affen, und schließlich ging er zu ungereimten Anredeformen, wie Schinkenbalg, Schürzenjäger, Speckschwarte, Sausaus und anderen Wortspielen über, an denen sein Dialekt reich war.

Währenddem war ein Herr, der im Kloster geschäftlich zu tun hatte, nähergetreten, hatte, sich auf die Lippen beißend, zugehört und sich manchmal, wenn er das Lachen nicht mehr verhalten konnte, umgedreht.

Als Binscham auf der Straße war, rief ihm dieser Herr in gutem Deutsch zu: „Hallo, alter Freund!“

„Was steht zu Diensten?“

„Sie kommen mit mir!“

„Wohin Sie wollen!“

„Und zwar zur Polizei! Sie haben sich über eine Religionsperson lustig gemacht.“

„Soll ich mich über eine Polizeiperson lustig machen?“

„Ein toller Kunde!“ platzte der Herr heraus. „Sie

gehen mit mir und essen und trinken so lange, bis Sie tot umfallen!“

Binscham versprach sein Möglichstes zu tun. Sie gingen durch Weingärten einem villenartigen Gebäude zu. Der Herr erzählte seiner Gattin, die über die Einführung eines so sonderbaren Gastes erschrak, den lustigen Vorfall aus dem Kloster. Er machte sich ein Vergnügen daraus, seine Frau neben ihm sitzen zu sehen. Binscham beantwortete alle Fragen und erzählte aus seinem Leben, wobei er es mit der Wahrheit nicht genau nahm, wenn es nur lustig und schön war, und der Herr verdolmetschte es seiner Gattin. Beide waren erstaunt über die Abenteuerlichkeit dieses Menschen und seine gewählte Redeweise. Die Dame meinte, wenn die deutschen Landstreicher alle so manierlich seien, dann müsse Deutschland ein ausgezeichnetes Land sein, denn wenn ein Landstreicher, wie er vorgebe einer zu sein, schon so witzig sei, dann müßten Beamte, Künstler und Staatsmänner wahre Wunder von Gelehrtheit und Wissen sein. Binscham meinte, sein Witz sei der beste Vorzug des Landstreichers nicht. Die Dame ließ fragen, worin dieser dann bestehe.

„Darin, daß er einer der wenigen Menschen ist, die den Mut haben, allein zu leben.“

Ob er denn das auf die Dauer ertragen könne, fragte sie.

„Wer sich die menschliche Gesellschaft zum Feind macht,“ sagte Binscham, „der muß sehen, wie er ohne sie

auskommt. Er ist im Unrecht, wenn er's nicht erträgt. Ich kann nicht leugnen, daß es mir in der Seele wohltut, wenn jemand, wie zum Beispiel Sie, den Freimut besitzt, sich mit meiner Schäbigkeit zu beschäftigen, und daran erkenne ich, daß ich auch nur ein Mensch bin. Aber mein Vergnügen daran dauert nie lange."

Gegen diese manierliche Redeweise stand sein übriges Betragen in seltsamem Widerspruch. Er griff über den Teller der Hausfrau nach dem Salz und stieß sie beinahe an die Nase, verwechselte die Bestecke und nahm sich so viel, daß er noch beim ersten Gange war, als schon der Nachtisch aufgetragen wurde. Die Eßweise der feinen Leute nimmt ein saftloses, ausgetrocknetes Stückchen Fleisch, das schmeckt wie gepreßte Sägespäne, während das meiste und beste an den Knochen bleibt und samt dem Mark und der knusperigen Bratenrinde den Hunden vorgeworfen wird. Solche unsinnige Verschwendung konnte er nicht mit ansehen. Er leckte den Löffel, mit dem man die Bratensauce schöpft, bis zum Stiel hinauf ab, daß ja kein Tröpfchen Fett verloren ging, nahm die Knochen in die Hand und hieb seine Zähne hinein, trank den Teller aus und tauchte seine lange Nase in die Tunke, und die Finger wischte er sich an den Hosen ab, weil er kein Taschentuch hatte.

Als er aber eine eigentümliche Verlegenheit und Unruhe an der Dame bemerkte, dachte er nicht, sie geniere sich über sein barbarisches Benehmen und neben seiner gräulichen Gestalt, sondern grübelte nach, was wohl der

Grund der Verwirrung dieser Frau sein könnte, die so liebenswürdig war. Einige Male überhörte sie eine Frage ihres Mannes, gab falsche Antworten oder reichte ihm in anmutiger Zerstreutheit die verkehrte Schüssel.

Endlich fragte sie Binscham unter eigentümlichem Schluchzen und Schlucken, das ebensogut Weinen wie Lachen sein konnte, ob er immer so äße?

Warum und wieso, erwiderte Binscham, und es gäbe ganze Volksstämme, die es auch nicht anders machen. Ob sie glaube, fragte er (weil er meinte, sie lache ihn aus), daß das europäische Zeremoniell vielleicht vornehmer sei als das der Papuaneger? „Verehrte Dame," fuhr er, da sie noch mehr lachte, unbeirrbar fort, „ich habe manchen Irrsinnigen gesehen, der ganz genau wußte, wie man die Gabel hält, und auch ich finde oft Vergnügen an diesen Gesetzen. Nur übermannt mich zuweilen das reine, ungetrübte Vergnügen — haben es denn unsere Vorfahren vor zweitausend Jahren etwa besser gemacht! Wer weiß," wandte er sich an den Hausherrn, „ob Sie, wenn Sie an meiner Stelle säßen, nicht mit beiden Fäusten in die Schüssel plantschten?"

Die Dame lachte hellauf: „Das wäre nicht unmöglich!" und auch der Mann gab ein hüpfendes Brüllen von sich. Binscham sah Tränen in den Augen der Frau glitzern und meinte, es sei vom Lachen. Den Wunsch, ihr zu gefallen, konnte er zwar nicht unterdrücken, doch war er besonnen genug, es für unmöglich zu halten. Gerade deswegen aber fand er Genuß daran, sich einzu-

bilden, sie sei in ihn verliebt. Vielleicht war ihm auch der Wein langsam zu Kopf gestiegen. Er verlor sich in diese Vorstellung, vergaß, wo er war, und das Gespräch am Tisch klang ihm wie eine verworrene, eintönige Musik ins Ohr. Dabei entging ihm, daß die Dame ihm rasch etwas in die Rocktasche steckte. Zwar glaubte er die Bewegung noch halb aufgefaßt zu haben, aber er schob sie seiner Einbildung zu, und als man von der Tafel aufstand, war er wieder wach und vernünftig. Der Italiener schenkte ihm Geld, einen Hut, ein Hemd, Schuhe und Strümpfe und nötigte ihn immer wieder zum Trinken, so daß ihm der Kopf schwer und taumelig war, als er sich in der Nachmittagshitze auf den Weg machte.

Er kämpfte mit sich, ob er in die Tasche langen sollte oder nicht. „Dummer Teufel!" sagte er laut. Endlich ermannte er sich, griff hinein und zog ein zusammengefaltetes Papier heraus. Es enthielt ein Goldstück und ein Kärtchen mit dem Monogramm L. P.

18. Eselführer

Daß man Leute, die man für Narren hält, zum Narren halten muß, gefiel außer Binscham auch einem Eseltreiber, der Suave hieß, und ein echter Taugenichts war. Er führte die Fremden und andere, die den Weg nicht selbst fanden, in die verschwiegenen Häuser und Gassen der Stadt. War er, wie meistens, besonders

untätig gelaunt, so ließ er Binscham sein Tier führen und trottete, die Hände in die Taschen seiner zerlumpten Hosen vergraben, schläfrig hinterdrein.

An einem heißen Tage war Binscham auf den Stufen einer Kirche eingeschlafen, als Suave mit seinem Esel daherkam und sich zu ihm in den Schatten legte. Da ging ein Franziskanermönch auf sie zu, der, wie Suave sah, ein Fremder war. Er kannte diese Herren alle, wenn auch meist von Orten her, die ziemlich weit von der Kirche entfernt lagen. Nachdem der Mönch sich verschnauft hatte, sagte er: „Mein lieber Sohn, weißt du vielleicht, wer die sogenannte spanische Nachtigall ist (Gott verzeihe mir diesen merkwürdigen Ausdruck!) und wo ich die Wohnung der Dame, die so genannt wird, erfragen kann? Die Frau ist krank und schickt nach einem Priester; ich muß mich beeilen, hinzukommen, ehe es zu spät ist. Ich habe die Straße vergessen und nur ihren Beinamen behalten und weiß weder, wer sie ist, noch wo sie wohnt.“

Suave, dem diese Erzählung schon zu lange vorkam, kannte die spanische Nachtigall, die gesuchteste Dame der Stadt, so gut wie seine Schwester, wie er alle Vögel dieser Art kannte und sie ihrer Größe und Haarfarbe nach an den Fingern hätte herzählen können, wenn er so viele Finger gehabt hätte; aber das Haus der beichtlustigen Spanierin war ganz in der Nähe und dabei war wenig zu verdienen. Er nahm sich vor, den Mönch, der seine Unternehmungslust nicht bis zum Eintritt der Dunkel-

heit bezähmen konnte, auf einem gehörigen Umweg hinzuführen, und ihn dafür ordentlich blechen zu lassen. Nannte ihm also eine Gegend, in der keine Trambahn geht und empfahl ihm, der Hitze und des weiten Weges halber sein Maultier zu nehmen. Der Pater war einverstanden und bestieg den Esel, den Binscham führte, während Suave nebenherging und in seiner Spitzbubenseele nachdachte, was er dem Franziskaner noch für einen Streich spielen könnte, als aus einer Seitengasse ein Wasserverkäufer einbog und mit seiner Eselin vor ihnen hertrollte. Suaves Tier, wenig wählerisch und von empfindsamer Witterung, begann, als es die Eselin roch, trotz der steilen Straße zu traben, mit den Hinterbeinen auszuschlagen und so aufgeregte Sprünge zu vollführen, daß der Pater das Gleichgewicht verlor und einen unglücklichen Sturz auf das Pflaster tat, wo er wie tot liegen blieb. Er kam erst wieder zu sich, als sie ihn aufrichteten, nachdem sie sich satt gelacht hatten, und das heiße Blut, das diesen Ritt verschuldete, wieder in sein Herz zurückströmte. Obwohl er wahrnehmen mußte, wie seine Glieder nicht weniger als seine geistliche Würde beschädigt waren, denn die Vorüberkommenden lachten laut und respektlos zu diesem Fall, so ließ er sich dadurch nicht abschrecken. Dem armen Tier mißgönnend, was er sich selbst nicht übelnahm, bestieg er den Esel wieder, der aber gleich ihm von seinem Vorhaben so rasch nicht abzubringen war. Er erreichte die Eselin, wie sie ihn auch schlugen und an ihm zerrten, und benahm sich so zudring-

lich, daß auch der zweite Eseltreiber ihm mit dem Stocke beikommen mußte, wobei er die Waden des Mönches öfter traf als die des Esels. Er hätte mit seinem Tier nur davonzugehen brauchen, um dem Auftritt ein Ende zu machen, wenn ihm der Scherz mit dem Pfaffen, das Schimpfen und Fluchen und lärmende Hin und Her nicht besser behagt hätte, in dessen Verlauf auch der Mönch, außer sich vor Zorn, manches Wort verlor, das nicht in seinem Brevier stand. Sie kamen nun, von Neugierigen und Müßiggängern umringt, die über die Gelegenheit, Geschrei und Unsinn zu machen, froh waren, nicht mehr von der Stelle, und da viele den Suave und sein Gewerbe kannten, mußte der Pfaffe mehrere unzweideutige Redensarten über seinen Spazierritt mit anhören. Während der Aufruhr und Tumult noch andauerte und jemand sich nach der Eselin umschaute, war sie nicht mehr zu sehen, wie auch der Esel, vernünftiger als die tobende Menge, sich beruhigt hatte und friedlich ein paar verdorrte Grasbüschel am Wege abnagte. Endlich, da der Mönch, der aus der Haut fahren wollte, ausrief: „Platz da! Vorwärts jetzt, ihr Elenden!" zogen sie ihren Weg, und weil er nicht aufhören wollte, Dinge zu murmeln, die nicht wie Gebete klangen, und immer mürrischer zur Eile antrieb, vergrößerten sie den Umweg noch und waren nach mehreren Stunden Herumtreibens dem Orte, von dem sie ausgegangen waren, wieder ziemlich nahe. Binscham wollte ihn dort wieder abladen und stritt deswegen in seinem wüsten deutschitalienischen Kauderwelsch mit

Suave, der aus Besorgnis um seinen Verdienst nach einer anderen Richtung drängte, so daß der Mönch fragte, was sie denn schon wieder hätten. Suave sagte, sie seien verschiedener Meinung über die Lage des Hauses, sie wüßten es nicht mehr genau. „Wie lange soll denn die widerliche Fahrt noch dauern?“ fragte der Geistliche, schon ganz zermürbt, abgemattet, staubbedeckt und schwitzend wie ein Lastträger, und Suave, der eben ein schlecht versorgtes und übelberüchtigtes Haus sah, hielt, ohne sich lang zu besinnen an, worauf sie sich bezahlen ließen und ihm das Gebäude so genau bezeichneten, daß er nicht fehlgehen konnte bei dem Fehltritt, den er vorhatte.

19. Volksbelustigungen

An einem prachtvollen Vormittag, der ihm den Abschied von der Landstraße schwer machte, kam Binscham, der Irrwisch, nach Freising und focht sich innerhalb einer Stunde sieben Mark zusammen. Er war zufrieden, sein Tagwerk war getan, es wurde auch schon heiß. Um noch etwas von der Frische der frühen Stunden zu erhaschen, verließ er die pflasterige Stadt und warf sich neben ein Kornfeld ins Gras. Die leicht bewegte Luft wurde schwerer und schläfriger, der zarte Vormittag welkte, wie Blütenbüschel auf flimmernden Scheiterhaufen, dem Mittag zu.

Am Nachmittag ging er auf die Dult, schaukelte und

ließ sich photographieren. Als er wieder gehen wollte, stieg ein Frauenzimmer in seinen Kahn, eine ruinierte Schönheit, deren Eleganz nach Schweiß und Lumpen roch. Ihr Gesicht schrie wie eine billige Reklame ihr Gewerbe aus. Binscham sah sie nicht so genau an, er wollte sich das furchtbar Gewöhnliche ihrer Erscheinung und des ganzen Auftrittes nicht vor Augen führen. Er hatte lange kein Weib gesehen und war allen Dingen, die den Umgang mit dem holden Geschlecht angehen, so entfremdet, als wäre er noch siebzehn Jahre alt. Die Orgel leierte, von Glockengebimmel zerrissen, die Melodien „Das macht die Liebe so ganz allein“ und „In deinen Augen steht es geschrieben“. Binscham, kraft seiner verrückten Eigenschaft, die geschmacklosesten und abstoßendsten Dinge mitunter schön zu finden, bewegte dieser häßliche Lärm einer Musik so stark, daß ihm das Wasser in die Augen stieg, was er, um von dem gewiegten Frauenzimmer nicht ausgelacht zu werden, geschickt verbarg. Er schneuzte sich und sagte etwas von Zigarettenrauch. Da er vermeiden wollte, den ewig ergriffenen, unbeholfenen und schüchternen Esel zu zeigen, der er war, und als er glaubte, daß es Zeit sei zu einem Angriff, der seine kaltblütige Kühnheit dartun sollte, stolperte er wie aus Versehen auf sie hin, ergriff ihre Hände und drückte sie leidenschaftlich.

„Bardonn, Herr!“ sagte sie halb spöttisch, halb ärgerlich. „Das nächstemal treten Sie auf Ihre eigenen Hühneraugen!“

Binscham, als er sah, was da für eine Sprache geführt wurde, fragte sie, ob sie noch nichts verdient habe, weil sie so schlechter Laune sei. Sie erwiderte gut gelaunt und in der groben Art des Scherzens, die einem von solchen Mädchen nicht verdrießen darf, oder man muß sich nicht mit ihnen einlassen, das ginge ihn einen Dreck an, sagte du zu ihm und nannte ihn einen hergelaufenen Handwerksburschen. Binscham dachte wehmütig daran, daß er in Wahrheit eigentlich noch weniger als das und nicht einmal ein regelrechter, ordentlicher Landstreicher war, wenn er ehrlich sein wollte. Er fand eine passende Erwiderung, und so foppten sie sich hin und her, während sie die Schaukel mit ihrem Körpergewicht in kräftigem Schwung hielten und der Rock der Dame im Niedersausen Binscham bis vor die Nase wehte. Er hieß sie eine gräuliche Pflanze, einen alten Hafenscherben, und sie ihn einen langnasigen Fechtbruder, Fliegenfänger und Hungerkünstler. Wenn ihm eine besonders kühne und zweideutige Bemerkung gelang, lachte sie schrill und ordinär in ausgelassener Vergnügtheit. Aber ihn packte das Lachen ans Herz wie zischendes Feuer.

„Gib doch Obacht, alter Strauchritter," sagte sie, als das Boot tief in das Leinwanddach stieß, „du machst ein Loch hinein."

Binscham antwortete mit einem treffenden Witz, worauf sie ihn mit einem anhänglichen, ernsten Blick ansah, der ihm durch Mark und Bein ging. Er erschrak vor der Glut, die dieser ausgebrannte Aschenhaufen noch

barg. Als er ihre Hand nahm, die kalt und gefühllos war, blickte sie gelangweilt weg. Vinscham sah, daß die Leidenschaft dieses Geschöpfes anders geartet war als die der braven Mädchen, die die Hand des Geliebten stundenlang tätscheln und aufwärmen.

Vom Schaukeln hatten sie jetzt genug.

Er machte den Vorschlag, ins Grüne zu gehen, weil es so schön sei.

„Das ist mir zu weit hinaus", sagte sie.

„Mach' keine Krämpfe!" beschwichtigte er sie.

Sie streiften vor der Stadt herum, bis es dämmerte und die Maikäfer um die Laternen schwirrten. Als es finster war, feierten sie Verlobung und Hochzeit zu gleicher Zeit.

„Jetzt nehmen wir ein Familienzimmer im Metzgerbräu!" sagte er. Er fand es hartherzig, sich sofort von dem Frauenzimmer zu trennen, das auch ganz zufrieden war, ein Nachtquartier zu haben.

Er schrieb in das Fremdenbuch: „Cherpens Vinscham mit Frau."

Am anderen Morgen, es war noch nicht fünf Uhr, klopfte es: „He! Aufmachen! Die Polizei ist da!"

„So früh schon?" meinte Vinscham.

„Aufmachen! Ein wenig flink! Wir möchten Ihre Frau sehen, die interessiert uns sehr!"

„Nimm deine Kleider," sagte Vinscham, „und geh' in den Kleiderkasten." Er schloß den Schrank ab und ließ

den Polizisten herein, der sich umsah und fragte, wo sie sei.

„Sie? Schon lange fort! In aller Frühe schon, weil sie abreisen mußte, mit dem Zug um vier Uhr zwanzig nach München."

Der Schutzmann fragte, ob sie barfuß abgereist sei.

„Warum?"

„Weil ihre Schuhe noch unterm Bett stehen."

„Meinen Sie, die hat nur ein Paar Schuhe? Wir haben ja unser Gepäck noch da!"

Er zeigte auf eine Pappschachtel am Boden.

Der Schutzmann, unerschütterlich, humorlos, eisig ernst, verlangte, er solle einmal den Kleiderschrank öffnen. Da stand die Dame in Hemd und Unterhosen. Binscham, der glaubte, die Ehre der Familie retten und das weibliche Schamgefühl betonen zu müssen, machte ihr Vorwürfe, daß sie noch nicht angezogen war. Er erntete aber kein Verständnis für seine Zartheit.

„Das wird nicht so pressieren!" sagte sie. „Das ist nicht der Erste und auch nicht der Letzte, der mich im Hemd sieht."

Sie mußten beide mitgehen. Binscham bekam acht Tage Haft wegen Falschmeldung und weil er weder Geld noch Papiere besaß, das Fräulein, das schon länger gesucht war, sah er nie wieder.

20. Sonderbare Kurgäste

Wer einen weiten Weg gehen muß, kennt keine Grenze. Also ging Binscham wieder einmal aus Deutschland fort nach Süden, weil es im Süden warm und die Sonne die Freundin und Beschützerin aller Pilger ist, die ein offenes Herz, im Winter keinen Mantel und im Sommer keine Schuhe haben. In Tirol schlossen sich ihm drei Leute an, ein Artist, ein Metzger und ein Gymnasiast, ein ungewaschener Frischling, der von zu Hause durchgebrannt und froh war, daß ihn die erlauchte Gesellschaft in ihrer Mitte duldete.

Sie hatten Innsbruck hinter sich und gingen nach Sterzing, als auf der Straße ein betrunkenes Weib daherkam, eine Landstreicherin, barfuß, schmutzig und verwahrlost.

„Wo aus, schöne Dame?“ begrüßte sie Binscham.

„Grüß' dich, Herzensbruder!“ sagte sie mit der Stimme einer eingerosteten Türangel. „Nach Innsbruck muß ich, gehst du mit?“

„Nach Innsbruck?“ sagte Binscham. „Da bist du verkehrt, Menschenkind! Da mußt du mit uns gehen, weil wir nach Innsbruck gehen. Wir kommen von Sterzing und gehen nach Innsbruck.“

„Da hab' ich mich vergangen,“ sagte sie, „jetzt so was!“ und schloß sich ihnen an.

Der Gymnasiast, der keine Ahnung hatte, wie sich Landstreicher unterhalten, lachte, weil er meinte, das Weib

wollte wirklich nach Innsbruck. Landstreicher wollen nie irgendwo hin, sie pilgern nach Lust und Laune, wo der Zufall sie hintreibt und wie sie Gelegenheit und Gesellschaft finden. Nur Binscham (der immer etwas Eigenes haben muß) war es nicht gleichgültig, wohin der Lauf ging. Ihn trieb es über die engen Grenzen Europas hinaus in unbekannte, nie begangene Strecken und Länder.

Es war heiß, und gegen Mittag schwenkten sie von der staubigen Straße ab, lungerten durchs schattige Gehölz, durch Niederholz und Hochwälder, durchwateten die Bergbäche, lümmelten sich auf dem Moosboden, streckten alle viere von sich und schliefen den wunderbaren Schlaf im Walde, wo man den frischen, aus Tannennadeln, Harz und Moos gemischten Geruch einatmet und einer vorbeisummenden Biene wie einer überirdischen Musik nachhorcht. Von den drei Lustikussen packte einer nach dem andern die alte Landstreicherin am Arm oder um die Hüften und stolperte mit ihr seitwärts in die Büsche, und zuletzt machte es auch der Gymnasiast so, weil er meinte, daß das dazu gehöre. Die anderen suchten und überraschten dann das Paar mit furchtbarem Gebrüll, warfen sich mit Tannenzapfen und Moosklumpen und kollerten alle vier zusamt dem Frauenzimmer im Gras übereinander.

Als sie die Straße wieder gewannen und nach Sterzing kamen, hielt sie ein Gendarm an und kontrollierte sie, fragte nach Papieren, wohin sie wollten und ob sie Reise-

geld hätten. Binscham, der Artist und der Metzger, mit diesen Finten vertraut, fertigten den Grünrock ab und halfen dem Gymnasiasten aus der Klemme. Dem war, als er sah, daß die Landstreicherei nicht ganz so rosenrot war, wie er in seinem jugendlichen Leichtsinn geglaubt hatte, in dieser lustigen Gesellschaft ein wenig schwül geworden. Das verlotterte Weibsbild war ihm jetzt, unter Neugierigen und Schaulüsternen inmitten der Ortschaft, weit weniger angenehm als vorher im Walde. Als der Gendarm Umstände mit dem Frauenzimmer machte, weil es keinen Ausweis besaß, weder einen echten, noch einen falschen, war der Gymnasiast heilfroh, daß er sie los wurde, aber Binscham tat sie leid.

„Was?" sagte er, indem er sich an ihren Arm hing, „meine Alte laßt stehn, das sag' ich dir! Die bleibt bei mir, oder du nimmst uns alle fünfe mit!"

Dem Gendarm war in diesem Falle Nichts lieber als Alles. Er lachte und ließ sie laufen.

„Ja," sagte der Artist zu dem jungen Frosch, „das Tippeln ist nicht so einfach. Mit den Weibern im Wald herumkugeln, das kann jeder. In der nächsten Ortschaft wirst du deine Füße in die Hand nehmen und uns was zu knuspern herbeischaffen, damit du auch was lernst!"

Sie gaben ihm Unterweisungen, schickten ihn fort, damit er die Geschäfte abklopfe, legten sich derweil in den Straßengraben, drehten Zigaretten von gesammelten Stummeln und lasen eine alte Zeitung vom vorigen Jahr.

Am Abend kamen sie in einen kleinen Badeort. An einem Hotel, vor dem eine Reihe eleganter Wagen sich anstaute, blieben sie stehen. Im Garten war Musik.

„Da gehen wir hinein!" sagte Binscham. Er war von Licht, Glanz und Musik berauscht wie ein Maikäfer, der aus der Dunkelheit im Walde auf eine Bogenlampe zuschwirrt. Der Gymnasiast zögerte und sagte, er habe kein Geld.

„Also rin in die Bude!" sagte der Artist. Sie gingen hinein und setzten sich an einen weißgedeckten Tisch. Sofort kam ein Kellner und forderte sie auf, den Garten zu verlassen. Binscham sagte ihm, er solle seine Beefsteaks servieren und anständige Leute in Ruhe lassen. Dann schickte er, nachdem sie ihre Pfennige zusammengelegt haten, den Gymnasiasten, der am ordentlichsten angezogen war, fort, um Bier zu holen. Es reichte gerade für ein Glas. Das Publikum war unruhig und entsetzte sich über die Eindringlinge und der Hotelbesitzer kam mit raschen Schritten herbei. „Wollen Sie machen, daß Sie hinauskommen! Aber sofort!"

„Geh' zu, mach' keine Sprüche," sagte Binscham, „sonst fliegst hinaus aus deinem Gemüsegarten! Wir sind Kurgäste! Was nehmen wir denn für Bäder? Moorbäder, Kurbäder, Solbäder? Jetzt singen wir mal eins!"

Sie stimmten ein Lied an und sangen so grauenhaft falsch und mißtönig, daß ihm selbst davon schlecht wurde. Einigen übermütigen jungen Herren kam diese Katzenmusik wie gewünscht, um sich über die Kurgäste lustig

zu machen. Sie ermutigten Binscham und seine Freunde und ließen Bier für sie kommen. Binscham dachte sich: „Hätte ich unser Auftreten mit Plakaten angekündigt und Eintrittsgeld genommen, so hätten sich diese Gesellschaftskrüppel, die nur, wenn sie bezahlen, sein dürfen, was sie sind, gewiß durch ihren Beifall zum Straßengesindel bekannt!“ Und plötzlich stand er auf und gröhlte, in den teuflischen Gesang einfallend, so grausig schön, daß ein irgendwelchen Herrschaften gehöriger Hund, der ihn angebellt hatte, den Schwanz zwischen die Beine klemmte und sich furchtsam verkroch. Binscham hatte auch schon etwas zu viel getrunken. —

Am Morgen nach dieser Nacht war es ihm plötzlich kalt. Er rieb sich die Augen und sah, daß er im Straßengraben lag, das Frauenzimmer neben ihm. Da erinnerte er sich, daß der Hausknecht sie hinausgeworfen hatte.

21. Eine Milchgeschichte

An einem sonnstrahlenden Morgen ging der ewige Luftschnapper in ein Haus hinein, in dem er sein Frühstück, sei es ein Stück Brot oder eine Tasse Kaffee, der zu dieser Stunde balsamisch aus den Haustüren duftete, aus mildtätigen Händen entgegenzunehmen hoffte. Es war ein freundliches, blitzblankes Häuschen, das er betrat, vielleicht das Pfarrhaus? Das war

ihm gleich, wenn es nur nicht die Gendarmerie war. Er wagte mit seinen staubigen Schuhen kaum aufzutreten. Ein Mädchen kam ihm entgegen, das so hübsch war wie diese Wohnung und fast zu schmuck für eine Magd. Haben die Pfarrer Töchter? Er dachte sich, seinetwegen so viele wie sie wollen. Er sagte seine Zauberformel her, die die Herzen der Mitleidigen, der Gütigen und der Frauen erweicht und Gaben und Geschenke herauslockt und die der Landstreicher und Klinkenputzer mit niedergeschlagenem Blick und demütigem Benehmen wirkungsvoll anzuwenden weiß.

„Gleich!“ sagte das Mädchen, verschwand und kehrte zurück mit einer irdenen Schüssel voll Milch und einem Keil Schwarzbrot. Binscham hieb kräftig ein, denn er war einer von jenen Deutschen, die man mit Recht Barbaren nennt, weil sie allzeit einen guten Appetit haben. Als er fertig war, kam das Mädchen wieder zum Vorschein und weil sie eine von den Gefälligen war, deren Herz beim Anblick eines Armen schmilzt und sich vor Hitze und Schmerz umdreht wie ein Brathuhn am Spieß, so war sie bedacht, ihm noch etwas zu schenken, fand aber nichts Passendes, und an sich selbst wagte sie in der Eile nicht zu denken. Da fiel ihr Blick auf das Wandpult, über dem der Abreißkalender hing, von dem sie die Blätter aufbewahrte, weil Verse darauf stehen. Von denen gab sie Binscham ein Päckchen. „Da haben Sie auch was zu lesen“, sagte sie. „Mögen Sie noch Milch?“

„Gern,“ sagte er, „und wenn Sie mir ein Stückchen

Papier und einen Bleistift mitbringen, dann schenke ich Ihnen auch einen Vers für diese da."

Mit der zweiten Schüssel Milch und dem gewünschten Schreibzeug kam sie wieder. Binscham sagte, wenn er jeden Tag so freundlich bedient würde, dann gäbe es nichts Schöneres, als Landstreicher zu bleiben bis ans Ende der Welt. Und er schrieb, bevor er zum zweiten Gang seiner Mahlzeit schritt, folgenden Vers nieder:

So schwarzes Brot aus weißen Händen
demütig zu empfangen, war Genuß.
Die Wang' gestreichelt von so zarten Händen,
mit dem Genuß verglichen war's Verdruß!

„Haben Sie das selbst gemacht?" fragte sie.

„Nein, das ist von Goethe," sagte er, „es ist mir nur gerade eingefallen."

„Das paßt aber gut!" meinte sie.

„Ja, Goethe war kein dummer Kerl," sagte er, „der wußte schon, was sich paßt!"

„Sind Sie denn ein Landstreicher?" fragte sie.

„Nur momentan," sagte er verschämt, „weil mir das Geld ausgegangen ist. Sonst bin ich Student."

„Was studieren Sie denn?"

„Ich studiere die Philosophie und Theologie der Herzen und die Lehre von der alles bezwingenden, göttlichen Liebe."

Obwohl das gute Kind in diesen Wissenschaften vielleicht nicht unerfahren war, so empfand es doch Ehrfurcht vor so heiligen Bezeichnungen und es wäre vor einem

so religiösen Studenten respektvoll zurückgewichen, wenn Binscham nicht mit seiner Linken, weil die Rechte den Löffel hielt, seine Hand ergriffen hätte. Und ihre Unterhaltung hatte, wie dergleichen Unterhaltungen immer, auch nur den Zweck, nicht von dem reden zu müssen, was sie taten, d. h. was Binscham tat und wogegen sie nichts einzuwenden fand. Von ihrer Hand glitt er an ihrem runden Arm hinauf, streichelte ihren Nacken und umspannte ihre Hüften, während sie still hielt wie eine Uhr, die nicht aufgezogen ist, oder wie eine Maus, die in wollüstiger Angst zitternd nach der Katze horcht. Binscham hütete sich, seine Milchsuppe zu schnell zu essen, und wer weiß, wohin die beiden gelangt wären, wenn nicht plötzlich ein Knarren auf der Treppe laut geworden und eine graue, behäbige Frau erschienen wäre, die er, als er sie sah, samt ihrem freundlichen Gesicht und Gutenmorgengruß zu allen Teufeln wünschte. Das Mädchen war ihm geschwind aus den Klauen gerutscht, und Binscham aß nun seine Suppe zu Ende, worauf ihm nichts anderes übrigblieb, als sich unter Dankesbezeigungen zu empfehlen.

22. Eine Kämpfernatur

Händel und Verwicklungen, Reibereien, Raufereien, Schlägereien und Balgereien waren Binschams liebste Unterhaltung, und seine Lust am Zuschlagen und Dreinhauen war nicht geringer als die der Völker, wenn sie Kriege führen, wenn sie auch sagen, sie tun's der Ehre wegen, was Binscham übrigens auch von sich sagte. Er konnte es nicht ausstehen, wenn ihn einer schief ansah, und wenn er nur von weitem einen bemerkte, der verdächtig lächelte oder dessen Blick verriet, daß er an seinem Anzug oder an seiner Nase etwas auszusetzen fand, so stürzte er sich mit einer Heftigkeit, die seinen Feind schon vor Schreck zu Boden warf, auf diesen gemeinen Schurken und schlug ihm sein Gebiß in den Schlund, ganz gleich, ob es echt oder falsch war. Im Zähneeinschlagen und Kinnladenausrenken, im Angriff und in der Verteidigung, im Handgemenge wie im Einzel- oder Zweikampf sowie im geschlossenen Angriff zu dreien oder vieren war er Meister wie keiner. Er war in dieser Eigenschaft allerdings ein zeitgemäßer Charakter, denn es läßt sich nicht leugnen, daß wir heute kraft unserer hohen Kultur die Betätigung der rohen Körper- und Muskelkraft, wie Ringen, Boxen, Stechen, Fausthiebe, Ohrfeigen, Backpfeifen, Maulschellen mit der flachen und mit der geballten Hand, Fußtritte, Magenstöße, Nasenstüber, Kinnschläge und dergleichen mehr als niedrig und gemein verachten. Die heutigen Kampf-

mittel sind gebildeterer Art als die primitiven Waffen der alten Zeit und der unzivilisierten Wilden. Statt der tollpatschigen, gußeisernen Kanonenkugeln des Mittelalters, der schwerfälligen, blutabschnürenden und atemraubenden Blechrüstungen, der plumpen Schwerter und Streitäxte, die kein anständiger Mensch mehr hochheben kann, der Pfeile, Lanzen, Speere und Dolche mit vergifteten Spitzen, lauter Dekorationswaffen, mit denen der heldenhafteste Krieger mit Mühe und Not kaum ein schäbiges Dutzend Feinde täglich abmurksen konnte (was eine unappetitliche und blutige Metzgerei gewesen sein muß), statt dieser barbarischen Kinderspielsachen haben wir heute Gasbomben, Hand-, Stiel-, Eier- und Gewehrgranaten, Flammenwerfer, Explosiv- und giftige Gasgeschosse, Maschinengewehre, Panzerautomobile, Tanks, Flugzeuge, Unterseeboote und Geschütze und Ferngeschütze, die ganze Städte samt Mensch und Vieh, das Vieh wie den Menschen und den Menschen wie das Vieh, so sauber vom Erdboden wegrasieren, daß man mit dem Finger darüber fahren kann, ohne eine Erhöhung zu spüren, wie auf der Landkarte. Dabei sind diese Wunderwerke der Technik so einfach und kinderleicht zu handhaben, daß ein Konditor- oder Schlosserlehrling sie ebenso gut wie ein Doktor oder Professor bedienen kann, ganz gleich, ob er Philosophie oder Theosophie studiert hat, nur verlangt man von so gebildeten Menschen nicht, daß ihre gepflegten Finger solche Mordwerkzeuge berühren sollen, sondern verwendet sie nur zum Komman-

dieren. Und nicht nur, daß man heute in derselben Zeit, die in früheren Jahrhunderten ein Landsknecht brauchte, um sein Feuersteingewehr zum Brennen zu bringen (wobei er ein halbes Dutzend Vaterunser und die dazugehörigen Rosenkränze beten konnte, bis das Luder endlich zündete), ganze Landstriche samt allem, was darauf webt und lebt, in Grund und Boden schmettert, sondern es geht auch weit sauberer, humaner und delikater vor sich als damals, denn die Geschosse fliegen so weit, daß kein Mensch mehr sehen kann, wen er tötet, und wer mit dem Feldstecher aus der Entfernung zusieht, sieht während der ganzen Schlacht auch nicht einen Tropfen Blut spritzen.

Aber der Leser muß entschuldigen, wenn Binscham sich dieser vorzüglichen Waffen nicht bediente. Er war ein armer Schlucker, der sich so teure Sachen nicht anschaffen konnte, die sich auch der reichste Privatmann nicht leisten kann, denn diese Dinge verlangen das Vermögen eines ganzen Volkes, und wenn sie es haben, verschlingen sie es wie einer im Katzenjammer einen Hering zum Frühstück. Zum Glück hatte Binscham nicht so viele Feinde wie die Nationen, deren Länder er durchwanderte, und gegen die paar Dutzend, die ihm täglich unterkamen, konnte er sich mit seinen Fäusten behelfen, mit Gummischläuchen und Schlagringen, Zaunpfählen, Bierflaschen, Stuhlfüßen und was sich sonst in der Not rasch in die Hand gibt.

Nicht immer war Binscham so wild, hitzig, blutdürstig

und gewalttätig gewesen wie in späteren Jahren. Einst hatte er, sittsam, sanft und unwissend wie ein Lamm, geglaubt, man könne durch dieses irdische Leben wandeln wie ein Engel durchs Paradies, bis er eines Tages wachgeprügelt und so gewalkt, zerdroschen, zernagelt, vernietet und verbläut wurde, daß ihm mit dem Bewußtsein auch seine paradiesischen Phantasien vergangen waren.

*

Er war noch ein halber Knabe, als er einmal in einer Wirtschaft neben einem Berg von Hüten saß, von denen einer herabgeworfen und im Gedränge zertreten wurde. Der Besitzer des Hutes brüllte ihn an, er habe den Hut zu bezahlen, sonst werde er ihn striegeln, daß ihm die Lust vergehen werde, anderer Leute Hüte zu zertreten. Er drang mit einem Haufen wütender Männer auf ihn ein, obwohl Binscham sagte, er sei es nicht gewesen, und es wäre ihm schlecht ergangen, wenn der Wirt nicht für ihn, weil er allein war, Partei ergriffen und die erbitterte Gesellschaft aus dem Lokal entfernt hätte.

„Warte nur, du Wurstfritze!“ drohten sie. „Wir kriegen dich schon noch! Der grüne Junge kommt uns nicht lebendig nach Hause!“

Das Abenteuer war also noch nicht zu Ende, und Binscham ahnte, daß es kein gutes Ende nehmen werde. Er wollte auf einem Weg, der abseits der Straße durch den Wald führte, fortgehen, aber sein Freund Barthel,

der nicht mehr ganz nüchtern war, wehrte es ihm. „Was? Davonlaufen?“ sagte er. „Hast du Angst? Diese Brüder vermöbeln wir nicht zu knapp, mein Lieber! Schau dir diesen Prügel an! Die können sich ihre Knochen numerieren! Diese Waisenhausknaben verarbeite ich zu Hackfleisch!“ Binscham sagte, es sei vernünftiger, durch den Wald zu gehen, da sie nur zwei seien, die anderen aber fünfzehn oder zwanzig. „Feiger Hund!“ sagte Barthel. „Was zwanzig? Mit fünf und sechs von diesen Schmeißfliegen wirst du noch fertig werden! Die andern fünfzehn Maikäfer zertrete ich! Geh' nur heim zu deiner Mutter, ich brauche dich nicht, mit diesen Suppenschülern werde ich allein fertig!“ Binscham wollte keine Einwendung mehr machen, um nicht feige zu scheinen, und gab nach. Sie gingen und sahen die Bande, die sie erwartete, auf der Straße stehen. „Da sind sie ja, die Lausejungen!“ sagte einer von ihnen. „Wer ist ein Lausejunge?“ rief Binscham zornschnaubend und das Blut schoß ihm zu Kopf wie einem gereizten Truthahn. In diesem Augenblick stürzte sich die Bande zu einem Sturmangriff auf ihn, wie ein Rudel Wölfe auf ein verirrtes Schaf, während Barthel davongelaufen und nicht mehr zu sehen war. Auf dem Schädel des Vordersten schlug Binscham seinen Stock entzwei und rannte ihm den abgesplitterten Griff, der ihm in der Hand blieb, ins Maul, wobei er ihm einige Vorderzähne einstieß und die Zunge durchstach und aufrollte wie einen Rollmops. Was sonst noch an Hieben fiel, das fiel auf ihn,

und zwar zauberten sie ihm mit ihren Prügeln, Knüppeln und Zaunlatten einen Funkentanz aus dem Kopf wie aus einem überheizten Kamin, und trommelten so barbarisch auf ihn ein, daß es sich von weitem anhörte, als ginge ein Platzregen mit Hagelschlag nieder. Binscham sprang das Blut aus Nase, Mund, Ohren und Augen, wo er noch keine Öffnung hatte, da machten sie ihm eine und verrichteten ihre Arbeit so hitzig und eifrig, als ob sie dafür bezahlt würden. Wenn die Gelegenheit, Hiebe anzubringen, so günstig ist, will jeder sie nach Kräften ausnützen, und alles trachtet, so viel als möglich davon loszuschlagen. Binscham glaubte, sein letzter Augenblick sei gekommen. Er war an einen Zaun gestolpert, der ihm den Rücken deckte, als er aber auch von hinten ein ganzes Dutzend übergesalzen bekam, so daß er zu spüren meinte, wie seine Schädeldecke aus den Näthen ging, da rang er sich mit der Kraft der Verzweiflung los und rannte die steile Bergstraße hinunter. Aber das Unglück dieses Tages war noch nicht zufrieden. Ein Stein lag im Wege, über den er stürzte, daß der Staub aufwirbelte wie bei einem Granateinschlag. Ein gewöhnlicher Mensch wäre nach diesem Sturz tot liegen geblieben, aber jetzt zeigte sich die seltsame Natur Binschams, die auf dem Punkte, der andere sterben läßt, erst lebendig wird. Sein Unterbewußtsein raffte mit unheimlicher Emsigkeit seine entflohenen Lebensgeister zusammen, so daß er, als er wieder zu sich kam, sah, daß er im Begriff war, sich vom Boden zu erheben. Sogleich

erhob er sich vollends, wobei ihm war, als müßte er jedes seiner Glieder einzeln zusammensuchen, und schwankte schwerfällig wie ein Betrunkener bis zu einer Bahnunterführung, wo er sich an die Mauer lehnte, erschöpft und zitternd, schmutzig und zerrissen, verquollen und verschwollen, zerschunden, zerschürft und mit Blut bemalen, Hände und Kniescheiben zerfranst und mosaikartig mit Kieselsteinen eingelegt, ohne Hut und Kragen, Hemd, Rock und Hose in Fetzen vom Leibe hängend. Er wußte nicht, was ihn mehr schmerzte, die Löcher im Gewand oder die im Schädel, oder seine Tränen darüber. Eine entsetzliche Wut und Entschlossenheit erfaßte ihn, so daß er sich geloben mußte, sich selbst nichts anzutun, er packte einen Stein, der seine vierzig Pfund wog, sprang aus dem Schatten heraus und bellte seine Verfolger an wie ein toll gewordener Hund. Diese Erscheinung war so unerwartet als fürchterlich, denn Binscham glich nichts Menschlichem mehr. Mit seiner blutbekrusteten, todbleichen Fratze, seinem zerrauften, mit Straßenstaub gepuderten Haarbusch, in dem das Mondlicht spielte, seinen blutigen Händen, die den Stein hielten, und in seiner sprungbereiten Haltung glich er einem entstellten Aussätzigen oder einem verrückten Gespenst mehr als dem jungen Knaben von vorhin, den sie, ohne es zu ahnen, mit ihren Stöcken wie mit Zauberstäben in eine Geistererscheinung oder in einen zerlumpten Wahnsinnigen verwandelt hatten, dem es auf ein Dutzend Morde mehr oder weniger nicht ankam.

Mit einem so unheimlichen Tier wollte keiner etwas zu tun haben, sie zogen sich zurück, drohend, schimpfend und besiegt. Und Binscham warf seinen Stein weg und ging.

Er wohnte bei einem Packträger, dem er die Koffer tragen half, und der ihn dafür auf einem alten Sofa schlafen ließ. Der alte Mann wusch und verband ihn. Als er am nächsten Tag erwachte, glaubte er an mehreren Stellen abzubrechen. Eine Soldatenleiche, deren Knochen zertrümmert auf dem Schlachtfeld verstreut liegen, steigt am jüngsten Tag leichter aus dem Grabe, als er sich von seiner Matratze erhob.

Und doch war er an diesem Tage nach seiner Feuertaufe, der Schmerzen ungeachtet, so heiter wie noch nie. Eine ihm neue und bekannte Art, dieses Daseins mit seinen harten, rohen Püffen froh zu werden, überkam, eine erhabene Rührung beseelte ihn: er war zum Manne geworden. Wie ja auch in früheren Zeiten die jungen Burschen zu Rittern geschlagen wurden, nur daß damals ein einziger Schlag genügte, während es bei Binscham so viele Schläge waren, daß er sie Zeit seines Lebens nicht vergaß. Aber gleich wie der Schwertschlag früher zur Folge hatte, daß der Ritter sich von da an auf seine Kraft und Männlichkeit besann und sich in acht nahm, daß ihm nichts Schimpfliches begegne, so erweckten die empfangenen Eindrücke auch ihm eine Riesenkraft und Bereitschaft und eine solche Sehnsucht, seine Tatkraft auswirken zu lassen, daß er totkrank war, wenn es einmal einen Tag keine Hauerei gab. Wo er ging und

stand, war er von da an so heiß, scharf und geladen, daß er ein Dasein, in dem es keine Hiebe setzte und zu setzen gab, von sich geworfen hätte wie einen faulen Apfel, in dem man beim Hineinbeißen den Wurm auf der Zunge spürt.

Seine Schlachten, Gefechte und Gemetzel alle aufzuzeichnen, würde einen Band füllen, umfangreicher als die Kriegserinnerungen der Feldherren und erquickender als diese toten Anhäufungen endloser Zahlen, Daten, Geländeskizzen, technischer Erläuterungen und politischer Konstellationen, Anordnungen, Erlasse, Gegenerlasse, Befehle und Geheimbefehle, unter denen der Krieg verloren geht wie die Gerechtigkeit unter einem Berg von Gerichtsakten. Solche arterienverkalkenden Schwarten sind schuld daran, wenn die Menschheit sich von Zeit zu Zeit krank und gequält fühlt, bis sie dann auf einmal wieder jung, heiter und unverdrossen wird dadurch, daß sie wieder Bücher lesen lernt, die von Leuten wie Binscham handeln, und die darin gipfeln, daß der eine dem anderen eine hinhaut und der Feind dem Feinde die Faust auf die Hutnaht niedersausen läßt, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

*

So war es bei einem berühmten Kampfe, der sich ereignete, als er mit seinen Freunden Radebolz, Aschgranden, Randekehl und Tschingade Klaus in einer Weinkneipe saß, lauter frohe, trink- und haufeste Män-

ner, die Tag und Nacht beisammen steckten, bis sie das Leben auseinanderscheuchte wie der Hund die Tauben.

(Es muß hier bemerkt werden, daß die Namen dieser Leute Spitz- und Decknamen waren, welche meist ihre eigene Geschichte haben. Wie Binscham in Wirklichkeit hieß, hat die Polizei niemals erfahren, da er alle Angaben darüber hartnäckig verweigerte. Über die Entstehung des Namens Cherpens Binscham habe ich folgendes in Erfahrung bringen können. Es war unter seinesgleichen der Brauch, einem Neuling oder Unvorsichtigen auf die neugierige Frage: „Wo hast du denn diesen schönen Anzug gekauft?" oder: „Wo hast du denn dieses viele Geld her?" ein für allemal zu antworten: „Von Cherpens Binscham." Das hieß so viel wie: „Frage nicht, das geht dich nichts an." Manchmal nannte man auch einen Kollegen so, und schließlich blieb der Name für immer an einem hängen, an unserem Binscham.)

In dieser Kneipe war also ein langer Tisch von Studenten besetzt, die sich darüber aufhielten, daß Binscham mit seinen Freunden italienische Lieder sang, weil sie nur die Wacht am Rhein konnten. Als Binscham, immer zum Losschlagen bereit und brennend vor Ungeduld, daß es losgehe, ihre mißgünstigen Blicke sah, wurde er blutrot und kreideweiß in einem Atem, sprang, an allen Gliedern zitternd, auf und hätte diese hämischen Nörgler zu Brei zermalmt, wenn ihn seine Freunde nicht zurückgehalten hätten. Sie hinderten jedoch nicht, daß

er einem sein Glas an den Kopf warf, und dieser famose Spaß gefiel ihnen so, daß sie es ihm nachmachten und ihre Gläser und Flaschen mit und ohne Wein nach dem Tisch dieser unmusikalischen Patrioten warfen. Die Studenten stellten fest, daß dies eine ungehörige Tat sei und schickten einen Abgesandten mit dem Auftrag, die Herren über ihr unkavaliermäßiges Benehmen zur Rede zu stellen, beziehungsweise zu veranlassen, daß sie sich entschuldigten. Nun hatte Aschgranden ungemein lange Beine, die er so bequem von sich streckte, daß jeder, der vorbei ging, über sie stolpern mußte, ob er wollte oder nicht. Als der Student, der Tölpel, daher stolperte und dabei auch noch Binscham auf seinen linken verstümmelten Fuß trat, nannte ihn Aschgranden einen krummbeinigen Esel, während Binscham einen unheimlichen Schrei ausstieß und aufsprang, wobei der Tisch an einem Knopf seines Rockes hängen blieb und krachend und klirrend umstürzte. Damit war das Signal zu einer Hauerei gegeben, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Der Student gab Aschgranden, wie es der Komment erfordert, auf die Beleidigung hin eine Ohrfeige, Binscham schlug zurück und traf ihn mit seinem Glas auf das linke Auge, das aussah wie ein Gemüsebeet, das mit Glasscherben umsteckt ist. Der Getroffene, der sich daraufhin nicht weiter mit ihm unterhalten wollte, legte sich zu Boden, ohne etwas zu sagen, was doch niemand gehört hätte. Ein Lärm, Gekrach, Gepolter, Schreien, Bersten, Schmettern, Rumpeln, Donnern und Klirren hatte sich erhoben, als ob die

Hölle ausgeräumt würde, das schrille Angstgekreisch der Weiber, die der Luftdruck auseinanderschleuderte, wurde überdröhnt von dem Getöse der übereinanderstürzenden Tische, Stühle, Kleiderständer, Bänke und Schränke, Geschirre, Flaschen, Lüster und Spiegel, den wilden Flüchen der Kämpfer und dem Gestöhn der Verwundeten. In diesem fürchterlichen Gedränge, Gemengsel und Gewurzel, wo Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden waren (so daß Binscham eine halbe Stunde lang mit einem Stuhlbein auf Aschgranden einschlug, bis er den Irrtum plötzlich bemerkte), in diesem schrecklichen Durcheinander zu verfolgen, auf welche Weise Binscham, der abwechselnd mit Stühlen, Sektkühlern, einem Spucknapf und einem gußeisernen Schirmständer bewaffnet gesehen wurde, sich besonders hervorgetan hat, wäre unmöglich gewesen. Doch darf als glaubhaft angenommen werden, daß er, den einen irrtümlichen Fall abgerechnet, den er selbst am meisten bedauerte, seine Schuldigkeit getan und so viele Unterkiefer aus den Scharnieren gehoben, Unter- und Oberlippen gespalten, Arme und Beine ausgerissen, Ohren wegrasiert, Haarbüschel ausgerissen, Nasenbeine zermalmt, Zwicker, Brillen und Monokel in die Augen geschlagen und einfache und komplizierte Knochenbrüche herbeigeführt hat, als ihm erreichbar waren. Und so blieb dank seiner Tapferkeit seine Partei Sieger, obwohl sie in der Minderzahl war, und warf die Studenten, die in der Hast die beiden Flügeltüren mitnahmen, aus dem Lokal. Damit wäre das Gefecht entschieden und beendigt

gewesen. Aber wenn Binscham einmal im Schwung ist, so bringt ihn der Teufel wieder daraus. Die Beulen, Schrammen, Risse, Blutflecken und Löcher, die er an sich bemerkt, die Hiebe, die er austeilt sowohl, als die, die er empfängt, und die Beleidigungen, Beschimpfungen und Lästerungen, die die Kämpfer in der Wut sich entgegenschleudern, bringen ihn erst in Hitze, spornen seinen Kampfmut und steigern seine Leistungsfähigkeit aufs Höchste. Während alles bereits ermattet, teils kampfunfähig zurückstand und die Hälfte der Studenten unter Mitnahme ihrer Verwundeten abzog, setzte er einen Zweikampf auf der Straße fort, dem beide Parteien in neutraler Haltung, ohne daß jemand eingriff, zusahen. Binschams Gegner war ein zäher, unerbitterlicher Kämpe, ein Mann mit eisernen Fäusten und mit Schuhnummer dreiundfünfzig, von dessen Vorfahren nicht ein einziger noch auf der Universität gewesen war, und der, so oft er auch taumelte, niedersank, stürzte und stolperte, wie der Blitz auf und Binscham an den Hals sprang und ihm immer wieder denselben furchtbaren Hieb auf sein linkes blutunterlaufenes Auge versetzte, das faustgroß aufgeschwollen war und bei jedem Hieb zu zerplatzen drohte. Binscham wehrte sich mit allen Tücken und Finten gegen diesen mächtigen Feind. Er brach ihm den kleinen Finger ab, so daß er, die Augen verdrehend, einen Klageschrei ausstieß, der die Zuschauer mitleidig stimmte; er traf ihn auf die Hirnschale, während sich der Student das Blut von den Lippen leckte und sich dabei die Zunge abbiß wie

eine Zigarrenspitze, so daß Binscham glaubte, er habe ihn angespuckt; er versetzte ihm einen Schlag, der dem Studenten zwei Backen- und vier Schneidezähne kostete, die ihm im Schlund stecken blieben und an denen er erstickt wäre, hätte Binscham ihn nicht so gezaust, geschüttelt, gepufft und gezwiebelt, daß sie ihm in den Magen rutschten; und er gab ihm einen Stoß auf die Magengrube, der dem Studenten das Abendessen samt Getränken durch die Speiseröhre in Schlund, Rachen und Nasenhöhle trieb, worauf allgemein geglaubt wurde, er werde sich nun nicht mehr erheben. Der Unbesiegbare aber warf sich, kaum, daß er den bitteren Geschmack verwunden hatte, abermals auf Binscham, erwischte ihn bei den Haaren und nahm, wie der Ertrinkende das Gras am Ufer ausrauft, von dem der Strom ihn wegreißt, eine Handvoll davon mit. So wogte der Kampf unentschieden hin und her, bis seine Freunde, als der Student zum zweiundzwanzigsten oder dreiundzwanzigsten Male hinstürzte, sich einen, wenn auch nicht tätlichen, Eingriff in die Kampfhandlung erlaubten, indem sie ihm zuriefen: „Höre doch auf, Arthur! Du siehst doch, daß der Herr boxen kann!" Der aber war ohnmächtig geworden. Als er wieder zu sich kam, fragte er trotz seines schlechten Zustandes mit männlicher Festigkeit und nur ein wenig mit der verletzten Zunge anstoßend: „Hat vielleicht einer der Herren meinen Hut gesehen?"

Da nun die Feindseligkeiten beendet waren, so trat die Menschlichkeit wieder in ihre Rechte, und daran ist

der moralische Wert der Feindseligkeiten zu erkennen. Denn wenn die Menschlichkeit nie unterbrochen würde, wie könnte sie dann je in ihre Rechte treten? Und so reichte ihm Aschgranden, obwohl er der Gegenpartei angehörte, den Hut, den er im Rinnstein gefunden hatte, wofür der Student sich mit ritterlicher Höflichkeit bedankte. Aschgranden aber schritt, etwas gebückt, da sein Rücken noch unter der Behandlung mit dem Stuhlbein litt, auf Binscham zu und sprach ihm seine Anerkennung und Bewunderung aus. „Gut hast du's gemacht!" sagte er. „Der Kerl kommt seiner Lebtag nicht mehr aus dem Gipsverband heraus!" Binscham, ergriffen, wollte seinen Freund umarmen, aber in diesem Augenblick erschien die Polizei und so mußten sie sich trennen und schleunigst die Flucht ergreifen.

*

„Warum raufen Sie immer?" fragte Binscham ein Nörgler.

„Sonderbare Frage!" dachte er. „Fragt man einen Vogel, warum er immer singt?" Er sah sich den Mann an. Es war ein Skelett, an dessen Backenknochen man den Hut aufhängen konnte, ein armer, schwacher Mensch, dem man nicht weh tun konnte. Der Mann tat ihm leid. „Wie meinen Sie?" fragte er.

„Warum Sie immer raufen? Es ist doch so unfein.

Binscham war in Verlegenheit. „Wenn ich ihm sage," dachte er, „daß Kämpfen und Raufen zu den höchsten

Genüssen des Daseins zählt, daß Humanität das Ideal der Krüppel und Greise und oft genug nur eine dumme oder schlaue Redensart der Grausamen ist, und daß nur der Besiegte um Frieden bittet — so ist er so gescheit wie zuvor." — „Sie haben ganz recht," sagte er, „aber mir macht es Spaß!"

„Was für ein dummer, roher Mensch!" dachte das Skelett. „Warum mit der rohen Gewalt kämpfen?" sagte es. „Die geistigen Waffen sind vornehmer."

„Zum Teufel," dachte Binscham, „das wird mir bald zu bunt!" — „Das stimmt", sagte er. „Aber ich bin ein dummer, ungebildeter Mensch, ich kann mir nicht vorstellen, wie ich mich mit geistigen Waffen verteidigen soll, wenn mir einer einen Prügel derart auf die Hirnschale schmettert, daß mein letzter Rest von Geist dabei in die Binsen geht."

„Man kann mit jedem Menschen in Güte auskommen."

„Gewiß," sagte Binscham, „mit meiner Güte kann ich mit vielen Menschen auskommen. Aber mit der Güte vieler Menschen kann ich höchstens umkommen!"

„Sie sind ein hochmütiger Mensch!"

Binscham verlor die Geduld. „Gib acht," sagte er, „daß du keine auf die Schnauze kriegst, du dummer Affe, du dummer!"

Sein Blick war unheimlich geworden, und der Skelettmensch kriegte es mit der Angst zu tun.

Der Leser wundert sich, daß Binscham sich lang in eine Unterhaltung mit einem hinterlistigen Narren einläßt.

Wenn er es nicht übers Herz brachte, den armen Teufel zu schlagen, weil es keinen Reiz hat, einen Wehrlosen anzugreifen, so hätte er ihm ja aus dem Wege gehen können. Aber dieser Wortwechsel galt nicht dem Skelett, sondern einem Menschen, der Binscham mit so haßerfüllten Blicken verfolgte, als ob er ihn vergiften wollte. Binscham wußte, daß er eingreifen werde, er wartete darauf, und da er in diesem Stück kein Freund vom Warten war, so konnte er sich nicht mehr bezähmen. „Sie werden die Güte haben," sagte er zu dem Skelett, „sich binnen einer Minute aus dem Lokal zu entfernen. Sie sind mir unsympathisch! Wenn Sie noch einen Ton von sich geben, schlage ich Ihnen die Knochen entzwei!"

Jetzt sprang der Mann mit dem bösen Blick auf. „Lassen Sie den Mann in Ruhe!" schrie er, „Sie Hund —" Weiter kam er nicht. Der erste Hieb Binschams renkte ihm den Unterkiefer aus, so daß seine untere Gesichtshälfte von vorne gesehen aus der Mitte stand, während in der Profilansicht sein Kinn überhaupt nicht mehr sichtbar war, und beim zweiten verlor er das Gleichgewicht und fiel so unglücklich, daß er sich drei Rippen auf der rechten Brustseite einstieß und die linke Kniescheibe auskegelte. Binscham ließ sich von dieser Kampflist nicht täuschen, sondern stürzte sich auf ihn, ritt ihn, gab ihm Sporen und Schenkeldruck, schnürte ihm die Kehle zu, bis er blau wurde, fragte ihn, ob er noch etwas wolle, und ließ ihn dann liegen, da er unhöflicherweise nicht antwortete.

Nun waren in dem Lokal edle Männer, Pazifisten, Ethiker, Idealisten, Christen, Juden, Sozialisten, Kommunisten, Schriftsteller, Vegetarier, Antialkoholiker, Nichtraucher und andere Menschenfreunde, die über die Körperkraft und rohe Kampfesweise Binschams in gerechten Zorn und Erbitterung gerieten. Von diesen taten sich drei Dutzend der Beherztesten zusammen und warfen sich auf ihn, aber Binscham schlug mit einem eichenen Lehnstuhl so gewaltig, fanatisch, grausam und rücksichtslos auf sie ein, als wären ihre Köpfe die von Negern oder hartknochige oberbayrische Bauernschädel und nicht die Häupter von empfindsamen Gelehrten, deren Schädeldecken von dem vielen Denken, das in ihren Familien seit Generationen gang und gäbe war, dünn und abgenützt geworden waren. Und so blieben dreizehn oder vierzehn dieser mutigen Leute als beklagenswerte Opfer ihrer Weltanschauung bewußtlos in ihrem Blute schwimmend liegen, teils mit leichten, teils mit schweren Schädelbrüchen und Gehirnerschütterungen, von denen die meisten sich nie wieder ganz erholt haben. Binscham hätte sie, da er gerade so schön im Schwung war, zweifellos alle umgebracht, und es war ihm ganz einerlei, ob er ganze religiöse Sekten, politische Parteien oder wissenschaftliche Fakultäten vernichtete, oder ob er die Vertreter der humanistischen Richtung völlig ausrottete, so daß durch ihn der Zeitcharakter unseres Jahrhunderts eine ganz andere Wendung genommen hätte, wären nicht im Augenblick der höchsten Not die Schutzmänner erschienen, die der

Wirt hatte rufen lassen und die Binscham unter Aufbietung all ihrer Kräfte zuletzt bändigten und ins Polizeigefängnis verbrachten, wo er Zeit und Muße hatte, über sich und seine Zeit nachzudenken.

*

Welch bequemes und gefahrloses Dasein wäre Binscham beschieden gewesen, wenn er sich, statt mit Matrosen, Taschendieben, Vagabunden und allen möglichen Weibern, mit literarischen Sentenzen, Kritiken, Feuilletons, Büchern und Bücherkatalogen, mit Zeitungen, Zeit- und Streitschriften, Opern, Dramen, Epen, Romanen, Märchen, Fabeln, Sagen, Legenden, Kunst- und Kulturgeschichten, Tagebüchern, Memoiren, Abhandlungen, Doktorarbeiten, Rezensionen, wissenschaftlichen Untersuchungen, philosophischen Systemen, Gedichten, Epigrammen, Aphorismen, Flugblättern, Börsenberichten und Leitartikeln beschäftigt hätte! Aber seine Abneigung gegen alles Gedruckte war so stark, daß er, wenn er beim Fechten aus Versehen in eine Buchhandlung geriet, dies als ein schlechtes Omen ansah und an einem solchen Tage nicht mehr zu betteln wagte. So war es kein Wunder, daß er jeden Augenblick den Kopf unter die Räder und sein Leben in Gefahr brachte, wie in der Neujahrsnacht in Leipzig, in der es zuging wie am Jüngsten Tag, ohne daß jemand wußte warum. Die lustigen Nachtlichter und Gelichter, Sumpfvögel, Tagschläfer und Tagediebe, die

Neujahrsanschießer, Punschtrinker und Radaubrüder waren, Binscham mittendrin, in der heitersten und ausgelassensten Stimmung, als plötzlich mit einem Schlage die elektrischen Lüster zertrümmert wurden, worauf in der Finsternis ein Durcheinander und unheimliches unterirdisches Gepolter, Gerumpel, Klirren und Toben herrschte, Gegenstände durch die Luft schwirrten wie Fledermäuse, Auslagscheiben zerbrachen, als würden Tische und Stühle durch sie auf die Straße geworfen, und unterdrückte Seufzer, Schmerzensschreie, pfeifende Atemzüge, Knirschen, Stöhnen und Röcheln schauderhaft laut wurden. Binscham, dem in seinem Kampffieber diese grausigen Geräusche die herrlichste Musik waren, besann sich eine Sekunde lang, wo er in der Finsternis zuerst hinschlagen sollte, als er schon mit einem harten Gegenstand eine übergemessen erhielt, daß es ihm warm in die Augen rann. Nun legte er aber los und ließ seinen Totschläger nach links und rechts, nach vorne und hinten und nach allen Seiten regnen und teilte Volltreffer und Querschläger aus, je nachdem, wo er hintraf. Trotzdem, und obwohl seine Feinde um ihn her purzelten wie vom Blitz getroffen, konnte er nicht verhindern, daß er mit Spazier- und Billardstöcken, Tafelaufsätzen, Besen und Schaufeln, Bierflaschen, Schürhaken, Rolladen- und Vorhangstangen und Schubladen, mit einem Gasrohr, einem Kohleneimer, einer Stehleiter und anderem gedroschen, gesäbelt, geschroppt, zersägt und derart eingedeckt wurde, daß er mehrere Male zu Boden stürzte, fast zertreten wurde und

sich nur mit Mühe erheben konnte, um den Ausgang aus dieser unheilschwangeren Hölle zu suchen. Als er halb tot an der Tür anlangte, wo er im Lichte einer Blendlaterne über einem Knäuel von Raufenden die Messer blitzen sah, stürzte er in die Glasscheibe, und gleichzeitig packte ihn ein Schutzmann am Kragen. „Einen Augenblick!“ sagte Binscham, da er sich erst aus den Scherben schälen mußte, aber der Schutzmann, selbst vom Kampffieber befallen, riß ihn ungestüm, so daß Binscham ihm einen Hieb auf die Nase versetzte, der ihm das Nasenbein brach und seine Gurke übel zurichtete. Darauf warfen sich mehrere mit vereinten Kräften auf ihn, aber Binscham, der erst lebendig wird, wenn er halb geschlachtet ist, ließ die Schlappschwänze durcheinanderwirbeln und purzeln wie Bleisoldaten, so daß ein Schutzmann in das Notsignal stoßen mußte, dessen Ton so durchdringend gellt, daß jeder Schutzmann, wo immer er spazieren geht, steht oder schläft, es vernimmt und seinen bedrängten Kollegen zu Hilfe kommt. Den von allen Seiten herbeigeeilten, kampfgewohnten Männern gelang es endlich im Verein mit vierzig Zivilisten, den rasenden Binscham zu bändigen und ihn unter starker Bedeckung nach der Polizeiwache zu verbringen, wenn auch die Nase des einen Schutzmannes nicht mehr zu retten war. Unterwegs reichte ihm ein kleiner Junge ein paar blutbefleckte Manschetten, in der Meinung, sie gehörten ihm. Er nahm sie, ließ eine davon zu Boden fallen und bückte sich nach ihr, wobei er seinen Schlagring weglegte. Beim Bücken

schoß ihm ein Guß Blut aus dem Ärmel, über den Rücken rieselte es ihm naß und kalt, in seinen Stiefeln glitschte und gluckste es, als wäre er ins Wasser gefallen, und bis sie zur Polizei kamen, war ihm in der klirrenden Kälte des Neujahrsmorgens das Hemd auf den Leib gefroren. „Höchste Zeit!“ rief der Arzt aus, als er sich an ihn machte, nachdem er andere verbunden, geschient und genäht hatte, denn die Wachtstube war voll von Verwundeten. Binscham hatte einen Stich durch den linken Arm, einen Schulter- und zwei Kopfstiche, siebzehn größere und kleinere Schnittwunden, eine Anzahl Risse, Quetschungen, Prellungen, Stauchungen, Zerrungen und Luxationen, die nicht zahlenmäßig zu Protokoll genommen wurden, sowie eine Aderbloßlegung an der rechten Hinterkopfseite, die sofort genäht wurde. Glücklicherweise wußte er von allen diesen Verletzungen nichts, denn er hatte etwas zu viel getrunken und mußte sich übergeben. Ermattet und erschöpft saß er da, sah zu, wie sein heißes Blut von ihm floß und wie eine Schüssel blutrotes Wasser nach der anderen hinausgetragen wurde. Es war heiß und still in der Wachtstube wie in einem Krankenhaus, und von der Straße her hörte er wie im Traum das entfernte Getrappel eines Droschkengauls. In seiner Schwäche, die der Blutverlust verursachte, spürte er eine wohltuende, beglückende Erleichterung und Ohnmacht; er sah seine Kraft von sich fließen, entfliehen und enden und mit ihr dieses harte Leben mit seinen ewigen Hauereien und grausigen Kämpfen. Und plötzlich sprang

er auf, riß und zerrte an seinen Verbänden und wehrte sich mit gewaltiger Kraft gegen die Polizisten, bis sie ihn bändigten und fesselten und ihm drohten, ihn windelweich zu schlagen, wenn er sich noch einmal rühre.

So wurde ihm sein Leben, das er, gesättigt und zufrieden bis aufs Letzte, schon von sich geworfen hatte, wieder aufgeprügelt. Drei Monate lag er im Krankenhaus, dann ging er seiner Wege.

ZWEITES BUCH



I. Narreteien und Affenstücke

Binscham nahm, was ihm unter die Finger kam, fragte nicht, ob es gefunden, gestohlen oder geschenkt war und fand manches, bevor es verloren ging. Er trug alle acht Tage eine neue Barttracht, rasierte sich die Brusthaare, damit sie üppiger nachwuchsen und ihn im Winter nicht so fror, rieb sich mit Öl ein und legte sich in die Sonne, bis er braun wurde wie ein Bratfisch, stemmte Steine, Felsblöcke, Wurzelstöcke und Eisenschienen und trainierte seine Muskeln und Sehnen, damit er stark genug wurde, der Arbeit aus dem Wege zu gehen. Er badete, wo es verboten war, schwamm wie ein Fisch, fing die Fische mit der Hand, die Hühner mit der Angel und die Tauben in Schlingen, die Hasen warf er mit Steinen, und Hunde- und Katzenbraten überließ er denen, die sie für Hasen aßen. Er molk die Kühe auf der Weide und holte die Eier aus dem Hühnerstall, bevor der Bauer wach war, er wußte Sperlinge, kleine Fische und Froschschenkel an Holzstäbchen schmackhaft zu braten, nahm sich Kartoffeln aus dem Acker, Trauben aus den Weinbergen und Obst aus den Gärten, wo es am billigsten war. Schwämme, Beeren und eßbare Vogeleier fand er im

Walde, aß Raben, Elstern, Rebhühner und Krähen, mit der Schleuder geschossen, und wie man Igel zubereitet, lernte er von den Zigeunern. Aber manchmal war eine weiße Rübe seine ganze Tagesmahlzeit.

Zum Betteln stellte er sich lahm, blind, taub und stumm (außer, wenn er gefragt wurde, ob er dies wolle oder das, dann sagte er: beides), markierte einen steifen Arm, grub ein Bein in die Erde und umwickelte den Oberschenkel mit Lumpen, oder humpelte auf Krücken, mit denen er nach den Geizhälsen und den Unbarmherzigen schlug, die ihm nichts schenkten. Hatte er mehr genossen, als er bezahlen konnte, so machte er sich rechtzeitig unsichtbar, schlief er auf den Wiesen, so dauerte ihm die Nacht bis zum Mittagläuten, aber im Gasthaus fand er das Frühaufstehen gesünder und verschwand vor dem Hahnenschrei durchs Fenster. Im Messerwerfen, Kegelschieben, Würfeln und Kartenspielen kam ihm keiner gleich, und die Weiber, denen er seine Finten zeigte, verliebten sich in ihn, wenn sie sahen, wie er einem mit falschen Karten das Hemd vom Leibe zog.

Bei diesem leichtfertigen und lustigen Leben wußte er sich kein größeres Vergnügen, als Gendarmen, Beamte und Konsulen, die ihn immer wieder nach Deutschland zurückschubten, Polizei- und Gerichtsdiener, Angeber, Grenzjäger, Revieraufseher, Schutz- und andere Leute, die ihm mißfielen, zum Narren zu halten, und sie so zu behandeln wie sie ihn. Wenn er auf die Frage, wie er heiße, antwortete: Cherpens Binscham, und man fuhr

ihn an, er solle keine Witze machen, so sagte er, der Witz sei nicht von ihm, sondern von seinem Vater. Auf die Frage nach seinem Beruf sagte er, er sei Abenteurer, Narr, Tourist, Buschklepper, Reisender ohne Provision, nichts, Glücks- und Unglücksritter, Dichter ohne Worte, Kurgast, Landstreicher oder Strandleiche und Fechtmeister. Wurden ihm Papiere abverlangt, so sagte er, er habe keine, er nehme Gras, und wenn sie fragten, wo er wohne, sagte er im Gasthaus zum blauen Himmel, in der Muttergrünstraße oder im Hotel Kiesgrube. Bei würdigernsten Anläßen, in kleinen und großen Städten, und an Sonntagnachmittagen, wenn alles steif mit Spazierstöcken und eingebildeten Mienen spazieren ging, zog er seinen Rock verkehrt an und setzte einen Helm aus Zeitungspapier auf, oder hing sich ein Plakat mit einer ärgerlichen Inschrift auf den Rücken und legte Pakete und Düten, mit Kot und Steinen gefüllt, auf die Straße, nach denen sich die Spaziergänger gewinnsüchtig bückten. Oder er strich seine Füße mit Stiefelwichse an, wobei sein linker Fuß, der ohne Zehen, täuschend wie ein Schuh aussah. Das tat er alles nicht nur, weil er die Leute ärgern wollte, sondern auch, weil die Leute sich ärgern wollten, und weil er sah, daß sie nicht froh und gesund waren, wenn sie einmal keinen Anlaß hatten, recht wütend, zornig und giftig zu sein. Fiel es ihm ein, die Handwerksburschen und damit sich selbst zu verhöhnen, dann trug er Stehkragen, Manschetten und Handschuhe zu zerfransten Hosen und an einem Bindfaden eine

Zigarrenkiste, damit er auch etwas umhängen hatte wie die Touristen und Ausflügler, die die Schönheit der Welt mit dem Feldstecher suchen und nicht finden. Und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er seinen Kopf die meiste Zeit mit dem Gesicht nach hinten getragen und mit den Haaren nach vorne.

*

Eines Nachts um die Stunde, da die Leute von ihrem Vergnügen heimgehen, stand Binscham vor einem hohen Hause und blickte zum Dachrand hinauf. Bald blieb ein Neugieriger nach dem anderen stehen, um zu sehen, was es da gebe.

„Was ist denn los?“ fragten sie.

„Ruhig!“ sagte Binscham. „Jetzt kommt er!“

Immer mehr Menschen blieben stehen.

„Jetzt kommt er!“ rief Binscham. „Da! Rechts! Nein, links! Da hinten! Vorne! Jetzt wieder hinten! Obacht, der Kerl fällt runter!“

Eine hundertköpfige Menschenmenge hatte sich angesammelt und starrte zum Dachrande hinauf.

„Jetzt spuckt er runter!“ sagte Binscham und lief davon.

*

Ein andermal saß er im Kaffeehaus und schrieb einen Liebesbrief, als ein Mann im Vorbeigehen an seinen Tisch stieß und seinen Kaffee umwarf, ohne sich zu entschuldigen. „Putzen Sie den Tisch ab!“ sagte Binscham.

Der Mann ging aber weg wie ein Taubstummer und setzte sich auf seinen Platz. Binscham ging zu ihm und sagte ihm, wenn er den Tisch in fünf Minuten nicht abgetrocknet habe, dann müsse er ihm eine Ohrfeige geben. Der Mann hielt diese Worte für eine Redensart wie andere auch, denn di• Menschheit schwätzt viel in unseren Tagen, wovon man das wenigste ernst nehmen darf. Binscham schrieb weiter, und als die fünf Minuten verstrichen waren, da besann er sich nicht, denn er war dafür, daß man entweder sein Wort zu halten habe oder seinen Mund. Er ging hin, verabreichte ihm die Maulschelle, und schrieb dann seinen Brief zu Ende.

*

Ein Landstreicher begegnete Binscham in einem Dorf. Es war um die Osterzeit.

„Wohin?“ fragte er.

„Zum Beichten“, sagte Binscham.

„Ist das ein dummer Teufel!“ dachte der Strolch. Er ging in eine Wirtschaft und focht sich etwas zu essen, und Binscham ging in die Kirche.

Beim Dorfausgang trafen sie sich wieder.

„Hast du gebeichtet?“ fragte der eine.

„Ich habe gebeichtet.“

„Wie macht man denn das? Erzähl' mir's, ich möcht' auch beichten!“

„Das kann ich dir schon erzählen", sagte Binscham. „Ich habe mich in den Beichtstuhl gesetzt und habe angefangen: Ich armer, sündiger Wurm klage mich an vor Gott und den Menschen, folgende Sünden begangen zu haben: Erstes Gebot, Gebet . . . Dann habe ich nichts mehr gesagt. Der Geistliche wartete eine Viertelstunde, weil er meinte, ich dächte nach. Nun, mein Sohn, sagte er, was hast du im ersten Gebot für Sünden begangen? — Das heißt man Leute ausfragen! habe ich gesagt und bin gegangen."

Da mußte der Strolch lachen, und Binscham lachte auch.

*

Einmal sah Binscham einem Maler zu, der einen Bach mit Weidenbäumen malte, doch war weder von dem Bach noch von den Bäumen etwas auf der Leinwand zu sehen, vielmehr schien es eine zerschossene Marmeladenfabrik oder Frutti di mare mit Spaghetti zu sein, was er malte.

„Was ist denn das, was Sie da malen?" fragte Binscham.

„Das," sagte der Maler, „das ist eine expressionistische Impression. Die werden gut bezahlt, mein Lieber. Es geht mir nur zu langsam, ich brauchte einen, der mir die Farben reicht."

„Das kann ich machen," sagte Binscham, „was brauchen Sie, rot, blau, grün?"

„Karmin!“ „Hier!“ „Sepia!“ „Hier!“ „Zinnober!“ „Hier!“ „Wasser her!“ Binscham sprang zum Bach. „Kobalt!“ „Hier!“

Die Skizze war fertig. „Geschwindigkeit ist keine Hexerei!“ meinte der Maler. Das war auch Binschams Meinung: er hatte die Hälfte der Farben eingesteckt.

„Einpacken!“

Binscham packte zusammen, der Maler lief voraus, blieb bei einem Düngerhaufen vor einem farbenschillernden Tümpel stehen, trat einen Schritt zurück und kniff die Augen zu.

„Auspacken! Sepia! Kobalt!“

Aber jetzt ging es nicht mehr so geschwind, weil Binscham mehr Farben in der Tasche hatte als im Kasten und manche überhaupt nicht mehr fand. Er überlegte, wie er auf die beste Art davon komme.

„Vorwärts! Vorwärts!“ sagte der Maler, „Zinnober, Kadmium, Kobalt!“

„Erlauben Sie eine Frage,“ sagte Binscham, „malen Sie immer nur explosive Emulsionen oder extreme Illusionen, oder wie das Zeug heißt?“

„Immer. Natürlich. Warum?“

„Wer malt dann die Bilder?“

„Die kann malen, wer Zeit dazu hat“, sagte der Maler.

„Dann helfe ich lieber dem“, sage Binscham, ging, verkaufte die Farben und kam so ebenso schnell oder noch schneller zu Geld wie der Maler.

Als Binscham nach Madrid kam und nach tagelanger Wanderung durch armselige Dörfer, in denen es kaum eine Zwiebel und eine Brotrinde zum Mittagbrot gab, sich schon darauf freute, die Geschäfte abzuklopfen, war ein Volksaufstand ausgebrochen. Alle Läden und Gasthäuser waren geschlossen. Ungeheure Menschenmengen wälzten sich aufgeregt, drohend und lärmend durch die Straßen. Binscham, da er sonst nichts zu tun hatte, marschierte an der Spitze eines solchen Zuges mit und schrie aus Leibeskräften: „Es lebe die Freiheit!" und ähnlichen Unsinn, nicht, um die Freiheit aus dem Schlaf zu wecken, sondern weil ihm das Schreien gefiel. Die Straßen waren von Militär abgesperrt, und so machte die Menge vor einer Abteilung Kavallerie halt. Die Aufrührer beschimpften und verhöhnten die Soldaten, nannten sie Hundesöhne und dergleichen und verfluchten sie, weil sie auf ihre Väter und Mütter schießen wollten, wenn es befohlen wurde. Die Soldaten standen schweigsam und regungslos, und Binscham saß auf einer Fensterbrüstung, wartete ab, was daraus werden würde und dachte an seinen Hunger. Plötzlich warfen aus einer Seitengasse zwei Männer einen Karren auf den Platz, Balken, Bretter, Tische, Stühle, Kästen und Fensterladen flogen darüber, und der Pöbel schrie vor Begeisterung. Als die Soldaten die Barrikade auseinanderrissen, flogen ihnen Ziegel und Pflastersteine entgegen, die Kavallerie rückte näher, und das Volk wich zurück. Plötzlich krachte ein Schuß, ein Reiter sank aus dem Sattel, Befehle er-

tönten, der Hornist blies das Signal, und die Truppe setzte sich in Trab. Das Volk raste wie besessen die Straße hinab, die Kavallerie hinterdrein, allen voran das herrenlose Pferd und ein Offizier zu Fuß.

Binscham, zuerst der vorderste, war jetzt der letzte von allen, denn das Laufen sagte seinen Beinen, die halb Spanien durchpilgert hatten, wenig zu. Er ging auf dem Trottoir, um nicht überritten zu werden, ganz gemächlich dahin. Der Offizier schrie ihm Vorwärts! Vorwärts! in die Ohren und hieb ihm, da er nicht schneller gehen wollte, mit dem flachen Degen über den Rücken.

„Pardon!“ sagte Binscham. „Wollen Sie mir mein Gewand noch ganz zerschneiden mit Ihrem Wurstmesser?“

„Vorwärts!“ brüllte der Offizier. „Ich werde Ihnen schon Beine machen!“

„Beine habe ich schon,“ sagte Binscham, „nur sind sie schon stark abgenützt. Wenn Sie mir ein Paar neue machen wollen . . .“

Der Offizier rief einen Soldaten, dem er Binscham übergab und eilte seiner Truppe nach.

Er wurde in eine Kaserne gebracht, wo man ihm eine Schüssel heißer Suppe, ein Stück Brot und einen Strohsack zum Schlafen gab, und mehr wollte er nicht.

*

„Die Wiese heute nacht war hart!“ sagte Binscham zu einem Buchbinder, der mit ihm über den Brenner ging.

„Und kalt!“ sagte der Buchbinder. „Um zwei, drei Uhr kam der Wind. Es war wie im Eisschrank.“

„Und dann das frühe Aufstehen!“ sagte Binscham. „Ich bin doch kein Singvogel. In Brixen gehen wir in ein Wirtshaus.“

„Und wer bezahlt?“

„Ein Bett muß her, oder ich hänge die Landstreicherei an den Nagel!“

„Das ist leicht gesagt.“

Als sie sich Brixen näherten, sagte Binscham: „Ich meine, wir überlegen nicht lange. Mehr wie eingelocht können wir nicht werden.“

Der Eingang zum Gasthof zum halben Mond ist ein Durchgang von einer Gasse nach dem Domplatz.

Der Eingang gefiel ihm.

Sie setzten sich an die schiefen, schmutzigen Tische vor der Wirtschaft, speisten zu Abend und bestellten ein Zimmer.

„Alles auf eine Rechnung!“ sagte Binscham.

Ein Weltreisender, dessen Brieftasche von Banknoten platzt, ist nicht zufriedener, als er an diesem Abend war. Er gab sich seinen geliebten Träumen hin, die ihm mehr Länder und fremde Gegenden vor die Augen zauberten, als dieser Globus aufweist.

Hinter den Bäumen des riesigen Platzes sah man im trüben Laternenschein das Portal des Domes, von dessen Turm schläfrig die Stunden dröhnten. Auf dem Rasen balgten sich Gassenkinder. Ihre dunkle Hautfarbe mahnte an Italien, dessen warmer Atem in der fremdriechenden Luft zog und die Herbstnebel über den Bäumen zerstreute. Dann und wann kam ein Pfaffe mit spitzigem Hut aus der Kirche und schritt lautlos die Stufen herab. Die schwere Tür glitt unter Rollen und Schnarren zu, und die schwarzen Figuren verschwanden im Dunkel wie Fledermäuse.

Um zehn Uhr abends kam ein Dutzend rauchende Zigeunerwagen an, hielten vor der Wirtschaft, und ein ungewohntes Leben und Lärmen entstand plötzlich auf dem weltverlassenen Platze. Es waren fahrende Artisten und Seiltänzer, die ihre Geräte und Stangen auspackten und aufstellten und fluchend hin und her rannten. Einige hingen auf hohen, schwanken Gerüststangen, die glimmende Zigarette im Mundwinkel, schrien einander zu und schienen über dem dunklen Dach des Domes zu schweben. Zwischen den Rädern lagen Hunde angekettet, Weiber standen herum und blickten teilnahmslos über das Treiben hinweg, und an einer Kiste lehnte ein zerlumptes Mädchen, über dessen Züge das Licht aus dem Wagenfenster einen warmen Schimmer warf. Vor ihr saß eine Alte auf der Wagentreppe und hielt eine zerbeulte Schüssel im Schoß. Ein schmutziges Kind griff mit beiden Fäusten hinein.

Am anderen Morgen war die Vorstellung. Während Wirt und Wirtin, Köchin und Kellnerin draußen standen, gingen Binscham und der Buchbinder nach der anderen Seite aus dem Hause. Sie machten lange Schritte, bis sie ein gutes Stück außerhalb der Stadt waren, dann gingen sie langsamer. Es wurde auch schon heiß.

*

In dem Hause, in dem Binscham in die Jungfrau mit den Rehaugen verliebt war, führte er ein Mädchen auf sein Zimmer, das einen dicken Roman bei sich trug, von dem es ihm erzählte, wie spannend und aufregend er sei. Das Buch, das betitelt war „Das zweite Gesicht", enthielt eine Gespenstergeschichte, die in dem Hirn des jungen Weibes eine solche Verwüstung anrichtete, daß es allem, was vorfiel, eine abergläubische Bedeutung beilegte, und sich vor Geistern, schrecklichen Träumen und Albdrücken zu fürchten anfing, obwohl ihr Binscham versicherte, daß sie außer dem Albdrücken, das er ihr bereite und über das sie sich hoffentlich nicht beklagen könne, keines zu fürchten habe. Schließlich wurde ihm die Geschichte zu bunt. Er sagte, Bücher seien ganz praktisch zum Unterlegen, wenn ein Tisch wackelt, oder unter einen Diwan, dem ein Fuß fehlt, wobei man dann einen ganzen Stoß unterlegen kann. Und er nahm die Schwarte, um sie zum Fenster hinauszuwerfen. Sie fiel ihm in den Arm, flehte ihn an, ihr das Buch zu lassen,

warf sich ihm zu Füßen und fing zu weinen an, so daß er schließlich nachgab. Woraus man sehen kann, wie gewisse Bücher gewisse Menschen verrückt machen können, wenn auch sicher nur solche, die schon Begabung fürs Irrenhaus mitbringen.

Als Binscham am anderen Tag nachts nach Hause kam, lag die Romanleserin von unruhigen Träumen umgewälzt halb entblößt im Bett und wendete ihm ihre blendende Rücklandschaft zu. Er tauchte den Finger ins Tintenfaß und malte ihr mit einigen Strichen ein zweites Gesicht. Dann weckte er sie. „Steh' auf, liebes Kind!" sagte er. „Menschenkind, steh' auf! Ich glaube, du bist krank! Besieh dich im Spiegel!"

Das arme Kind sprang erschrocken aus dem Bett und beschaute sich. Schlaftrunken und von ihren grausigen Hirngespinsten besessen, sah sie ihn entsetzt an: „Was ist denn das?"

„Das ist das zweite Gesicht!" sagte Binscham. „So lange hast du's getrieben mit dem Romanlesen!"

*

Da die Welt so eingerichtet ist, daß es überall Menschen gibt, die es nicht gäbe, wenn nicht die Ärmsten der Armen ihnen zu ihrer Existenz verhelfen würden, und also auch Herbergswirte, die sich am liebsten aus den mageren Knochen der Tippelbrüder noch Fett sieden

möchten, so überlegen sie sich zweimal, wo sie abends unterschlupfen werden.

Eine ganze Blase war zusammengekommen. Man hockte am Straßenrand, einer zog Tabak heraus und teilte mit allen, einige waren noch unterwegs, in den Nestern Umschau halten. Das Kupfer, das sie sammelten, stand hoch im Kurs. Binscham, zwar keiner von denen, die nur die Frage im Hirn haben, was es in der nächsten Burg zu essen gibt, ob Kräutersuppe oder Knödel mit Sauerkraut, konnte aber, da jeder einen Roman über seinen Kohldampf erzählte, auch nichts weiter sagen, als daß sein Magen streikte. Nach dem Rat der Ältesten war man sich indes bald einig, welche Herberge man beehren werde.

Eine gemischte Gesellschaft fahrender Bummelanten traf da zusammen, alte Klapperbeine und Blindschleichen, denen das Elend der alten Jahre und des heimatlosen, verspielten Lebens aus entzündeten Augen trieft, und grüne Jungs, die noch nichts erlebt haben und dafür den meisten Lärm machen, Vagabunden mit und ohne Gepäck, gut genährte und erträglich aussehende und solche, die betrunken, barfuß und ganz zerlumpt waren. Es fehlte nicht der harmlose deutsche Handwerksbursche mit Papierkragen und Fettkrawatte, noch der herabgekommenste Strolch, und einer war so schwer im Bruch, daß es ihm weder Schuhe noch Strümpfe, noch ein Hemd litt, dafür aber wenigstens den Halsbund von einem solchen, an dem er Stehkragen und Vorhemd dekorativ

und praktisch befestigt hatte. Am besten gefiel Binscham ein Kaufmannsjüngling, ein richtiges „Äffchen“ mit neuen Schuhen, auf denen kein Hauch Staub war, der auch mitreden wollte und sich wie ein Alter durch die Finger schneuzte. Ein anderer sah aus wie der König Ludwig und brachte das Gespräch von jedem Gegenstand auf ihn.

Der Bauer kam herein. Man hatte wenigstens Athletenfutter (saure Heringe mit Pellkartoffeln) erwartet. Aber dem Herbergsvater waren der Genossen zu viele, er kredenzte eine dampfende Schüssel Brennsuppe. Der mit der König-Ludwig-Visage war gerade bei der Stelle, wo der König ins Wasser springt, als er die leere Brühe auf dem Tisch sah und nicht schlecht zu fluchen anfing. Der Bauer drückte sich, und alles fiel mit gräßlichem Geschimpfe über den elenden Fraß her.

Nachdem die Hemden vorgewiesen und nach deutschen Reichskäfern untersucht waren (was bei dem, der keines anhatte, am schnellsten ging), bezog man mißmutig die Klappen. Wer zehn Pfennig bezahlte, bekam ein Bett, wer nichts hatte, für den tat es eine Matratze, und einige Bienenzüchter mußten in den Stall. Um vier Uhr trieb der Bauer die ganze Mischpoke aus den Fallen und gab ihnen vor dem Frühstück noch ein frühes Stück Arbeit.

„In der Tenne steht eine Fuhre Rüben,“ sagte er, „die müssen geschnitten werden. Das Kraut kommt in den Stall, die Rüben werft zu den anderen Rüben!“

Alles trat an. Den Ladenschwengel, der schon wieder seine Schuhe abstaubte, schoben sie natürlich vorne hin.

Binscham stand auf dem Wagen und warf dem König Ludwig von Zeit zu Zeit eine Rübe auf den Kopf. Als der Bauer wieder nachsehen kam, wie weit die Arbeit war, nahm Binscham eine der größten und ließ sie ihm aus Versehen auf seinen harten Geizschädel fallen. Es schlug ihn beinahe zu Boden.

„Kreuzteufel!" schimpfte er. „Du Scherenschleifer! Kannst du net besser aufpassen!"

„Du hast ja verlangt," sagte Binscham unschuldig, „wir sollen die Rüben zu den anderen Rüben werfen!"

So gab es wenigstens etwas zu lachen, das den dünnen, ungezuckerten Zichorienmorgenkaffee ein wenig versüßte.

*

Auf einem Jahrmarkt fragte ihn ein Mann, ob er einen Ausrufer machen wolle. „Du siehst mir so aus," sagte er, „als ob du das Ding drehen könntest. Ich habe eine erstklassige Ware, zu der ein erstklassiger Ausschreier gehört, sonst nimmt sie keiner geschenkt. Die Rede muß interessant sein. Zuerst machst du ein Brimborium, wenn die Brüder dann in der Narkose sind, gehst du auf die Ware über, alles was hier liegt und hängt, sagst du, wird verschenkt, und dann nennst du den Preis für alles zusammen. Ein Eierkorb, ein Strickkorb, ein Bindfaden-

halter und so weiter, und so weiter — alles zusammen eine Mark! Ich gebe dir zehn Prozent von jeder verkauften Garnitur, mehr hat ein Minister auch nicht. Je mehr wir verkaufen, desto mehr verdienst du!"

„Ich will's probieren", sagte Binscham. „Gib mir drei Zehnpfennigstücke, die brauche ich."

Er nahm seinen Hut ab, legte die drei Nickelstücke darauf und begann seine Rede.

„Hier meine Herrschaften," schrie er, „ist zu sehen, wie man Nickel in Gold verwandelt! Herbei, um das Schauspiel zu sehen, das Geheimnis der Alchemie, den Triumph der Wissenschaft, der Chemie und der Naturkunde! Im dunklen Mittelalter schon haben die Weisesten der Weisen vergeblich versucht, das Nickel in Gold zu verwandeln, heute erst, im Zeitalter der Journalisten, ist es dem findigen Menschengeist gelungen, das Unerhörte, das Unglaubliche zu vollbringen! Sie legen drei Zehnpfennigstücke hier unter das Schweißband des Hutes, ob das ein Herren- oder Damenhut, eine Sportsmütze oder eine Königskrone ist, ob es mein Hut ist oder der Hut eines armen Landstreichers, das meine Damen und Herren, ist ganz egal, — stecken Sie unter das Schweißband des Hutes, klappen den Schweißdeckel zu und setzen den Hut etwas herein, damit die Sache nicht zum Rollen kommt —"

Unter den Zuschauern war mancher Dumme, der sehen wollte, wie Nickel in Gold verwandelt wird, andere blieben aus Neugier stehen und weil es ihnen neu war,

als Herrschaften betitelt zu werden, und die Witzigsten wollten wenigstens abwarten, wie der Ausrufer sich aus der Schlinge ziehen werde.

„Unter dieser Zeit,“ war Binscham fortgefahren, „während sich hier das Nickel in Gold verwandelt, werde ich Ihnen eine neue Attraktion vorführen, und das ist: jede Ansichtskarte, eine wie die andere, die andere wie die eine, kostet zehn Pfennig, nicht mehr und nicht weniger, nicht weniger und nicht mehr, und bei jeder Karte ist ein Geschenk! Was hier liegt und hängt, das wird verschenkt! Einmal dies und einmal das, und bei jeder Karte bekommt man was! Greift nur hinein ins volle Menschenleben, wo du es packst, da ist es interessant, — und bei jeder Karte ist ein Gegenstand! Das ist das Neueste auf dem Gebiete der Drahtkunst, Aurora in Öl oder das umgekippte Schmalzfaß, oder die Apokalypse der Neuzeit! Wer hier die Wahl hat, hat keine Qual, denn er nimmt alles noch einmal, und unerschöpflich ist die Auswahl! Zuerst ein apostularus pocus mit Rendezvous, oder ein Eierkorb zum Eierkuchenmachen! Hier legen Sie die Eier hinein, stellen sie ins Wasser, ziehen sie alle zusammen oder jedes einzeln wieder heraus, ob das harte oder weiche Eier, Tauben-, Straußen-, Hühner- oder Gemseneier sind, bleibt sich ganz egal, sie werden alle hart oder weich gesotten, je nach Bedarf; secundus ein doppelter Strickkorb, an dem zwei Damen bequem zu gleicher Zeit stricken können! Kann niemals vorkommen, daß sich die Damen dabei zanken oder einander

in die Haare geraten, auch wenn sie kahl sind, und wenn die eine in Europa ist und die andere in Afrika, wo ich auch sein möchte; drittens ein Bindfadenhalter für Geschäftsleute und Kaufhäuser, für Kaufleute und Geschäftshäuser; viertens ein Brotkorb zum Niedrigerhängen, im Zimmer aufzustellen und bei jeder Tageszeit zu benützen, morgens wie abends; fünftens ein patentierter Ansichts- oder Postkartenhalter, nach allen Richtungen drehbar, nach links wie rechts, vorne oder hinten, Süden oder Norden; sechstens ein Strickkorb zum Anhängen, wenn die Damen beschäftigt sind oder sonst eine dringende Arbeit haben; siebentens ein Lampenständer, von beiden Seiten zu benützen, von links wie rechts; ein Hutständer für Damen-, Frauen- und Mädchenhüte, äußerst praktisch und bequem; kann nie vorkommen, daß der Hut sich oder andere abstößt und die Fasson verliert, auch wenn er keine hat; ein Obst- und Fruchtkorb, ein doppelter Ansichtskarten-, Postkarten- und Briefmarkenhalter zum Hängen, hoch oder niedrig; ein vierfacher Untersetzer ohne jede Lötung für Kannen, Teller, Bratpfannen, Lampen und Plätteisen, — das, meine Herrschaften ist das Neueste, das Aparteste, Beste, Bequemste und Billigste, was Sie auf diesem Gebiete erleben können! Sie müssen zugeben, daß Ihnen jeder der genannten Gegenstände siebzig bis achtzig Pfennig kostet das Stück, das macht bei zwanzig Gegenständen vierzehn bis sechzehn Mark aus! Diese Summe können Sie sich vollständig ersparen, der Gegenstand den ich fabriziere,

tut Ihnen denselben Dienst, wenn nicht mehr, und bezahlen Sie heute ausnahmsweise für alles zusammen, alles komplett, fix und fertig wie Sie es hier sehen, meine Herrschaften, heute am letzten Tage, zum einzigenmal und zum letztenmal den unglaublichen Spottpreis von einer Mark für alles zusammen!"

Der eine oder andere der Zuschauer lachte zwar zu dieser Rede, aber die Drahtwaren gingen reißend weg. Dafür krähte sich Binscham auch wund und konnte am Abend vor Heiserkeit kein Wort mehr reden. Aber den habsüchtigen Händler, der alles bis auf das letzte Stück losgeschlagen hatte, reute das viele Geld, das er ihm schuldete. Er nannte ihm eine weit geringere Anzahl, als verkauft war. Binscham war aber auch nicht auf den Kopf gefallen; während des größten Andranges war es ihm gelungen, obwohl der Händler ihm wie ein Luchs auf die Finger sah, einen Teil der Einnahmen in seine Tasche gleiten zu lassen, so viel, daß es wohl ein Goldstück oder zwei ergab. Denn er hatte nicht umsonst verkündet, daß er Nickel in Gold verwandeln werde. Sie stritten eine Zeitlang und einigten sich dann. Jeder glaubte den anderen am meisten betrogen zu haben, und so war jeder zufrieden.

2. Lyrische Miniaturen

Es war in Hannover, im Winter. Binscham, ohne Mantel, die kalte Pfeife in den Zähnen, die Hände bis an die Ellbogen in den Hosentaschen, harpfte durch die Gassen, hörte eine Drehorgel und blieb stehen. Der Wind lärmte, ein Karren holperte mit gräßlichem Gescheppper auf dem krummen Pflaster — er ging der Musik nach durch einen Torbogen und sah im Hof einen alten Mann mit seinem Leierkasten, der nicht die schönsten Töne von sich gab, aber er hätte stundenlang zuhören mögen. Kaum war er im Hof, da kam ein Schutzmann. Binscham meinte, er wolle ihm etwas, aber er ging auf den Bettler zu. Was er wollte, konnte er nicht hören, er sah nur, daß der Grünspecht sein Notizbuch herausangelte und den Alten aufschrieb. Der mit klapprigen Fingern seinen Kasten zusammenpackte.

„Was wollte denn der August?“ fragte Binscham.

„Ach — weil ich keen Gewerbeschein hab —“

„Warte mal —“

Binscham krümelte in sämtlichen Taschen. Er hatte doch noch etwas Geld gehabt heute morgen — ach Deubel, jetzt fiel es ihm brühwarm ein: die letzten Kopeken waren für Zigaretten draufgegangen! Aber ein Keil Brot war noch da, vielleicht mochte es der Alte. Er schlug an die Rocktasche, fuhr hinein und durch ein Loch, so groß wie ein Kinderkopf, wieder hinaus — auch das Brot war nicht mehr da.

„Gottver —! ich hab's verloren, Kamerad, ich wollte dir was geben — Himm . . .!"

Der Alte humpelte weg.

Als er ihm nachsah, zitterten Binscham die Beine. Und er stellte sich an die Mauer und fing geradhinaus zu heulen an.

Ein feiner Herr blieb stehen:

„Na, was heulen Sie denn so, guter Mann? Ist Ihnen ein Unglück begegnet?"

„Ja!" sagte Binscham und lachte, „meine Großmutter ist gestorben!"

Kopfschüttelnd sah ihm der feine Herr nach.

*

In der Hafenkneipe ging es hoch her. Aber den Seeleuten war das Geld ausgegangen, und nach Hause wollten sie nicht. Binscham döste in der Ecke und leerte einen Topf nach dem anderen. Sie kamen zu ihm.

„Willst einen ausgeben?"

Es war ihm gleich. „Wie steht's mit der Heuer?"

„Kannst du haben! Für jeden Mann einen Liter! Du kannst mit uns kommen heute abend!"

Wie oft hatte ihn, den Landigel, die Handelsmarine, dieser Absud der See und des Landes, hochgenommen — dieses Mal wollte er es ihnen schon zeigen. Also zog er mit ihnen ab, nicht am Abend zwar, sondern am Morgen. Es waren ein gutes Dutzend Kerle, einer ein

größerer Orang-Utang als der andere, aber was kümmerte es ihn. Entweder er warf die tranigen Schnapsbuddeln ins Wasser oder sie sengten ihm die Jacke voll, eines von beiden. Aber nein, es ging alles glatt, sie hatten ihn für einen anderen mitgeschleppt.

In ihrer elenden Lagerstatt schlief er, einem spitz-niedrigen Winkel im Vordersteven, wo sie sich, ohne die Lumpen auszuziehen, zusammenpferchten, ein Dutzend Sträflinge im schwülen Käfig. Das Essen eine Spülicht-suppe, die paar Häppchen Fleisch, die versehentlich drin schwammen, fischten sie mit den Fingern heraus. Auf einer Kiste schmolz ein Kerzenstümpchen, ein Glas ohne Fuß ging ohne Unterlaß von Hand zu Hand.

Der Morgen dämmert fröstelnd über dem grauen Hafen, die Maschinen werden in Gang gesetzt, ihr Lärm macht alle schweigen. Die einen laufen die Leitern in den Laderaum hinab, schaufeln die Körbe voll, hängen sie an die Ketten, andere nehmen sie in Empfang. Die Kipper traben barfuß auf schwankem Brett und leeren die qualmenden Körbe in die Kähne, die um den dicken Schiffsbauch liegen wie schwarze, platte Wasserkäfer.

Der Mann an der Hebemaschine zeigte Binscham den Griff, der die Kette — nieder! knirschend, ratternd aufwindet, und — hoch! eisern, rasselnd abspult und — links! den Kran dreht und — zurück! wieder dreht.

Da stand er Tag um Tag, eingewickelt in zerhauend eisernes Getöse, verstopft von Kohlenstaub, vom Dampf verbrüht, vom Wind durchfegt, vom Schweiß verklebt, die

Faust am Hebel, das Hirn zerhämmert. Rauch und Ruß tanzen in der Sonne. Das Wasser flimmert schwarz und ölig.

Ein berstendes Pfeifen am Schlot, ein Ruck, alles still. Feierabend.

Es gab Schuß in der Kanzlei, zwei Mark. Man geht an Land.

Binscham lehnt an der Rumpelmaschine.

Barkassen zischen, Kähne gleiten, Dampfwolken glühen durchleuchtet, schmutzige Schiffsrümpfe blinken goldbronziert.

Alles geht an Land. — Kneipenqualm stinkt und verschütteter Wein, Weiberlachen kreischt in das Gegröhle, giftig süßes Parfüm, ordinär benebelnder Geruch sticht hitzig durch Tabakwolken —

Draußen blutet die Rotglut des Abends in die See, draußen, weit, weit —

*

Ein falscher Lire ist auch Geld, schönes, silbernes Geld. Nur mit einem Loch in der Mitte, mit einer Bleiplombe ausgefüllt, ungültig gemacht, außer Kurs, wertlos, falsch — für den, der es versteht.

Binscham verstand nichts davon. Der Braten macht sechzig, die Minestra zehn, der Wein zwanzig und zwei Soldi Trinkgeld — genau una lira.

„Da liegt mein Geld!“

Und verschwunden war er.

Der Boy lief ihm nach. „Signore, Signore! Hallo! He! Signore!“

„Was ist denn los, wo brennt's denn?“

Der Bursche rennt daher, hinter ihm die Wirtin, hinter ihr der Wirt, hinter ihm die Magd. Der Junge wirft den Lire auf das Pflaster, Binscham vor die Füße: „Falsch, Signore, gilt nicht! Hörst du den Klang — dumpf, Blei!“

Fischer, Hafenarbeiter, Nichtstuer, Männer, Weiber und Kinder sammeln sich an, drängen her, alles steht im Kreis um Binscham. Und jeder hebt den Lire auf und läßt ihn auf dem Pflaster klingen, aber er klingt nicht: „Ungültig, Signore! Außer Kurs! Gilt nicht, Signore! Sehen Sie hier, das Loch —! Blei, Signore, Blei! Capische?“

„Ich will euch was sagen,“ sagt Binscham, „bin ich ein Bankier? Erstens ist es euer Geld, nicht meines, zweitens habt ihr es gemacht, nicht ich, und drittens, meine hochverehrten Herrschaften, habe ich kein anderes! Bona sera!“

Ein alter Schiffer hält das Geldstück auf seiner krummen Hand: „Da hat er recht, meine lieben Freunde! Laßt man gut sind!“

Alles lacht und geht auseinander.

*

Als Binscham drei Tage in Budapest war, konnte er perfekt Ungarisch: ein Kollege hatte ihm die Formel, die man beim Betteln hersagt, auf einen Zettel geschrieben; und nachdem er sie die ersten zwei Tage noch ablesen mußte (wie das, freilich bei anderer Gelegenheit, hohe und höchste Herrschaften auch nicht anders machen), konnte er sie am dritten bereits auswendig. Und so stand nichts mehr im Wege, daß er auch die größten und feinsten Geschäfte der vornehmen Stadtteile mit seinem Besuche beehrte.

In einem eleganten Delikatessenladen, der von Marmor und Spiegeln nur so blitzte, eilten — es war um die ruhige Mittagszeit, da niemand einkauft — drei hübsche, junge Damen herbei. Bevor er noch zu Worte kam, fragte ihn eine nach seinen Wünschen, und alle drei harrten liebenswürdig seiner Befehle. Binscham, der keine Ursache hatte, sich aus dem Konzept bringen zu lassen, leierte seine Formel her, das heißt er gab sich Mühe, sie diesmal mit besonders gutem Ausdruck und treffendem Akzent vorzutragen. Und war erstaunt, daß die Mädels in ein furchtbares Gekicher und Gelächter ausbrachen. Eine hatte aber schon eine große Düte ergriffen, und mit einer silbernen Gabel auf verschiedene schöne Sachen deutend, fragte sie ihn, ob er davon haben wolle.

„Ja, von dem auch! Edamer? Nicht schlecht. Aber Roquefort ist mir lieber. Schinken versteht sich von selbst. So. Schon recht. Kaviar macht zu viel Durst — von dem da ein bißchen, wenn ich bitten darf —“, die beiden

anderen Damen beteiligten sich nun auch an der Auswahl, „ja, dieser Fleischpastete bin ich nicht abgeneigt, etwas Gänseleber vielleicht — und, nicht zu vergessen, zum Dessert eine kleine Süßigkeit, oder süße Kleinigkeit, so wie Sie! Schade, daß Sie sich nicht selbst in die Düte stecken können! — So, ich glaube, es genügt für heute. Verbindlichen Dank, meine Damen, küß d' Hand, auf Wiederschaun!"

Mit einem riesigen Paket beladen verließ er die gastliche Stätte, und blitzendes Lachen umklingelte und durchsonnte diesen glückhaften Tag.

*

In den Apenninen, in dürrer, staubiger Steinhalde, kam er an ein einsames Kloster. Die Sonne glühte auf die grauen Flächen der ungeschlachten Festung nieder, geblendet schaute er weg, legte sich, zu rasten, in den Schatten der Mauer. Dann stapfte er zur Tür, klopfte und horchte. Lange Zeit verging. Flimmernde, brütende, singende Stille. Eine Eidechse raschelt im Mauerspalt. Endlich wispert eine leise Gespensterstimme: „Wer draußen?"

„Ein armer Reisender."

Wieder vergeht eine Ewigkeit. Ihm werden die Lider schwer. Da dreht sich langsam geheimnisvoll der Tabernakel, und auf dem Brett liegen einige alte Brote, steinern hart. Wie die Herzen harter Menschen. Er läßt sie

liegen, schleppt sich den Hang hinauf, wo ein Felsklumpen schmalen Schatten wirft, um zu schlafen. Das Gras ist heiß und verdorrt wie seine Kehle.

Erstorben liegt das Kloster da. Wenige Fenster nur, und die sind verdeckt von grauen Holzschächten, die oben eine Hand breit offen sind.

Kerzenschein und Finsternis, dunkle Zellenkälte, kein Licht, keine Luft, kein Tag. Ein Frauenkloster. Arme Eulen! dachte er; wenn sie sich vergessen, nach der Welt zu sehen, dann erinnert sie ein schmaler, schmaler, blendend flammender Streifen des Himmels, an nichts zu denken, als an ihn. —

Und er ging hin, nahm die granitnen Brote, zertrat sie auf dem Boden und steckte die Brocken ein.

Und ging zufrieden seines Weges.

*

In Venedig ging Vinscham durch abgelegene Viertel. Er suchte den Hafen, um Arbeit zu bekommen. Seine Barschaft reichte noch hin für zwei Ölsardinen und ein Viertel vom billigsten Wein. Die Herbstsonne blitzte im Kanal, auf dem marmornen, reingeleckten Pflaster sonnte sich eine Katze und blinzelte den Fremdling schläfrig an. Dem wurde es zu heiß. Was nützten ihm die paar Centesimi, die er den ganzen Tag durch die Finger gleiten ließ, und die ihn nur an seinen leeren

Magen erinnerten. Er hob den schmutzigroten Vorhang einer Kneipe auf und ging hinein in das kühle Loch.

Aber dem, der nicht weiß, wie er sich etwas zu essen verschaffen soll, wird der Tag so lang wie dem, der nicht weiß, was er mit seinem Gelde anfangen soll. Binscham streunte in den Gassen herum und sog berauscht die heißen Düfte ein, die aus den Kellern der Kaffee- und Speisehäuser flammten. Auf einer abgelegenen Piazetta schlief er ein, bis ihn der Schlag der Kirchenuhr zusammenfahren ließ. Er spürte die Mittagshitze und sah sich um. Der Platz war still und verlassen wie er. Verblichene Holzläden deckten die Fenster der Paläste zu. Sie träumten mit geschlossenen Lidern von den italienischen Nächten der alten Zeit. Schöne Frauen neigten sich über die Balkone, warfen den Musikanten Kupfer in den Hut und ließen ihrem Kavalier einen Brief herabflattern, der ihm die Sonne in der Nacht zurückgab. Binscham ertappte sich auf dem Gedanken, wie gerne er eine Stunde oder zwei warten würde, um nach einer solchen Taube zu haschen, wenn er einer der schöngekleideten, vornehmen Herren wäre, die so beglückt wurden. Er lachte und schlich im schmalen Schatten der Häuser davon.

*

Langsam pendelt er auf dem Trottoir dahin, genießerisch, glücklich ohne Grund und doch nicht ohne Grund. Die höchste der Gottheiten, die Sonne ist ihm und allen gnädig, breitet den Glanz ihrer herrlichen Macht über und um ihn aus. Mitleidig betrachtet er die Hastenden, die, des kostbarsten Goldes nicht achtend, nach dem anderen jagen, dem schmutzigen, blutigen — Unwürdige und Anspruchslose, arme Lebensstümper!

Plötzlich bleibt er stehen. Was war das für ein eigentümlicher Duft, was für ein bestrickender Hauch, der ihn gestreift hat? Woran erinnert er ihn nur? Er geht einen Schritt zurück, da ist es wieder das seltsame Parfüm! Ein Kobold, der ihn bezaubert, huscht es durch die Luft, schwebt und verwirrt ihn — ah so: ein Parfümladen, und die Tür steht auf, darum!

Und mit einemmal weiß er, woran es ihn erinnert. Ja, das war noch eine andere Zeit gewesen. Damals rauchte er keine Straßburger, damals waren die Importen nicht zu teuer, denn sie kaufte sie ihm, sie — und in seinem schönen Anzug steckte damals ein kleines, buntes Tüchlein. Das war das Parfüm!

Ein Waldrand steigt auf, der Augustmittag brütet über dem Ährenfeld, Zikaden sägen, Falter taumeln schläfrig. Und im Schatten des Haselgebüsches sinkt sie, die schöne Blonde, auf das kühle Moos hin, erhitzt mit dem Taschentuch fächelnd —

„Darf ich Ihnen die Schuhchen ausziehen?“ hört er sich fragen.

Ja, er durfte . . .

Ein Mann rempelt ihn an. „Hoppla," brummt er, „geh' halt weg, dummer Kerl!"

Wie im Traum schaut Binscham ihm nach —

Wo mag sie wohl sein?

„Mögst du glücklich sein!" flüstert er . . .

3. Gewitter im ersten Stock

Einmal hielt ein Schuhmacher, bei dem Binscham arbeitete, weil der Winter lang war, ihn, der überall und nirgends hineinpaßt, für einen guten Menschen, was man so in der täglichen Umgangssprache einen guten Menschen heißt. Er sah in Binscham alles das, was er nicht war, und alles das nicht, was er war, und hielt ihn für einen famosen, tüchtigen Schuhmacher, für einen ordentlichen, braven, musterhaften und untadeligen Kerl. Binscham war oft nahe daran, den alten Knaben mit seinen Lobsprüchen auszulachen — aber der Winter war lang und kalt.

Er taugte allerdings zu allem, wenn er wollte; daß er nicht wollte, das allein machte ihn zum Taugenichts. Aber er wäre kein Landstreicher gewesen, wenn er es nicht zur Not verstanden hätte, auf einen krummen Bauernstiefel einen krummen Lederfleck zu nähen.

Der Meister Knieriem hielt ihn aber auch für fleißig. Nun, er war flink, das ist wahr, aber dafür konnte er nichts, er war es eben, und es war gut für ihn, daß der Meister nicht wußte, wie flink er eigentlich war.

Daß ihn der Meister Pechdraht für ordentlich und sparsam hielt, kam daher, weil er ihn nie ins Wirtshaus gehen sah. Binscham unterhielt sich besser, wenn er am Sonntag nachmittag in der Stube sitzen blieb, eine Tasse heißen Kaffee nach der anderen trank, als wollte er sich den Magen für das ganze Jahr vorwärmen, und vor sich hinträumend darüber nachsann, wo er im Frühjahr und Sommer sein werde. Was bedeutete ihm ein Dorfwirtshaus, in dem das Bier so alt und schlecht war wie die Witze der Bauernburschen, wenn er seinem Lieblingsgedanken nachhing, in ferne, niegesehene Weltgegenden zu reisen, wenn er daran dachte, daß er die längste Zeit dagewesen sei, daß es Februar war und daß es im März schon warm wird und die Straßen zu trocknen anfangen. Wenn ihn also der Meister stundenlang mäuschenstill in der Dämmerung sitzen sah, so war es kein Wunder, daß er diesen Landstraßenfresser, der krank wurde, wenn er nicht durch die Welt rasen konnte, für einen seßhaften Charakter hielt.

Vollends verkehrte Gedanken machte sich der Meister, weil er Binscham noch nie mit einem Mädchen gesehen hatte. Im ganzen Dorfe waren sechs Weiber, die zahnlosen alten Bäuerinnen, eine Stallmagd, die vor der Entbindung stand, und die Pfarrersköchin, die nicht in Be-

tracht kommt, weil sie schon versorgt ist, nicht mitgerechnet. Aber Binscham, der sonst nicht wählerisch war, weil er, wenn er es auch sein wollte, in der Eile meist nicht dazu kam, hatte für dieses halbe weibliche Dutzend oder halbe Dutzend Weibliche nichts übrig.

An einem Sonntag, einem klaren, sonnigen Wintertag, ging der Schuhmacher mit seiner Tochter in ein Nachbardorf zur Hochzeit eines Verwandten und forderte Binscham auf, mitzukommen. Auf dem Wege, als Franziska sich an dessen Arm hing, sagte er halb im Scherz, vielleicht sei zwischen ihnen doch nicht alles in Ordnung. Dann müßten sie sich eben heiraten! meinte er und kniff seine listigen Äuglein zu.

Bei dem Worte Heiraten gab es Binscham einen Stich. „Aber Meister!" sagte er, „ein armer Teufel wie ich!"

„Armer Teufel, armer Teufel!" sagte der Schuster. „Was heißt armer Teufel! Wenn einer tüchtig, ordentlich und fleißig ist, überhaupt — na, schlafe nur mal drüber."

„Wenn er wüßte, wie oft ich schon darüber geschlafen habe!" dachte Binscham. Seine Verehrung für Franziska erkaltete in diesem Augenblick, wie ein Betrunkener nüchtern wird, der ins Wasser fällt. „Höchste Zeit, daß ich verschwinde", dachte er. „Hoffentlich wird es bald warm."

Der Schuster spann seinen Plan in seinem Bauernschädel fort, Franziska beschäftigte sich immer auffälliger mit ihrem Wäschevorrat und erlaubte sich manchmal schon

halb offizielle Zärtlichkeiten. Binscham wurde es schwül und heiß in seinem Kerker, über dem sich im ersten Stock die Vorbereitungen zur Heirat wie Gewitterwolken zusammenzogen.

„Hast du dir's überlegt?" fing der Schuster wieder an. Binscham hörte ihm andächtig zu und sah bekümmert durchs Fenster. Ein unbarmherziger Schneesturm fegte durch die Dorfstraße. „Sie ist ein gutes Mädel."

„Ein reizendes Mädel!" sagte Binscham. — „Aber der Reiz dauert nicht ewig", dachte er.

„Und sie ist ganz energisch!" sagte der Schuster.

„Das ist viel wert!" sagte Binscham. — „Besonders," dachte er, „wenn sie dir als Gattin mit dem Besenstiel über den Schädel fährt, daß dir Hören und Sehen vergeht." Es schüttelte ihn unwillkürlich.

„Was hast du?" sagte der Schuster. „Friert dich?"

„Es zieht herein, ein hundemäßiges Wetter!"

„Setzen wir uns zum Ofen", sagte der Meister. Er nahm den Kornschnaps aus dem Wandschrank und schenkte ein. „Prost! Ein gutes Kind, ja; sie ist nicht dumm."

„Sie versteht zu reden!" sagte Binscham. — „Von Küssen und Lieben", dachte er.

„Und sie kocht gut!"

„Das macht ein Weib allein schon liebenswert!" sagte Binscham. Er dachte sich, das sei noch der vernünftigste Grund, der es rechtfertigte, sich an ein Weib zu binden.

„Du mußt mir noch Bedenkzeit lassen“, sagte er. — „Zwei Wochen lang,“ dachte er, „bis die Sonne scheint.“

Aber der Schuster war eingeschlafen, und Binscham träumte in der Dämmerung vor sich hin. Seine leise Wehmut, daß er sich den warmen Ofen, das gute Essen und das weiche Bett wieder einmal verscherzt hatte, schmolz unter seinen Gedanken an den nahen Frühling hin wie der letzte Schnee in der Aprilsonne. Er entschloß sich, trotz Wind und Regen an diesem Abend noch fortzugehen, und so schmeckte ihm die Mehlsuppe mit den aufgeschmalzenen Zwiebeln, die er für sein Leben gerne aß, so gut wie noch nie.

Er betrachtete seine Habseligkeiten und band, was des Mitnehmens wert war, in einen Pack zusammen. Der Wind pfiff, heulte und stöhnte fürchterlich, die Fensterladen klapperten, und der Dachstuhl ächzte und schwankte, als wollte er jeden Augenblick zusammenstürzen. Während Binscham unschlüssig in der Kammer stand, fror ihn erbärmlich. Das war kein Wetter zum Fortgehen. Er warf das Bündel unter das Bett, verkroch sich in die Kissen bis an die Nasenspitze und freute sich, ausschlafen zu dürfen, weil der andere Tag ein Sonntag war.

Als er erwachte, sprang er aus dem Bett, wie von der Tarantel gestochen: die Sonne blitzte durchs Fenster, warm und blendend wie im Hochsommer.

Er fand den Schuster und die Tochter zum Kirchgang gerichtet, und er hätte dem guten Alten gerne noch die Hand gegeben und dem Mädel auch noch mehr als das.

Das Dorf war unter der Kirchzeit wie ausgestorben. Binscham ging langsam die Dorfstraße hinunter und ließ sich die Sonne auf den Pelz brennen. Die aufgetauten Zweige tropften, über die Wege rieselten Bäche, die Sperlinge kreischten, und vom Walde her wehte eine laue Luft, die nach frischer, feuchter Erde roch, aus der Veilchen und Schlüsselblumen sprießen.

4. Debüt

Das kleine Café war seit acht Tagen sein Übernachtungslokal. Die seltsame Musik, zu der die Mädchen sangen und summten und die Männer mit den Löffeln an den Tassen in Synkopen den Takt trommelten, das heiße Gewirr von Stimmen, Düften, nebelnden Geräuschen, das Hin und Her und Aus und Ein der Weiber, die sich vor den Wandspiegeln drehten und wendeten, schminkten und frisierten, dieser bienensummende, aufreizende und wieder einschläfernde Betrieb war so viel oder mehr wert als wie ein Bett. Bis zum Morgen hockte er bei seinem Absinth, bis niemand mehr da war, als zwei Billardspieler, denen der Kellner gähnend zuschaute, bis er, ein Ende zu machen, anfing, die Stühle auf die Tische zu bauen. Dann ging auch Binscham, und nicht eher. Trottete dann die zwei Stunden, bis es hell wurde, hierhin und dorthin, immer dieselben Straßen

im Kreis herum. War es Tag, dann dauerte es noch eine Stunde, bis die Sonne warm wurde. Und dann schlief er auf einer Bank am Kai, wo sie am stärksten hinbrannte.

Eines Abends fiel ihm ein kleines, frisches Mädchen auf, das ihn anlachte. Sie war anders gekleidet als alle anderen, gut, sauber, einfach und ohne Flitter und Fetzen. Sie hatte gewiß nicht einmal einen Lippenstift. Und wie ihr Kleid, so war ihr Benehmen. Sie paßte nicht recht in das Lokal.

Er setzte sich zu ihr. „Comment ça va, mein kleines Fräulein? Sie machen ein so betrübtes Gesicht? Wenn ich mich nicht täusche, sind Sie hier noch nicht lange Stammgast?"

Sie seufzte ein wenig. „Ach, es ist alles so —"

„Na ja," tröstete Binscham, „schön ist es schon nicht. Man darf bloß den Humor nicht verlieren."

„Aber daß die Menschen so hart und so dumm sind!" Sie betrachtete Binscham, sie schien Vertrauen zu ihm zu haben. Und sie erzählte. Sie hatte einen Schatz, er war Beamter. „Und schließlich, nach einiger Zeit, nicht wahr, einmal muß es ja doch sein, wenn man sich gern hat — ich kam die ganze Nacht nicht nach Hause. Es war vor vier Tagen. Ich traute mich nicht heim. Ich gehe nicht mehr heim. Ich kann nicht. Sie würden mich nur hinauswerfen, und das kann ich mir ersparen!"

Solche Geschichten werden einem ja manchmal erzählt. Sie haben nur in der Regel den kleinen Fehler, nicht wahr zu sein. Aber Binscham sah nicht so aus, als hätten

ungeschickte Märchen bei ihm viel Zweck. Er betrachtete die Kleine, ihre hellen Augen, ihre frische, ungepuderte Haut. Eine kleine Wüstheit lag bei alledem über den unschuldigen Zügen. Aber länger als acht Tage war die noch nicht auf der Straße.

„Hast du denn schon etwas verdient?" erkundigte er sich.

„Nein."

„Warum nicht?"

„Sie haben mir nichts gegeben."

„Ja zum Deubel, bist du denn verrückt, Kind? Also passen Sie mal auf, ich will Ihnen sagen, wie Sie es machen müssen! Seien Sie doch nicht so dumm — nach Hause gehst du ja doch nicht mehr, kleiner Dickkopf?"

„Ich kann nicht — sehen Sie — nein, ich kann einfach nicht —!"

„Na also, dann pfeif' auf die Blase! Aber: du mußt sehr vernünftig sein! Klug! Ihr Frauen seid die Herren der Schöpfung! Kind, wenn ich ein Weib wäre! Ich würde es der Gesellschaft zeigen, würde sie tanzen lassen nach allen Regeln der Kunst —"

Und er gab ihr Ratschläge und Winke und unterrichtende Lehren. Zuerst praktischer Art, soweit er etwas davon verstand. Und dann stellte er hochsinnige Lebensregeln auf und stolze Grundsätze, und baute eine Philosophie, gut genug, um eine Königin zu bilden. Erstaunt, gerührt, dankbar schaute sie ihn an und nestelte ihr kleines Tüchlein aus der Tasche. Vieles verstand sie

zwar nicht, aber es war so gut gemeint. Und Binscham sprach und sprach und dozierte wie ein Oberlehrer. Wenn sie nur die Hälfte seiner Ratschläge befolgen konnte, dann mußte sie in einem halben Jahr eine Prinzessin sein. Die, nach seiner kurz gefaßten Meinung, auch nichts anderes waren —

Da setzte sich ein Mann zwischen sie. Binscham war entgangen, daß er schon eine ganze Weile vom Tisch nebenan zugehört hatte.

„Qu'est-çe que voulez?" schnauzte er Binscham hämisch an und ließ den Mund, den er ihm schief her-hielt, offen stehen. Als sollte die Antwort da hinein.

„Mach' zu, da zieht's!" sagte Binscham, nahm mit der Rechten die Nasenspitze des Alphons, mit der Linken sein Kinn und klappte ihm, sachte, daß nichts zerbrach, den Brotladen zu.

Das Mädel lachte herzlich schadenfroh, denn der zu-dringlich ekelhafte Galan gefiel ihr wenig.

Eine halbe Stunde später verließ sie mit ihm das Lokal. Unter der Tür sandte sie Binscham ein kleines, schüch-ternes Lachen zu, das ihm lange im Kopfe herumging.

5. Der falsche Bräutigam

An einem Winterabend kam er in eine Herberge, in der die Landstreicher beisammen hockten wie halb erfrorene Vögel, vom Wind aus allen Himmelsrichtungen zusammengetrieben. Er war der letzte, der kam, ausgehungert, vom Wind durchpfiffen und blaugefroren und von Herzen froh über den warmen Ofen und die Essensgeräusche, das Gekratze der blechernen Löffel im Suppentopf und das Geschlürfe der Kunden, die nicht an Appetitlosigkeit leiden. Als der Herbergsvater hereinkam, sie zu Bett zu schicken, ließ sich seine Tochter, ein für Landstreicherbegriffe nicht übles Mädchen, eine flüchtige Sekunde lang im Türspalt sehen. Binscham glaubte natürlich zu bemerken, daß sie einen besonderen Blick auf ihn warf. Das konnte ja möglich gewesen sein, denn von den grotesken Vogelscheuchen, die da anwesend waren, konnte er den Ruhm beanspruchen, die auffälligste zu sein. Er starrte gedankenvoll nach der Tür, hinter der sie verschwunden war.

Wenn der Landstreicher Lust hat, das Gefühl der Verlassenheit bis zur Neige auszukosten, so braucht er nur Verlangen nach einem Weibe zu haben. Bei seinem Anblick vergeht der billigsten Dirne die Lust an ihrem Handwerk.

Als man in diesem Augenblick auch noch von irgendwo aus der Nachbarschaft die Klarinetten einer bäuerlichen Tanzmusik hörte, glaubte Binscham sein lumpiges Dasein

so satt zu sein wie noch nie, und die abenteuerlichsten Vorsätze, ordentlich, fleißig und arbeitsam zu werden, beschäftigten ihn. Er nahm sich wieder einmal vor, jenes Leben zu beginnen, von dem die Menschen behaupten, daß es Gott wohlgefalle. Er sah an sich hinunter, und eine unaussprechliche Sehnsucht nach jenen Tagen, in denen er einen ganzen Anzug auf dem Leibe getragen hatte, überwältigte ihn. Er begriff nicht, wie er den märchenhaften Glanz dieser Zeit mit seinem jetzigen Zustande hatte vertauschen können, und er erinnerte sich lebhaft an einen Abend in einer Herberge, in der ein Schneidergeselle einen Anzug verkaufen wollte, der ihm für die Landstraße zu gut war. Da es allen Walzbrüdern ebenso geht, weil sie ihr Gewand betteln und bei den Feldscheuchen die schönsten Hosen, Röcke und Hüte umsonst finden, so verspotteten sie den Schneider mit seinem Anzuge so lange, bis er in der größten Wut schwor, ihn auf den Düngerhaufen zu werfen.

Schließlich dachte er sich: „Anzug hin — Anzug her, wenn ich mit einem Mädel zu Bett gehe, habe ich auch keinen an, also wird er auch vorher nicht so wichtig sein.“ Als alles schnarchte, ging er fort, in das Wirtshaus, in dem die Tanzmusik war. Bei einiger Überlegung hätte er sich sagen müssen, daß für ihn, der keinen Pfennig Geld im Sack hatte, im Wirtshaus und auf dem Tanzboden nicht viel mehr zu holen war, als höchstens ein paar Maulschellen vom Hausknecht, wenn er sein Bier nicht bezahlen konnte, und eine Tracht Prügel von hand-

festen Bauernburschen, wenn er sich mit einem Mädel zu schaffen machte, das ihn nichts anging. Von solchen Bedenken war er in seiner unglücklichen Aufregung weit entfernt, und als ein Bauernmädchen hinausging, um sich abzukühlen, drängte er sich ihm auf und flüsterte dem armen Kinde ein halbes Dutzend verdrehte Phrasen und Beteuerungen ins Ohr. Der Vater der jungen Dame war ihr aber nachgegangen und schrie sie plötzlich an: „Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst mir nicht mit jedem Lümmel herumschmieren!"

Die Tochter erwiderte schnell: „Aber Vater, das ist doch der Herr, der mir die Briefe schreibt!" Sie fürchtete ihren Vater, solange er nüchtern war, den Moment aber, wenn er das Schwarze vom Weißen nicht mehr unterschied, kannte sie auf die Minute genau und erlaubte sich dann die gewagtesten Scherze mit ihm. Binscham drückte ihre Hand, die er noch in der seinen hielt.

„So?" sagte der Bauer. „Der sieht aber auf der Photographie nicht so ausgemergelt, langnasig, verschmiert und zerfranst aus. Mir scheint, Sie haben schon lange nichts Warmes mehr gegessen!"

Binscham verbeugte sich und sagte, ihm sei nicht wohl.

Das Mädchen lachte aus voller Brust, als sie aber im Lichte sah, was sie für einen Fang gemacht hatte, und als Binscham mit an ihren Tisch ging, meinte sie, was er sich wohl einbilde und ob er glaube, daß sie auch auf der Landstraße zu Hause sei. Binscham rettete sich mit

einem Witz, über den sie das Lachen nicht verhalten konnte, so daß sie den Spaß schließlich gelten ließ und in einiger Entfernung von ihm sitzen blieb. Binscham, als er sah, daß die Schöne an der Lachkrankheit litt, fehlte es nicht an absonderlichen Einfällen. „Früher, als ich noch Landstreicher war —“ begann er zu erzählen, und indem er sich einbildete, diese Zeit läge viele Jahre hinter ihm, wußte er, wie einer, der von seiner Leidenszeit mit Humor reden kann, weil sie ihm nicht mehr weh tut, sein Elend so lustig zu schildern, daß niemand ihm widerstand. Und weil es jeden freut, wenn einer erzählt, wie schlecht es ihm ging, und weil man ihm am Gesicht ablas, daß ihm mehr bevorstand, als er log, hinter sich zu haben, so war das Gelächter um so ärger.

Er vergaß auch nicht, das Mädchen zu bitten, sie möchte ihm so viel geben, daß er sein Bier bezahlen könne.

„Da hast du mir einen schönen Liebhaber verschafft!“ neckte sie ihren Vater. „Sonst, wenn ich ein Wort sage von einem Mann, der mir gefällt, dann heißt es: willst du deinen Schnabel halten, du dumme Gans, du alberne! Wenn aber einer kommt, der keine fünf Pfennige in der Tasche hat, ein hergelaufener, armer Knochen, dem nicht einmal das Hemd auf dem Leibe gehört, wenn er eines anhat, was ich nicht weiß, der wäre gut genug für mich! Da sieht man, daß sich ein Mädchen nichts einreden lassen, sondern einfach den Mann nehmen soll, den sie will.“

„Ich habe dir ja gesagt,“ erwiderte er, „daß der Mann einen Kopf hat, den schon einmal die Würmer zwischen

den Zähnen gehabt haben. Was kann ich für deinen Geschmack! Meinetwegen läßt du dir einen auf dem Friedhof ausgraben und machst Hochzeit mit ihm."

„Das wäre noch nicht so schlimm," sagte sie, „weil ein Toter nichts braucht. Aber bis man einen Mageren fett macht und einem Tagedieb das Faulenzen abgewöhnt, derweil kommt man selbst ins Grab. Schließlich käme ihn nach der Hochzeit das bißchen Arbeit, dem er jetzt aus dem Wege geht, noch härter an als bisher, dann müßte ich noch für ihn fechten gehn!"

Statt von so grausamen Scherzen zu ernüchtern und zu begreifen, daß er mit seinen erhitzten Absichten am unrechten Ort war, glaubte Binscham, das Herz des Mädchens schon noch erweichen zu können, da für einen Landstreicher ja nur eine Hochzeit in Betracht kommt, zu der er weder Priester noch Zeugen braucht. Er fühlte sich, angefeuert von dieser Hoffnung, ganz in seinem Element, und hielt ein lebhafte, ergreifende Rede, die von edleren Ansichten handelte und dem Mädchen für seinen Übermut Verzeihung gewährte, und worin es hieß, daß Armut keine Schande ist, daß, wer nach dem Schein urteilt, betrogen wird, daß das Irdische vergänglich, der Geist bleibend und allein wertvoll ist, daß ein guter Mensch sich spotten läßt, weil er weiß, warum er duldet, und daß der Zuversicht, dem Mute und der Stärke die schlimmsten Mühsale lächerlich sind im Vergleich zur Förderung seines Wertes, während ein Mensch, der nur an Wohlhabenheit und leichtes Auskommen denkt, an seiner

Schwäche und Hohlheit zusammenbrechen und zugrundegehen muß.

Die Bauern ließen sich in ihrer aufgeräumten Bierstimmung diese Komikervorstellung gerne gefallen, und die junge Dirne, der die Rede gegolten hatte, war zwar nicht im geringsten gerührt, dafür aber vor Lachen so erschüttert, daß ihr das Wasser aus den Augen lief. Seufzend und ganz ermattet hielt sie sich den Leib, und Binscham lachte mit, weil ihm nichts anderes übrigblieb. Beim Auseinandergehen wollte ihm der Bauer, der in seiner Trunkenheit alle Standesunterschiede vergaß, sogar die Hand geben, griff aber daneben. Doch besaß er noch so viel Witz, daß er ihm den Rat gab, nicht eher zu heiraten, als bis er eine Braut habe.

6. Die rote Kneipe

Sonntägliche Öde bedrückte die apathisch schleppenden Stunden. Binscham wäre am liebsten staubaufwirbelnd am Strand entlang gelatscht, um die langweiligen Gesichter der satt spazierenden Spieß- und Pfahlbürger in ärgerliche Bewegung zu bringen, fort aus dem greulichen Kaff an die lachende Riviera — aber seine Schuhe waren am Ende, seine Füße und er selbst lahm und wund. Eine trostlose Wüste lastete die steinerne, höllisch glühende Stadt auf ihm. Erstorben lagen die Straßen, sonnvergilbte Plakate grinsten ins Leere, eine

verlorene Tram klingelte irgendwo vorüber. Das Orgelgekreisch einer Vorstadtkermes erhob sich fern und lahm in die bleierne, stickigstaubige Luft, riesengroß wuchs die Verlassenheit. Er setzte sich auf irgendwelche Stufen nieder, döste ein.

„He du! Du wartest wohl, bis die Kirche aufgemacht wird?“

Gleichgültig blickte Binscham auf. „Was gibt's?“

„Geh' mit, wenn du saufen willst!“

„Und essen?“

„So viel du willst!“

Ächzend erhob er sich. Es war ja alles egal. Essen oder trinken, gehen oder schlafen, da oder dort sein, alles einerlei.

Sie passierten krumme Gassen und Gäßchen, schmutzige, übelriechende Höfe und Winkel, stolperten über Pflasterlöcher, Kehrichthaufen und verfaulten Unrat. „L'étoile rouge“ stand verrostet auf einem gebogenen Blechschild.

Das Lokal war klein wie eine Kabine und fast leer, der Wirt hinterm Büfett grüßte. Aber man war noch nicht am Ziel. Der Kollege zog ihn durch die hintere Türe in einen engen, langen Gang. An seinem Ende war eine kleine, aus dem Leim gegangene Tür. Gebückt traten sie ein und waren in einem rauchigen, niedrigen Hinterloch, langgestreckt, kahl und feuchtkalt wie eine Waschküche. Auf rohen Bänken und verschmierten Tischen eine zahlreiche, lärmende Gesellschaft abenteuerlicher Gestalten.

Es war, als hätte sich eine Musterkollektion aller verlorenen Käuze ein Rendezvous gegeben. Binscham, bedrückt, gleichgültig, halb verhungert, kümmerte sich um nichts und niemand.

„Ich möchte essen!" brummte er.

Aber keiner hatte einen Sou, alles war in Wein verwandelt, jeder betrunken, sie schoben ihm die seltsam geformten, schiefhalsigen Bouteillen hin. Nach und nach schaute er ein wenig um sich. Schiffsheizer, Schnallentreiber, Tagediebe und Zigeuner jeder Art und Gattung. Die meisten waren Deutsche.

Mißgelaunt fragte er einen, der sich den Wein in den Hals goß, als müßte er sämtliche Flüssigkeiten der Welt an einem Tag unschädlich machen, warum er so unsinnig saufe.

Der schielte ihn gläsern an. „Das verstehst — du nicht! Ich bin krank — muß mich mal — wieder vierzehn Tage — einsperren — lassen — meine Nerven sind — schon ganz hin —"

„Das macht er immer so," sagte einer erläuternd; „wenn er unter Dach will, dann sauft er sich einen an und schlägt so lange Radau, bis ihn einer mitnimmt. Gel, Max!"

Kameradschaftlich schlug er ihm auf die Schulter.

Die Tür ging auf, ein hohlwangiger, schmächtiger Mensch, elend heruntergekommen, tappte herein: „Bon soir, meine Herren!"

Einige, die ihn nicht kannten, hielten ihn im ersten Augenblick für einen Achtgroschenjungen, wurden aber gleich belehrt und beruhigt. Es dauerte nicht lange, da ließ sich der Neuankömmling bei Binscham nieder.

„Cherchez l'homme, mein Lieber! Du gefällst mir, Kamerad! Ich suche einen Menschen!"

Binscham schob ihm die Flasche hin: „Ich nehme keine Arbeit an."

„Haha! Ich auch nicht, Freund, ich auch nicht, nie wieder. Nein, so war's nicht gemeint, ich möchte einen Menschen finden, verstehen Sie? Sie werden sich vielleicht wundern, mich hier zu sehen, was?"

„Warum?"

„Ich war Journalist. Soll ich verrecken bei dem Hungerlohn? — Was bist du?"

Binscham zuckte die Achseln.

Er hatte schon gehört, daß es unter den Zeitungsschreibern manche gibt, die in schlechtem Anzug in die Kneipen gehen, um die Konsorten, die da verkehren, zu studieren und sie dann zu beschreiben und ihre Erlebnisse zu schildern. Das wird gut bezahlt, dachte er, weil man den Leuten, die Romane lesen und die keine Ahnung vom Leben haben, leicht etwas vormachen kann. Vielleicht war das so einer?

„Was ist der Mensch eigentlich, Kamerad?" sagte der Journalist. „Kannst du mir die Frage beantworten?"

„Wenn du mich ausfragen willst, mußt du auch zahlen!" sagte Binscham.

„Was ist der Grund unseres Daseins? Warum sind wir denn überhaupt da? Wozu, weshalb, warum möchte ich wissen!“

„Was kostet der Kittel?“ fragte einer und faßte den Journalisten am Rock. Es war ein Manchesterrock, zwar noch ganz, aber leidlich schmutzig.

„Ich verkaufe doch meinen Rock nicht. Soll ich im Hemd rumlaufen!“

„Gib ihn nur her, ich bring' dir einen andern! Da sind fünf Sous auf die Hand!“

Der Journalist wurde ängstlich. Ein anderer mischte sich drein, ein schwarzbärtiger, rußverschmierter Riese: „Laß ihn stehen, sag' ich dir! Willst du einen Landsmann bescheißen? General Blücher, habe ich recht oder nicht?“

Ein schwindsüchtig blasser Mensch mit langen Locken, er sah aus wie ein Dekorationsmaler, stand auf: „Bohrmax! Laß ihn stehen!“ befahl er. „Messieurs, Kameraden! Wir wollen Brüder sein! Hier gibt es keinen Handel!“

Während er sprach, troff ihm der Speichel von den Mundwinkeln. Er trank aus, fiel auf den Tisch und schlief ein.

Der Journalist, noch nicht klüger geworden, sah auf die Uhr, und der, den sie Bohrmax nannten nahm sie ihm aus der Hand: „Was kostet die Kartoffel?“ Damit hatte er sie von der Kette genommen und stand auf. Der Journalist wollte ihn festhalten, der andere aber faßte ihn an

der Gurgel. Binscham trat dazwischen. Es gab ein Gemenge, aus dem sich die schönste Keilerei entwickeln wollte. Schon kollerten Flaschen, Bänke fielen um, alles krallte fluchend durcheinander, da hieß es: „Ruhe! Auseinander! Schluß! General Blücher spricht!“

Sofort löste sich alles. Stille trat ein.

Der Langlockige stand auf.

„Frieden und Eintracht, Kameraden! Wir sind alle Freunde und Landsmänner! Uns ist alles wurscht! Ich kann nicht mehr heim, sie können mich...! Ich hab' keinen Vater und keine Mutter und keinen Hund auf der Welt! Alles muß hin sein! Laßt uns zusammenhalten! Prost, Kinder! Es lebe der Suff und das Räuberleben!“

Alles trank, der Streit war vergessen, man bedauerte den verschütteten Wein, putzte sich gegenseitig ab, und der Schwarzbärtige riß einen Streifen von seinem Hemdärmel und verband einem die verletzte Hand. Einer brachte drei volle Flaschen für die verkaufte Uhr, und alles umarmte sich.

„Wißt ihr einen vernünftigen Platz, wo man schlafen kann?“ fragte der Journalist.

„Platz genug!“ hieß es.

Und sie übernachteten in einem leeren Güterwagen.

7. Alter Adel und neuer

Woher Binscham zuzeiten Geld hatte, darüber hat er mir nie etwas erzählt. So wenig er Anstrengungen scheute, vom Arbeiten war er nun einmal kein Freund, wahrscheinlich schon deswegen, weil Arbeiten gerade so viel einbringt, als man zum Verhungern braucht. Ich bin also, da ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, die Daseinsmöglichkeiten eines Landstreichers zu beschreiben, in diesem Punkt ganz auf meine eigenen Gedanken angewiesen, und ich denke mir: wer keine andere Wahl hat, als entweder zu hungern und zu arbeiten, oder zu hungern und nicht zu arbeiten, der müßte ein Esel sein, wenn ihm das Hungern nur bei der Arbeit mundete und nicht auch beim Nichtstun. Außerdem ist Arbeiten und Verdienen zweierlei: wer arbeitet, der braucht nichts zu verdienen, und wer verdient, der braucht nicht zu arbeiten. Daraus erkläre ich mir auch, warum alle, die Geld haben, Nichtstuer sind, und wie Binscham, der Nichtstuer, Geld haben und nach der letzten Mode gekleidet spazieren gehen kann.

Eines Tages fühlte er sich in Venedig so einsam und verlassen, wie man nur in einer fremden Stadt, in der man keine Menschenseele kennt, sein kann. Er saß am Lido und sah dem Farbenspiel der See zu. Purpur, Feuer, Blut, Orange und Gold floß durcheinander, verblich langsam in rosigem Schimmer, flackerte zitronengelb auf und schwamm in leuchtendes Violett, Olivgrün

und Azurblau über, das dunkler und kälter wurde und plötzlich grau erlosch — das Licht war hinüber.

Außer ihm saß noch ein einziger Gast auf der verlassenen Terrasse, ein Herr, der, wie er, brütend auf das Wasser blickte. Binscham wollte ihn ansprechen, in diesem Augenblick erhob sich der Mann aber, ging zwischen den Stuhlreihen durch und blieb hinter ihm stehen.

„Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, was das für ein Licht ist?" fragte er auf englisch, und als Binscham nicht antwortete, wiederholte er die Frage französisch.

„Ich bin Deutscher", sagte Binscham. „Das Licht wird ein Leuchtturm sein."

„Das dachte ich auch."

„Eben überlegte ich mir, Sie anzusprechen", sagte Binscham. „Ich habe seit vierzehn Tagen mit keinem Menschen ein Wort gewechselt."

Der Herr ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Es gibt wunderbare Zufälle", sagte er. Er war bleich und abgezehrt, sah aus, wie von einer unheilbaren Krankheit besessen.

„Gehen wir?" sagte Binscham.

„Fast möchte ich Ihnen meinen Arm anbieten!" sagte der Herr. Ein verlegenes Lächeln gab seinem kühnen Geiergesicht plötzlich eine mädchenhafte Weichheit. — „Ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben."

„Eben denke ich darüber nach," sagte Binscham, „wo ich Sie schon gesehen habe."

Sie schwiegen. Wie schüchterne Liebende, die noch nicht

den Mut haben, sich ihre Zuneigung zu gestehen, gingen sie nebeneinander her, ohne sich anzublicken. Sie fuhren nach dem Markusplatz, durchstreiften die belebten Gassen und aßen dann zu Abend.

„Sie sind Aristrokrat?" fragte der Herr.

„Meiner Denkart nach", erwiderte Binscham.

„Ich möchte wissen, was sonst noch adlig macht! Wer hat heute noch Adel?"

„Die Landstreicher!"

Der Fremde lachte. „Wenn Sie Landstreicher sind," meinte er, „dann sind Sie allerdings ein aristokratischer."

„Ich bin einer", sagte Binscham.

„So sind wir Schicksalsgefährten! Ich stehe auch außerhalb der Gesellschaft. Man nennt mich Santo, den Heiligen, will mich damit verhöhnen. Es ist heute kein Kunststück mehr, von sich reden zu machen, weil es zu viele Leute gibt, die das Selbstverständliche merkwürdig und noch dazu anstößig finden; die wenigen, die die Welt mit großem Blick betrachten, reden vor tauben Ohren oder schweigen. Die Allgemeinheit ist nichts Besonderes, das Besondere nicht allgemein, das ist logisch und einfach. Nun war aber die Allgemeinheit noch nie so wenig besonders wie heute. Die Begabten sind ungebildet und die Gebildeten nicht mehr begabt. Meine tollsten Jugendstreiche hat man mir nicht so übel vermerkt wie diese Ansicht, und meine Weltanschauung, die mich meine Standesgenossen verachten läßt, hat mir natürlich den Ruf eines schlechten, gemeinen und ent-

arteten Menschen eingetragen, der aller unmöglichen, gewagten Dinge fähig ist. Dieses Zeitalter kann nichts, als Fähigkeiten mißachten!“

„Wer das nicht glaubt,“ meinte Binscham, „der muß nach Deutschland gehen!“

„Vielleicht“, fuhr Santo fort, „ist ganz Europa auf diesem Punkte angelangt. Unser Geschlecht ist am Aussterben, eine neue Gesellschaft noch kaum im Entstehen. Der Reichtum eines Lebenskreises, der jede Natur und Idealität erkannte und zur Auswirkung brachte, in dem alles Geltung besaß, was stark war, ging dem Adel mit der Ursprünglichkeit verloren. Große, umfassende Gedanken wurden leere Phrasen, die Weite der Weltanschauung wurde Oberflächlichkeit, da die Kraft zur Erkenntnis und zum Erleben des einzelnen nicht mehr ausreichte, das Streben zum Einheitlichen führte zum Unwesentlichen, da das Wesentliche in dem sich Unterscheidenden liegt. Die anderen Volkskreise aber bildeten in der Sorge um die tägliche Notdurft ihren Intellekt zur Waffe aus, der sie die Gestaltungskraft der Seele zutrauen, wo doch der Verstand nur zum Begreifen taugt. Mit dieser Verarmung an Menschen und schöpferischen Fähigkeiten ging die Mannigfaltigkeit verloren, das Allgemeine wurde ein durchschnittliches Nichts und seine Wertschätzung zur Sittenverderbtheit. Die Eigenschaft dieser mittelmäßigen Menschen, aus ihrer Natur ein prüdes Geheimnis zu machen, weil es sich nicht lohnt, sie zu zeigen, die Angst der Gesellschaft, sich zu ‚kompro-

mittieren', bewirkte, daß man mir die Zugehörigkeit zu ihr absprach, sich meiner schämte, mich verurteilte, verleugnete, in den Bann tat. Wo die Welt mit Verstand und Gefühl nicht mehr mitkommt, oder wo sie ihre Interessen bedroht sieht, wird sie moralisch. — Kurz, ich habe mit meiner Lebensführung und Auffassung das Recht verwirkt und die Lust verloren, in den Kreisen, denen ich durch die Geburt angehöre, ernst genommen oder überhaupt beachtet zu werden. Als Glied einer reichen, alten Familie war ich wenigstens vor der beutegierigen Justiz sicher, die mit ihren psychologischen Sachverständigen alles einfängt und bestraft, was sich in diesem Jahrhundert, verspätet und gegen den Zeitgeschmack, noch zum Individuum entwickelt. Man hätte mich sonst für irrsinnig oder geistig minderwertig erklärt und unter irgendeinem Vorwande der Öffentlichkeit entzogen, nicht eines bestimmten Vergehens wegen (solche sind leicht zu konstruieren), sondern aus der geistlosen Ordnungssucht einer Obrigkeit, welche die menschliche Gesellschaft dann für vollkommen hält, wenn alle Menschen in ihren Handlungen einander so gleichen wie ein Bankier dem anderen. Einfach, weil ich auffiel, weil ich nicht war, wie andere, wie alle sind. Vor solchem Schutz schützte mich, wie gesagt, der Zufall meiner Geburtsvorrechte. Ich kann nichts tun, was man nicht anstößig findet —"

„Was liegt daran?"

„Mir nichts. Es ist eine Kraftfrage. Entweder siege ich oder die anderen."

„Da gebe ich Ihnen den Rat, sich bald zu entscheiden", meinte Binscham.

„Wenn das so einfach wäre. Aber lassen Sie mich Ihnen sagen, was ich Ihnen sagen will. Ich liebe eine Frau. Jeder Liebende sieht in seiner Erwählten eine überirdische Idealgestalt. Die Gräfin Cazalis ist schön, leidenschaftlich, von strenger Denkweise, heiter, einfach und zurückhaltend, ihre Unantastbarkeit ist über jeden Zweifel erhaben —"

„Nur langsam!" sagte Binscham ernst.

„Sie meinen natürlich, ich übertreibe!"

„Ich bewundere Ihre Denkart", sagte Binscham. „Was das Weib betrifft, so können Sie nichts Besseres tun, als es so genau als möglich kennen lernen."

„Ich kann sie näher, nie aber besser kennen lernen", sagte Santo. „Dabei ist sie nicht gerade beliebt, was darauf schließen läßt, daß ihr Charakter kein gewöhnlicher ist. Wer nach jedermanns Geschmack ist, mit dem kann es nicht weit her sein. Sie werden sehen, daß es eigentlich kein Weib gibt, das nicht trotz oder auch wegen meines schlechten Rufes Sympathie für mich empfände, mit Ausnahme einer einzigen, der Gräfin. Was nützt es mir, daß sie mich versteht und hochachtet? Wer mich liebt, der mag mich nach Herzenslust verachten. Sie sehen, wie es mit mir steht. Meine Leidenschaft ist aussichtslos, und das einzige, was ich ihr verdanke, ist mein Spottname: der Heilige. Es kommt mir so vor, als ob es in früheren Zeiten das Vorrecht einzelner gemeiner

Menschen war, über eine echte Leidenschaft Witze zu reißen, während sich heute die ganze Gesellschaft auf diese Art amüsiert."

Binscham war aufgesprungen. „Herrgott!" rief er mit geballten Fäusten, „warum machen Sie nicht Schluß mit ihr?"

„Mit wem?"

„Nehmen Sie die Dame mit zu Bett! Fertig!"

„Sie verstehen mich nicht", sagte Santo. „Eine Frau, die mir bestimmt ist, und die einem anderen gehört, wie vorzüglich paßt das zu dieser Welt, zu dem leicht erreichbaren Glück in den Armen der Leichtfertigen, zu den Huldigungen eines Dummkopfes vor einer Göttin, zu Luxus, Prunk, hoher Geburt und klingenden Namen, zur menschlichen Gesellschaft, zu ihrem seichten Ernst, ihrer heuchlerischen Sittlichkeit, ihren hohlen Vergnügungen! Wie widerlich ist dieses Dasein! Seit ich die Gräfin kenne, lebe ich in der Kneipe und gehe, was einem Menschen ähnlich sehen will, ohne einer zu sein, aus dem Wege wie der Pest."

„Jetzt kenne ich Sie!" sagte Binscham. „In der Calle Bragadin war es! Sie sind der Mann, der mir die Hand gedrückt hat —"

Santo stand auf. „Als Sie dem Schurken, der die Dame belästigte — ha! famos!" Er umarmte Binscham. „Ich sehe die Gräfin demnächst", sagte er.

„Na also!"

„Sie sind kurios“, sagte Santo. „Haben Sie nie geliebt?“

„Nein. Aber ich kann mir das Glück der Narretei gut vorstellen. So gut, daß ich zweifle, es je zu erleben.“

„Das kann man nie wissen“, sagte Santo.

Es war ein Ereignis, als Santo, der dem Gedächtnis und dem Unterhaltungsbedürfnis der leichtlebigen Welt längst entschwunden war, in Begleitung Binschams plötzlich wieder aus der Versenkung auftauchte. Sie waren Tag und Nacht zusammen, und Binscham verfolgte die Geschichte dieser Leidenschaft, wie einer den Verlauf einer Krankheit beobachtet, die auch ihn jeden Tag überfallen kann. In der ersten Zeit ihres Zusammenseins war Santo wie ausgewechselt. Wie ein verlöschendes Feuer unter einem Windstoß lichterloh aufflammt, lebte er auf, war fröhlich, übermütig und zu tollen Streichen aufgelegt, und wie der Lungenkranke an seinem Todestag sich plötzlich frisch und kräftig fühlt und sein Lager verlassen, spazieren gehen, essen, trinken und tanzen will, so nahm Santo wieder Anteil am öffentlichen Leben, dachte an Unternehmungen und Reisen und griff nach langer Zeit wieder zu seinen Büchern. Er besaß eine mit erlesenem Geschmack ausgewählte Sammlung der schönsten Dichtungen und las manchmal etwas vor, wozu dann Binscham die fürchterlichsten Witze machte.

Als Santo eines Tages eine Liebeserzählung aus

Tausend und eine Nacht vorlas, unterbrach er sich plötzlich und legte das Buch weg.

„Jetzt ist der Teufel wieder los!“ dachte Binscham.

Santo schämte sich, dem Binscham seinen Kummer verraten zu haben, den er hüten wollte wie ein Eifersüchtiger sein Glück, aber er nahm sich zusammen. Bescheiden, ernst und ruhig spielte er den erloschenen Vulkan, den Rekonvaleszenten eines überwundenen Wahnsinns, zeigte sich selten, schlich teilnahmslos herum und lachte zu Binschams Scherzen wie geistesabwesend. Bei Tisch wurde ihm regelmäßig übel, der Geruch der Speisen widerstand ihm.

Sein Vater versuchte ihn aufzurütteln. „Mache ich dir das Leben nicht zu einem Fest!“ sagte er. „Hast du nicht alles, was dein Herz verlangt?“

„Mein Leben ist ein Hundeleben,“ sagte Santo, „und was mein Herz verlangt — —“ Er schwieg und lachte sein rätselhaftes Lachen.

„Cazalis gibt ein Maskenfest“, sagte der Graf. „Sie haben zwei Kostüme geschickt, einen Mönch und einen altvenezianischen Edelmann. Versprich mir, hinzugehen!“

„Meinetwegen,“ sagte Santo. „Mein Freund wird mich unterhalten, wenn die Langeweile zu fürchterlich wird.“

Sie probierten die Kostüme, und Santo fand, daß die Mönchskutte Binscham am besten kleide.

„Sie war mir zugedacht,“ sagte er, „wie ich die Gräfin

kenne, und das prachtvolle Kleid Ihnen. Sie möchte Sie darin sehen!"

„Mich?" erwiderte Binscham, „das ist nicht gut möglich! Sie wissen, wie ich mich aufgeführt habe. Ich kann unmöglich mitgehen."

Binscham hatte die Gräfin ein einzigesmal gesehen und sich gegen sie so beleidigend betragen, daß er nicht wagen durfte, ihr unter die Augen zu kommen. Er hatte zu rasch getrunken und war so übermütig geworden, daß er sie beim Weggehen wie eine Köchin am Kinn faßte und sie fragte, wann sie sich wiedersehen würden. Die Gräfin war bleich und keines Wortes mächtig, zurückgeprallt. Aber weder Santo noch sonst jemand hatte den Vorfall bemerkt.

„Sie werden mich nicht im Stiche lassen, hoffe ich", sagte Santo. „Wegen Ihrer kleinen Ungeschicklichkeit von neulich müssen Sie sich keine Sorge machen. Ein Freund des verrückten Santo kann es sich erlauben, in der ersten Gesellschaft Venedigs betrunken zu sein, so oft es ihm gefällt. Übrigens erkennt uns niemand, und wenn wir wollen, können wir vor der Demaskierung nach Hause gehen."

Mit einer malerischen Bewegung trat er vor den Spiegel. Er gefiel sich in den blau- und gelbseidenen Lappen, vergaß darüber ganz seine Rolle als Melancholiker. Mit Grauen stellte er sich vor, wie sein schöner, abgehärmter Totenkopf in einer Mönchskapuze aussehen würde.

Das Fest war in einer Villa der Cazalis. Sie legten mit ihrer Gondel in dem Augenblick an, als der Graf mit seiner Gemahlin ausstieg. Sie trug ein brokatnes Kleid und sah, das Visier ausgenommen, eigentlich nicht wie eine Maske aus. Ein Windstoß, der ein Gewitter ankündigte, schwemmte die Wellen über die Stufen in den Eingang hinein. Der Graf stand schon oben und schalt einen Bedienten, warum er nicht für ordentliche Laternen sorge, die am Auslöschen waren, als die Gräfin auf dem nassen Teppich ausglitt und Santo eben noch hinspringen und sie halten konnte. Der Graf dankte ihm, dem ewigen Anbeter, der zu jeder Sekunde wie aus dem Boden gestampft da war, wenn sie ein Taschentuch fallen ließ oder eine Haarnadel verlor, mit einem höhnischen Lächeln.

Santo hätte den Vorfall gerne als ein gutes Vorzeichen ausgelegt, aber der Gefühlsüberschwang, der ihn zu solchen Gedanken bewegte, erschien ihm lächerlich im Vergleich zu seiner Hoffnungslosigkeit. „Vielleicht veranstaltet er das Fest nur aus Eifersucht auf mich?“ dachte er. Es überkam ihn kein Hauch der dröhnenden Belustigung. Er war ein Ausgestoßener, ein Aussätziger in einer Versammlung geschwätzig glücklicher Papageien. Jede der Schönen, angezogen von seinem Prachtkleid, wich zurück vor seiner Unbeweglichkeit.

Gegen Mitternacht prasselte das Gewitter nieder und jagte die tolle Gesellschaft aus dem Garten ins Haus wie einen Schwarm Schmetterlinge, die um ihre Seiden-

flitter fürchten. Vor einer Seitentür ins Gedränge geraten, sah Santo den Binscham, der, als ein richtiger Mönch, an jedem Arm eine Dame führte, keine davon freigeben wollte und den Eingang versperrte, bis das Gedränge sie hineinwirbelte. Santo wurde mit hineingerissen, aber die schwüle Sommernacht, in den Saal gesperrt und mit Parfümwolken geschwängert, trieb ihn wieder hinaus, dem frischen Geruch von Laub und Regen entgegen. Überhitzt, gefühllos, gleichgültig ließ er sich naßregnen bis auf die Haut, schlich zähneklappernd wieder hinein. Verwundert sah man ihm nach und seinen nassen Fußspuren. — Was war das? Er traute seinen Augen nicht: die Gräfin hielt sich mit Aufmerksamkeit in seiner Nähe, sie folgte ihm. Auf einmal riß sie ihn heftig am Arm herum. Er stellte sich, als nehme er es für einen Irrtum, einen Maskenscherz.

„Sie sind durchnäßt, mein Lieber", sagte sie und legte die feucht gewordene Hand an ihre Stirne. „Kommen Sie, Sie erkälten sich!"

Santo lag schon ein Witz auf der Zunge, mit dem er sich für ihre Sorge, die ihm ein wenig verspätet vorkam, bitter bedanken wollte. Aber er nahm sich vor, nichts zu sagen, was auch kommen sollte, folgte ihr in ein Zimmer, breitete den Rock über den Stuhl am Kamin und warf sein Visier ins Feuer. Die Gräfin ließ ihre Überraschung nicht im geringsten merken, als sie statt Binschams Gesicht seines sah. Sie leistete dem Schweigsamen mit herzhaftem Lachen Gesellschaft, half ihm das getrocknete Kleid

wieder anziehen, den Degen gürten, und zog ihn am Arm in den Saal, in einem Augenblick, als der Graf unter der Tür stand und die Szene mit ansah. Er tauschte einen Blick mit ihr, sie ahnte seinen Verdacht, war froh, ihren trübseligen Freund los zu werden, und ließ ihn stehen. Der Graf mißdeutete den Vorgang abermals und ließ sich in eine Unterhaltung mit Santo ein. — „Wo haben Sie sich so lange versteckt?" Er erzählte, daß er durchnäßt war und sich mit der Gräfin ans Feuer gesetzt habe. Darauf drehte der Graf sich auf dem Absatz um und ging weg, ohne ein Wort zu sagen.

Bald darauf sah man ihn Arm in Arm mit Binscham an einem Tisch. Sie tranken unmäßig, spielten, sangen ungehörige Lieder und vollbrachten ein wüstes Geschrei. Der Graf schrie: „Ich will mein Vermögen verspielen! Brauche den Plunder nicht mehr!" Wer ihn kannte, wunderte sich nicht wenig über diese unerhörte Aufführung. Viele verließen den Saal. Die Gräfin saß teilnahmslos in einem dunklen Winkel. Ihre geheime Aufmerksamkeit galt dem Tisch, an dem der Graf schrie und so tolle Kindereien anstellte, daß sie sich schämte.

Wenn Binscham sein Glas hob, glitt sein weiter Ärmel zurück, und man sah auf seinem Unterarm einen tätowierten Anker, worüber die Umstehenden sich entsetzten. Seine Trunkenheit war nicht echt, er tat nur so, als hätte er für jeden Unsinn mehr Liebe, Zeit und Aufmerksamkeit übrig, als für das, was ihm auf diesem Fest allein wert war, eine Hand zu rühren. Er nahm die Kreide, als

Cazalis sich nach einer Karte bückte, und schrieb auf seinen Rücken „Narr!“, zum Gelächter der meisten, aber auch zum Schrecken einiger Zuschauer. Dabei entfiel ihm die Kreide. Santo, der seine Ausgelassenheit bewunderte, hob sie auf und warf sie auf den Tisch, traf aber in das Glas des Grafen, der eben danach langte. Er sah sich um und fragte ihn mit unangenehmem Lachen, ob die Kreide vergiftet sei. „Dann würde ich das Glas austrinken“, sagte Santo.

Dann sah man den Grafen nicht mehr. Kaum war aber von ihm die Rede, da stand er schon wieder da. Er mußte gehört haben, wie einer sagte: „Er bürstet sich den Rücken ab, es hilft aber nichts mehr“, denn er lachte so fürchterlich, daß es gegen das Lachen am Tisch klang wie Donner unter Vogelzwitschern. Man wunderte sich über nichts mehr, nahm alles für Scherz und Trunkenheit, obgleich er nüchtern war wie ein Bergquell. Cazalis lief durch den Saal, trat der Gräfin, die ihm entgegenhuschte, die Schleppe ab, und sprang auf einen vollbesetzten Tisch in der Mitte. Die Musik brach auf sein Zeichen ab und man hörte ihn sagen: „Meine Damen und Herren! Ich lasse, wenn es Ihnen recht ist, die Fenster und Türen öffnen und frische Luft herein. Es ist mir zu schwül hier!“ Er schlug sich schauspielerhaft mit der Faust auf die Brust und alles lachte. „Zugleich lasse ich die Kerzen löschen; mag dann jeder machen, was er will und für gut hält, ich mache es auch so.“

Die hohen Fenster sprangen auf, ein Windstoß fuhr

in den Saal, stäubte Regen herein und schlug einen der Flügel an die Wand, daß die Scherben herabklirrten, die Kerzen waren ausgelöscht, ehe man noch sah, durch wen und wie, und auf den unsinnigen Jubel, der den Worten des Grafen gefolgt war, blieb es einige Sekunden lang still, bis ein fürchterlicher Katzenschrei jeden zusammenfahren ließ. Darauf hörte man ein Seufzen und einen Stuhl umfallen. In diesem Augenblick drückte jemand Vinscham einen Zettel in die Hand.

Ein Diener sprang ins Treppenhaus und riß einen Leuchter von der Wand. Unter der Tür wäre er fast mit Cazalis zusammengeprallt, der langsam, nachdenklich hinausging und mit dem Taschentuch an seinem Rock wischte.

Vinscham besah seinen Zettel. Er enthielt eine Grundrißskizze, auf der eine Tür mit einem Pfeil bezeichnet war. Langsam, und in dem erregten Durcheinander unbeachtet, ging er hinaus.

Um den ermordeten Santo drängten sich mehr Frauen, als Fliegen auf einem Zuckerbrot sitzen. Er lag unter Teppichen, Tüchern, Fächern und Blumen wie begraben. Ein Glück, daß er schon tot war, er wäre sonst noch erstickt oder hätte sich zu Tode geärgert über so viel Huldigung. Denn die, um die allein er sich gekümmert, sie allein kümmerte sich nicht um ihn. Sie lief, das abgerissene Kleid in den Arm gepreßt, lautlos wie eine Maus über den Korridor und verschwand in einem schwarz gähnen-

den Loch. Ein Arm griff aus dem Dunkel und zog leise, behutsam die Tür zu. —

Der Graf ließ sich kurz nach diesem Ball scheiden. Auf die Frage der Richter, ob er seine furchtbare Mordtat bereue, sagte er: „Doch! Ich bin unglücklich, halbe Arbeit getan zu haben. Den Hauptschurken habe ich laufen lassen." — Trotzdem verurteilten sie ihn nur zu einer entsprechenden Geldstrafe, ob aus Rücksicht auf sein Ansehen, seinen Reichtum und Namen oder warum sonst, das weiß man nicht so genau.

8. Gastspiel

In einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Sevilla setzte sich Binscham auf die Stufen einer Kirche. Von Zeit zu Zeit ging er an den Springbrunnen, der auf dem kleinen, stillen Platz plätscherte, trank und steckte den Kopf bis zum Hals in das lauwarme Wasser. Dann setzte er sich wieder hin, hielt es aber nicht lange in der Sonne aus, die ihm senkrecht auf den Kopf brannte. Er kauerte sich hinter einer Säule in den Schatten und schlief ein.

Am späten Nachmittag erwachte er. Müde, hungrig, steif und zerschlagen und unzufrieden mit seinem schläfrigen Herumliegen schleppte er sich an den Häusern entlang, von deren dürren Wänden die Hitze strahlte wie

aus einem Backofen. Bei einem Obststand kaufte er sich für seinen ganzen Reichtum, einige Kupfermünzen, ein Pfund Trauben. Ein Stück Brot, hart und ausgetrocknet, hatte er noch in der Tasche.

Auf einem Hügel außerhalb der Ortschaft, über den ein leiser Luftzug strich, zog er seine Schuhe aus und streckte sich, so lang er war, in das verdorrte Gras. Die Düte mit den Trauben und das Brot legte er neben sich. Er war noch müder als hungrig.

Plötzlich hörte er reden, er schlug die Augen auf und sah drei Bauernburschen, die ihn grüßten und sich zu ihm setzten. Sie betrachteten seine zerfetzten Schuhe und meinten, er müsse weit gewandert sein. Binscham war froh, daß sich jemand für ihn interessierte. In solchen verlassenen Zeiten, wenn ihn niemand anblickte, außer Gendarmen und Grenzwächtern oder alten Weibern, die vielleicht fürchteten, er könnte ihnen etwas nehmen, das sie nicht mehr besaßen, war er nahe daran, sich mit Hunden und Katzen in eine Unterhaltung einzulassen. Dankbar, daß er mit Menschen ein Wort sprechen durfte, wenn auch nur ein halbes, denn mehr Spanisch konnte er nicht, nannte er unglaubwürdige Kilometerzahlen, bezeichnete mit Gesten und spanischen Flüchen die Strecken, die er gegangen war, und die Fürchterlichkeit der Hitze, die schlecht zu seinem Hunger und Durst paßte. Und da dies Dinge waren, die zu verstehen man kein Gelehrter zu sein braucht, so unterhielten sie sich prächtig.

Die drei Männer gingen wieder und verschwanden so

lautlos, wie sie gekommen waren, und Binscham legte sich wieder hin, aber in demselben Augenblick standen sie schon wieder da. Sie schütteten grüne Feigen, Orangen, Granatäpfel und andere Früchte, die Binscham nicht kannte, ins Gras und einer legte eine Weintraube am Zweig vor ihn hin, die nicht kleiner war als die, welche die Kundschafter Moses auf den Schultern aus Kanaan geschleppt haben. Der Düte mit den verstaubten und zerquetschten Trauben gab er einen Tritt, daß sie in weitem Bogen davonflog. Dann brachten sie noch eine Büchse Sardinen, ein Stück Kuchen und eine bauchige Flasche Wein zum Vorschein. Binscham fragte, woher sie diese Herrlichkeiten so schnell gezaubert hätten, worauf sie ihm ein Landhaus zeigten, das unter Bäumen versteckt lag, ihn unterm Arm faßten und im Triumph hinführten. Er verbrachte einen lustigen Abend mit ihnen, spielte Mandoline und Gitarre, sang und trank, schob Kegel und tanzte zum Tamburin wie eine andalusische Kurtisane. Die drei Männer schworen, ihn unter einem halben Jahr nicht fortzulassen.

Gegen Morgen ging Binscham, erhitzt und benebelt, vor die Tür, und die mondhelle Nacht unter dem lichten Himmel, ihre Stille und Frische war ihm wie ein Bad. Er ging fort, in dem Gedanken, zu gehen, solange es kühl blieb, und während der unbarmherzigsten Hitze irgendwo im Schatten zu schlafen.

9. Fräulein von S.

Manche Dichter, besonders unter den alten, schreiben ihre Phantasien, Gedanken und Erfindungen einem alten Manuskript zu, das sie vorgeben, irgendwo ausgegraben zu haben. Auch nur ein Einfall, der andeuten will, daß nur ein ganz unbedeutender Dichter alles aus sich selbst haben kann. Und außerdem lenkt er die ungemeine Wißbegierde der Leserschaft von der bescheidenen Person des Autors ab. Das Publikum läßt sich aber so leicht nicht irreführen. Es identifiziert den Helden einfach mit der Person des Verfassers, und nur, wenn jener allzu schwer verständlich oder zu edel ist, dann hält es sich an die unmoralischste Figur des Buches, um auf diese Weise wenigstens irgendeine Erklärung für das seltsame Privatleben des Dichters zu finden.

Geist zu haben und von ihm abzulenken ist zwar gescheiter, als keinen haben und auf ihn hinweisen, aber heutzutage, wo die Bildung der Menschheit um manches Jahrhundert fortgeschritten ist, ist kein Grund mehr zu solchem und ähnlichem Versteckspiel mit seiner Begabung. War in früheren Zeiten die Menschheit noch so zurückgeblieben, daß ein bedeutender Schriftsteller wie ein Montblanc über die Menge der durchschnittlichen Zeitgenossen und Mitmenschen hinausragte, so fällt er heute nicht im geringsten mehr auf, wenn er über die Straße geht und in der Trambahn sitzt. Ich sehe darum keinen Anlaß, zu verschweigen, daß ich dieses Buch ohne jegliche

Zuhilfenahme fremder Papiere und Bücher schreibe, wobei mir meine persönliche Bekanntschaft mit Binscham allerdings sehr zustatten kommt. Ich brauche weiter nichts zu tun, als niederzuschreiben, was er — viel besser, als ich es kann — mir und anderen erzählt hat. Ich bin recht froh, daß ich, nachdem die Sache so liegt, der schwierigen Kunst, es allen recht zu machen, enthoben bin. Denn ich kann nichts anderes tun, als einfach alles aufschreiben, was ich von ihm weiß und was ohnehin nicht viel ist. Was dem und jenem nicht gefällt und die sonstigen Vorzüge, die das Buch hat, ändert der Leser sowieso während des Lesens nach seinem individuellen Gefallen von selbst ab, so daß mir die fast übermenschliche Aufgabe, jeden Geschmack genau zu erraten, Gott sei Dank erlassen bleibt.

Vor Jahren ging ich in München an einem Julinachmittag durch die Leopoldstraße, als ich einen elegant gekleideten Menschen sah, der mir irgendwie bekannt vorkam, mich seltsam unwiderstehlich anzog.

Sollte es —?

Ich ging auf den Mann zu: „Entschuldigung, irre ich mich, oder —?"

Er war es! Ich erinnerte mich in diesem Augenblick meiner letzten Begegnung mit Binscham. Drei Jahre vorher, auch in der Leopoldstraße, fast an derselben Stelle wie dieses Mal, war er, ein unrasiertes, rußiges Ungetüm in blauer Arbeitermontur, an mir vorbei und ich ihm nachgerannt. Er kennt und sieht seine Bekannten nie.

Binscham drückte mir unhöflich kräftig die Hand.

Er hat eine Art von Herzlichkeit, dachte ich, die man lange spürt.

Mit ihm sich zu unterhalten ist ein Kunststück für sich. Erstens sagt er überhaupt nichts, und wenn er redet, dann Rätsel, hingeworfene Brocken, Witze, melancholische Seufzer oder heftige Ausbrüche, die einem wohl erschrecken können, aus dem allen aber der Teufel klug wird. Er scheint anzunehmen, daß jeder die geheimsten Gedanken des anderen kennt.

Wir schritten schweigsam nebeneinander her. Aber gänzlich beherrschen konnte ich mich doch nicht, und wenn er mir den Schädel eingeschlagen hätte. Ich fragte ganz nebenbei, in gleichgültigem Tone, wo er herkomme.

„Von London“, sagte er.

„Und wo geht die Reise hin?“

„Nach Rom. Um fünf Uhr geht der Zug.“

„Zeit genug!“ sagte ich.

Es war halb vier Uhr. Eine knappe Stunde lang, die an seiner Seite zu einer Minute zusammenschmolz, sollte mir dieser Festtag dauern! Was tun, wie es anstellen, den Menschen festzuhalten? Ich hatte ihn jahrelang nicht gesehen, würde ihn wieder jahrelang nicht, vielleicht überhaupt nie wieder sehen.

„Du warst lange fort“, sagte ich.

„Ich weiß schon, was kommt.“

„Einen Tag nur!“ bat ich und legte meine Hand auf seinen Arm.

„Hm!“

Das hieß wohl ungefähr: wozu der ewige Aufenthalt? Das Leben besteht sowieso nur aus Verzögerungen.

„Begleite mich noch ein Stück ins Kaffeehaus," fuhr ich fort, „ich erwarte ein Fräulein von S. Die Dame studiert Malerei, zum Zeitvertreib. Eine der Frauen, die einen besseren Mann verdienten, als sie finden, und die darum keinen finden wird."

„Heutzutage genügt es, ein Mann zu sein, um schon ein Ausnahmegeschöpf zu sein", meinte er.

Er wurde unruhig, stand auf, als wollte er fortgehen, setzte sich wieder, stützte den Kopf in die Fäuste starrte vor sich hin, sah wieder auf die Uhr und packte mich an der Schulter. Ich fragte ihn, was er habe, und er lachte mich an wie ein kleines Mädchen, das ein neues Kleid bekommt. Sein Gesicht glühte, seine Augen sprühten ein seltsames Feuer, er ergriff sein Bierglas und zerdrückte es.

„Einmal wenn es möglich wäre!" murmelte er und blickte mich an, als wollte er mich erdolchen.

Was meinte er wohl damit? Ich grübelte hin und her und glaubte den Sinn dieses Ausrufes erraten zu haben, wenn ich ihn in Zusammenhang brachte mit meiner Bemerkung von den Frauen, die keinen rechten Mann finden.

„Ich muß fort aus Europa," sagte Binscham, „hier fällt man auf, wenn man aus sich herausgeht, und wird eingesperrt. Ich hab genug von euch. Eine verstaubte Palme auf einem Platz in einem italienischen Städtchen,

die in der Sonne zwischen Pflastersteinen, Plakatsäulen und Benzingestank verdurstet, zeigt mir den Verfall des Abendlandes. Es ist ein Krankenhaus, das ein Geschlecht von Schwächlingen, Krüppeln und Geisteskranken aufzieht und sorgsam am Leben erhält, statt auszusondern und die Untauglichen mit Petroleum zu begießen und zu verbrennen, wenn sie nicht von selbst kaputt gehen wollen. Es ist auch viel zu klein! Erstens für die vielen Menschen und dann durch die Verkehrsmittel. Wo keine großen Entfernungen mehr sind, kann es weder große Gedanken noch Taten geben. Seine Pflanzen sind verkommen wie seine Menschheit. Ein Wasser, das in Afrika eine Regenrinne ist, nennen sie hier einen Strom. Kein Wunder, daß sie eine Blase, die aus einem verfallenen Gehirn aufsteigt, für einen Gedanken halten. Was für ein Erdteil, wo selbst die Tiere bekleidet sind! Wo alles Nackte, Echte und Starke für polizeiwidrig erklärt wird und alles Falsche, Schwindelhafte und Verkommene den Schutz der Gesetze genießt! Wo man sich gegen Gefahren versichern läßt, um aus dem Schicksal noch Kapital zu schlagen, und wo es nur einen einzigen Lebensinhalt gibt: Geld, Geld und wieder Geld! Diese Luft, die stinkt wie der Atem eines Sterbenden! Ich muß fort. Hier riecht es. In diesem Erdteil wird nicht gelüftet."

Ich wandte ein: „Wo kämen wir hin, wenn wir alle so dächten! Ist der Geist nicht unabhängig von seiner Umgebung? Hindert mich dieses rauchige Kaffeehaus vielleicht, zu denken, wie ich denke?"

„Dann lebst du in Zeiten vor oder nach uns, in unbekannten Fernen, die einmal waren oder erst kommen werden. Aber die Allgemeinheit lebt im Alltag."

„Was kümmert sie dich?"

„Mich nichts. Ich lebe allein und nirgends. Aber wer mit ihr zusammenhängen muß, findet keinen Widerhall. Er muß zum Sonderling oder Verbrecher werden. — Aber du mußt die Sache nicht so wichtig nehmen!" lachte er, als er mich niedergeschlagen sah.

In diesem Augenblick erschien Fräulein von S. Als ich ihr Binscham vorstellte, wurde sie fahl wie eine Leiche, überwand aber ihren Ohnmachtsanfall mit bewunderswerter Beherrschung. Auch er war ein wenig blaß geworden. Sein Ernst hatte etwas Furchtbares, bis er ein Gespräch über die Sitten und Charaktere der verschiedenen Rassen Europas begann, deren Eigentümlichkeiten und Unterschiede nach seiner Meinung immer geringer werden, und in dessen Verlauf seine Verschlossenheit einer heiteren Unbefangenheit wich. Bei seinen Witzen mußten wir uns vor Lachen am Stuhl festhalten. Ich bemerkte, daß die Hand der jungen Dame zitterte, wenn sie die Tasse hielt. Plötzlich sagte Binscham: „Ich möchte heute tanzen. Haben Sie Lust, Fräulein?" — Sie hatte zu allem Lust, was er wollte, und wenn er sie aufgefordert hätte, mit ihm auf einem Besenstiel in die Hölle zu reiten, doch sah sie sich mir gegenüber zur Zurückhaltung gezwungen. Ich aber hatte hier nichts verloren.

„Aber natürlich, Fräulein von S.," ermunterte ich sie,

„ich bedaure nur, daß ich nicht dabei sein kann. Ausgerechnet heute abend muß ich diese Sitzung im Künstlerbund haben, der ich unmöglich fernbleiben kann."

Und auf die Uhr blickend, sah ich, daß ich mich bereits verspätet hatte, und empfahl mich, nicht ohne Binscham meinen Hausschlüssel in die Hand zu drücken. Das war noch eine alte Gewohnheit von früher her. Treffpunkte mit ihm zu verabreden, war zwecklos, mit ihm war nie zu rechnen. Er verschwand jeder Verabredung entgegen auf Nimmerwiedersehen und mit noch so vielen fremden Hausschlüsseln in der Tasche. Aber ich hoffte, daß dieser freundschaftliche Talisman ihn vielleicht doch an mich erinnern würde.

Meine Sitzung hielt ich in Gesellschaft einer Flasche Wein und einer guten Zigarre im Winkel einer Kneipe ab, die ich seit Jahren nicht mehr besucht hatte, und meine Tages- oder Nachtordnung war die träumerische Erinnerung an die Tage und Nächte, in denen Binscham, ich und andere lustige Leute in solchen Spelunken das Unterste zu oberst gekehrt hatten. Melodien, Gesichter und Erleuchtungen aus dieser Zeit umgaben mich, und ich schenkte nach und nach alles hin für das wunderbare, schmerzhafte Gefühl einer verlorenen Glückseligkeit, die wiederzufinden der Rausch mir einredete: meine mühsam errungene Existenz, meinen guten Namen, auf den ich im geheimen sowieso pfiff, und meinen Traum von Haus, Weib und Kind, für den mehr Aussicht bestand, Traum zu bleiben, als Wirklichkeit zu werden. Ich trank den Weibern zu

und sagte, sie sollten ihre Schimpansen laufen lassen und mit mir und Binscham nach Hinterindien fahren. Aber der Name Binscham klang diesen Ohren nichtssagender und unsinniger, als wenn ich einen Stern genannt hätte, der von den Astronomen erst entdeckt werden muß. Sie hielten ihn vielleicht für den Namen eines Trödlers, mit dem sie noch kein Geschäft gemacht hatten. In meinem Rausch warf ich mit Wortbildungen um mich, die die Literaturhistoriker sehr verwerflich finden würden, beleidigte alle Anwesenden, nannte sie spaßlose Spaßvögel, denen die Freude fehlt wie einem schmutzigen Wintertag die Sonne, vertrocknete Larven, auf denen das Lachen erfror, als sie geboren wurden, Grünschnäbel, die nach dem Schutzmann brüllen, wenn sie einen anständigen Menschen sehen, saure Heringe, Mißgeburten, Epileptiker, Hornochsen, Hackstöcke, Gips-, Hohl- und Quatschköpfe, Kaffern, Globetrottel, Stiefelputzer, Schneeschaufler, Gimpel, Affen, Laffen und Käshirne. Zuletzt müssen mich diese Embryos aus dem Lokal entfernt haben. Ich entdeckte am nächsten Tage Löcher in meinen Hosen, Ellbogen und Schienbeinen, die nur von einem gewaltsamen Fall auf die Erde herrühren konnten.

Als ich erwachte, lag Binscham neben mir im Bett, der Sitte alter Zeiten gemäß, in denen gute Kameraden freundschaftlich beisammen schliefen. Ich sah mich in diese Zeit schöner, naiver Sitten zurückversetzt, gab mich diesem Gefühl träumend hin und schlug die Augen auf: kein Binscham war zu sehen! Ich hatte geträumt. Sofort

erhob ich mich, suchte meine Kleidungsstücke zusammen, die im Zimmer verstreut lagen, wie auf dem Schlachtfeld Arme, Beine, Rümpfe und Köpfe, Waffen und Kleiderfetzen vom Granathagel durcheinandergefegt herumliegen. Ich erinnerte mich meiner leichtsinnigen Ausschweifung, die mich zwang, wieder lange Zeit zurückgezogen und sparsam zu leben. Im Briefkasten fand ich eine Rechnung des Wirtes über die von mir zerschlagenen Gläser und im Rausch angestellten Beschädigungen, und meine Absicht, mit oder ohne Binscham auf Reisen zu gehen und alle Lust zum Abenteuerleben war mir vergangen. Wie hatte ich auch auf den Gedanken kommen können, mit meinen bleiernen Alltagssorgen und unbezahlten Schneiderrechnungen mich dem heimatlosen Menschen an die flüchtigen Fersen zu hängen! Er hätte mich abgeschüttelt wie den Staub von seinen zerschlissenen Schuhen.

Niedergeschlagen betrat ich die Straße. Die Sonne stand verschleiert am Himmel und ließ alles wie in blendendem Nebel verwischt erscheinen, meine Schritte waren lautlos, das Rollen der Fuhrwerke, die Geräusche der Straße, die Rufe der spielenden Kinder gedämpft und ferne gerückt. War der Tag so seltsam verhüllt oder war es mein Kopf, den die Weinschwaden noch bedeckten wie Wolken die Berggipfel?

Auf einer Bank vor einer halb verbauten Wiese setzte ich mich nieder. Ich hätte Binscham gerne noch gesehen, ich brauchte ihn, ihm mein verunglücktes Abenteuer zu erzählen und aus seinem übermütigen Lachen Trost und

Aufrichtung zu empfangen. Ich wollte selbst lachen können, wozu ich sonst wenig Anlaß fand, mich in seiner Nähe von meinem gewöhnlichen Umgang erholen, und nicht zuletzt meine Sammlung seiner Erlebnisse durch Beiträge aus seinem eigenen Munde vermehrt haben, da ich nur die wenigsten kannte. Aber ich nährte nicht die geringste Hoffnung; dieser Ausreißer war abgereist. Was lag ihm an mir!

„Wie war es mit Fräulein von . . .?" würde ich ihn gefragt haben, und ich sah ihn mit einer wegwerfenden Handbewegung antworten.

„Fatal! Traurig —" hätte er vielleicht gesagt.

„Wieso?"

„Immer dasselbe."

„Ich sehe, daß schon alles wieder vorüber ist?"

„Nein," sagte er, „ich habe ihrem alten Adel noch einen Tag Gnadenfrist gegeben."

Aber mir verging das Lachen über diesen Witz, als ich eine sonderbare Trauer in seinem Blick sah, worauf er sich abwandte und eine Tingeltangelmelodie, die man in diesen Tagen überall hörte, vor sich hin pfiff.

Plötzlich schreckte ich aus meiner Träumerei auf. Eine Dame trat auf mich zu, Fräulein von S.

„Ich dachte doch, daß Sie es wären!" sagte sie munter. „Sie nehmen wohl ein Sonnenbad hier. Darf ich mich zu Ihnen setzen?"

„Ich bin recht froh," sagte ich, „wenn Sie mir Gesellschaft leisten. Ich fühle mich so verlassen und einsam.

Sehen Sie, wie sonderbar verschleiert dieser Tag ist! So muß es sein, wenn eine Welt untergeht, wenn alles Strahlende, Helle, Blanke sich langsam verdüstert, umzieht, umwölkt —“

Ich unterbrach mich plötzlich, wie durch Schweigen gestört. Fräulein von S. saß zusammengesunken neben mir, die Hände vors Gesicht geschlagen, zitternd wie der Strauch im Moor, den der kühle Nachtwind streift.

10. Das Gartenhaus

Einmal fand Binscham auf dieser dürftigen Erde, die er bewanderte, den Eingang zum Himmel, und dieser Eingang waren zwei Augen. Sie öffneten sich ihm, ohne daß er anklopfte, und er ging durch sie ein in Helligkeit und paradiesische Luft, in der er zum sanften Kinde wurde, seinem Witz Schweigen gebot, seine tollen Redensarten vergaß und sich schämte, daß er arm war. Er konnte nur sich verschenken, und an diesem Geschenk fehlten einige unscheinbare Kleinigkeiten. Es waren keine prächtigen Kleider dabei, um die Braut zu schmücken, noch Juwelen, Uhren, Ketten, Ringe, Broschen, Armbänder und Kassetten; es war kein Schloß vorhanden, kein Saal mit Teppichen und Gemälden, kein Schlafgemach mit schweren Vorhängen, federleichten Kissen, Spiegeln und

Parfümgläschen, kein Bad mit heißem und kaltem Wasser, das aus silbernen Hähnen in das Marmorbecken sprudelt, mit Bürsten, weichen Tüchern, Seifen und Essenzen, kein Kaminfeuer, vor dem man am Winterabend schweigsam in der Dämmerung sitzt und den Schrei der Krähen von draußen hört, keine Küche mit hurtigen, erhitzten Mägden, die kochen, braten, quirlen, backen, zuckern und würzen, kein Keller mit alten Weinen und gefüllten Eisschränken, keine Dienerschaft, der man klingelt, keine Weiber, die fegen, abstauben, lüften, klopfen, schroppen, scheuern, waschen und bügeln, kein Heuboden und keine Hafertruhen, kein Stall mit unruhigen Pferden, in derem blanken Fell der Knecht sich spiegelt, wenn er den Schnurrbart aufdreht, kein gewichstes Riemen- und Sattelzeug und keine lackierten Wagen mit vernickelten Laternen, kein Park mit hohen Mauern, über die die alten Bäume neugierig ins Freie blicken, mit schmalen Wegen zwischen hohem Gras, die der Gärtner von Laub säubert, und mit einem schläfrigen Teich, auf dem Sumpfblumen stehen und in der Mittagshitze die Wasserjungfern schwirren, und wo die Fische vor dem leisen Schritt der Spaziergänger unter die buschigen Ufer schießen. Es war aber auch kein Bauernhaus da, in dem Zimmer und Kammern klein sind wie in der Puppenküche, wo die Leintücher grob, aber schneeweiß und schwer sind, vor dem die Hühner im sommerlichen Staub scharren, wo die Morgensonne auf den blanken Tisch fällt, wenn der Kaffee aus der Kanne raucht, wo nebenan die Kuh muht

und zur Magd sagt: Gib mir was, da draußen wächst es in der Sonne! und wo an der Südseite ein kleiner Garten lehnt mit schiefem Zaun und scheckigen Blumen, die mit den Bienen liebäugeln. Es war aber auch kein Hotelzimmer da, in dem Luxus und geschäftige Angestellte für Behaglichkeit sorgen, noch ein kleines Zimmer in einem Hinterhause der Großstadt, das auch schön sein kann, wenn am Morgen das Fensterblech von der Sonne heiß ist und der Kanarienvogel den Sonntag besingt.

Nichts war da, gar nichts. Binscham wohnte im Asyl für Obdachlose, in dem man zwölf Tage schlafen darf, zehn Tage im Bett und zwei Tage auf der Matratze.

Aber er besaß immer noch viel von dem, das allen gehört und keinem. Der weite Himmel, an dem hell und düster, heiß und kalt, Tag und Nacht und rauh und zart wechseln, war sein Abbild, und was unter ihm im Lichte des heißen Tagesgestirns sichtbar ist, wie hätte er es sehen können, wäre sein Blick nicht an Wärme dem der Sonne gleich gewesen, unter dem alles lebendig wird. Also verschenkte er, als er sich hergab, nichts Geringeres als den Himmel über sich samt der Erde unter ihm und allem, was darauf war. Und er spielte fröhlich mit den drei Zehnpfennigstücken in seiner Tasche, denn wer dreißig Pfennige hat, der hat mehr als der, der nichts hat.

Die beiden Liebenden gingen schweigsam nebeneinander, und wenn sie sprachen, so waren es unbedeutende Worte, an denen niemand etwas findet, er sei denn so glücklich wie sie waren. Ihr Gespräch bestand aus Nichts,

und doch hörten sie mehr als alles aus den leisen Worten, die auf ihren Lippen zitterten wie der Mittag über dem Kornfeld.

Binscham sah sein Leben von Grund aus verändert und umgeworfen. Wie rührte ihn ihr Vertrauen zu ihm, zu dem niemand Vertrauen hatte, wie beglückte ihn ihr Glaube an ihn, an den niemand glaubte, ihr Stolz auf ihn, den jeder verachtete, ihre Liebe zu ihm, der immer einsam war. Er sah, daß er nie mehr von Unrast und Unbefriedigtsein herumgewirbelt und überall vertrieben werden würde, wo es ihn hinzog, er vergaß seine unstete Sinnesart, der kein Verweilen und kein Genügen und kein anderes Glück gegönnt war als das wechselnde, flüchtige und unsichere, das immer wieder erjagt werden muß. Ein Gefühl von Heimkehr, Heimat und Geborgenheit erwärmte ihn, er lebte ein erträumtes Dasein und vergaß sein wirkliches.

Sie trafen sich jeden Nachmittag, wenn sie zu Hause sich fortgestohlen hatte, bei einem Baum am Feldrande außerhalb der Häuser. Binscham, der gleich den anderen Obdachlosen das Asyl um fünf Uhr morgens verlassen mußte, lag vom frühen Morgen an neben dem Baum im Grase, dehnte wartend den Tag zur Ewigkeit und glaubte zu verzweifeln, wenn sie sich eine Minute nur verspätete. Oft stand er von Unruhe gepeinigt auf, ging dem Walde zu und kehrte, kaum daß er sich einige Schritte entfernt hatte, wieder um, fürchtend, sie könnte plötzlich früher kommen und ihn nicht antreffen.

Sie gingen immer denselben Weg am Feldrande entlang, über Wiesen an einem Heustadel und später an einem einsamen Bauernhaus vorbei dem Walde zu, in dem sie jeden Strauch kannten. Selten begegnete ihnen ein Mensch. Wenn Binscham einen Bauern oder Feldarbeiter von weitem sah, wurde seine Miene ernst und entschlossen. Er wollte keinen Mitwisser seines zarten, leicht verletzbaren Geheimnisses haben. Das sechzehnjährige Geschöpf betrachtete dann verwundert andächtig seinen finsteren Ernst, der in der Welt außer ihnen und in den Blicken der ihnen Begegnenden, die dem seltsamen Paar wohl nachblickten, ein unberechtigtes Mitwissen, Mißtrauen, Vorwurf und Feindschaft sah. Und der kleine Vogel drückte sich zitternd an ihn, durchschauert von der Wonne, beschützt zu sein von einem, der der Welt seine Wildheit zeigte und ihr allein sein Zartgefühl.

Die Vögel grüßten sie von den Zweigen herab, die Farnkräuter nickten ihnen zu, wenn sie die Waldlichtung betraten wie ein Gemach, von undurchdringlichen Tannen umgeben und mit einem sonnigen Moosteppich belegt, und wenn ein leichter Regenschauer sie überraschte, lagerten sie sich unter den Stamm einer aus dem Abhang in die Höhe gebogenen Riesentanne und saßen trocken auf dem mit dürren Tannennadeln bestreuten, schwül duftenden Fleck, während die Tropfen klatschten und die Käfer erschrocken davonrannten. Dann krochen sie durch das Gebüsch, Binscham verlor den Hut und sie ordnete mit erhitzten Wangen ihr Haar, und brachen aus dem

Dunkel des Dickichts hervor wie Rehe, die erstaunt vom hohen Hügel ins sonnige Land hinaus äugen. Und die Bienen über dem hohen Gras summten: Lagert euch, ihr Liebenden! Bei uns seid ihr geborgen! Wir schläfern euch mit Lobgesängen hinüber in die Stille des Tages! Aber Binscham, der Kundige und doch Schüchterne, wagte nicht, seiner Prinzessin einen Kuß zu geben. Jeder Augenblick dafür war ihm zu früh, denn wer konnte ihn einholen, wenn er vorbei war, da diese rasend dahinfliegenden Tage auch nur Minuten waren! Er dachte an besondere Vorbereitungen, an Pracht und Herrlichkeit, die vielleicht ein Wunder für den Augenblick ihres Glückes in Bereitschaft hielt, er beschwichtigte das Verlangen und bewahrte die Erwartung, in der zu zittern das höchste Glück ist. Er saß Hand in Hand neben ihr, oder sie lagen im Gras nebeneinander und blickten sich in die Augen. So stellte er seine und ihre Leidenschaft auf die höchste Probe, und ihre Zurückhaltung glich einem gewitterigen Sommertag, der seine Blitze hinter gesenkten Lidern verhält. Oft sah sie ihn bewundernd aber auch traurig an, oder sie stand an einen Baum gelehnt, sah in die Ferne und übersättigte sich mit ihren Gedanken an ihn, an seinen Ernst, seinen Stolz, den Takt seines Herzens, seine Innigkeit und seine Ausnahmestellung unter den Menschen. Und als sähe sie ihn in dem Dunst des verschwimmenden Horizontes verschwinden, weinte sie. —

„Du —“ sagte sie.

Er nahm ihre Hand, sie blickten sich lange an und verstanden sich. Schweigend und glücklich gingen sie zurück. Erst als sie sich trennten, wagte sie zu reden. Sie bat ihn, bei Einbruch der Nacht in den Garten bei ihrem Hause zu kommen.

Dieser Abend entfaltete die besondere Pracht, die zu Binschams überirdischen Seelenzustand paßte und die er ersehnt hatte. Die Fliederdolden an der Gartenmauer, an der er die Dämmerung abwartete, wankten wie betäubt von ihrem Duft im lauen Wind, die Mücken geigten wie toll im beseeligten Wirbel auf und ab. Der Sonnenuntergang regnete Feuer vom Himmel, der ganze Erdball wälzte sich trunken in glühenden Wolken.

Binscham staunte, als ihn sein kleines Mädchen in ein winziges Gartenhaus führte, das zwei eingerichtete Zimmer enthielt. In dem einen stand ein Bett, das sie mit Wäsche versehen hatte. Er fragte, wie sie das alles zustande bringen konnte, ohne bemerkt zu werden.

„Das Gartenhaus“, sagte sie, „hat meine Schwester, die krank war, lange bewohnt, wir konnten sie nicht im Hause haben. Seit sie tot ist, wurde das Häuschen vernachlässigt, ich habe es für dich in Ordnung gebracht.“

„Was fehlte ihr denn?“

„Wir spielten im Garten, als sie plötzlich einen Schrei ausstieß und zu Boden stürzte. Von da ab war sie geisteskrank.“

Binscham erschrak, zeigte sich aber gleichgültig. Es war ihm, als würde er jetzt manche sonderbare Be-

wegung, manchen träumerischen, in seiner Trauer unheimlichen Blick der Kleinen verstehen.

Sie setzten sich an den gedeckten Tisch, aber keines berührte die Speisen.

*

Über die Dächer glitt ein leiser Schimmer des Frührotes. Die Liebenden lagen Arm in Arm, horchten auf das zaghafte Zirpen der erwachenden Vögel und wollten sich nicht trennen.

Sie verabschiedeten sich hundertmal und vergaßen ebensooft auch die Trennung. Bis es hell wurde und die fahle Nacht im Morgendunst verschwand. Ein Sonnenstrahl fiel durch das kleine Fenster und blieb auf Binschams Schulter sitzen wie ein goldener Vogel.

*

Wenn Binscham durch die Stadt schlenderte, dann hielt er das wirkliche Leben für unwirklich oder glaubte, er habe die Geschichte seiner Liebe in einem Märchenbuch gelesen. Und er wünschte die Nacht herbei, die den lauten, geschäftigen Tag und den immer näher kommenden, unerbittlichen Augenblick Lügen strafte, der ihm einreden wollte, daß diese schönsten Stunden seines Lebens vergehen werden wie Morgenrot vor einem Regentag. Als es aber Nacht wurde, ging er langsamer, je näher er dem

Garten kam, blieb stehen, ging wieder und blieb wieder stehen. „Es ist das letztemal!“ sagte er laut.

Mit einemmal kehrte er um.

Was war in ihm vorgegangen? Dachte er daran, daß sein Leben nicht geeignet war, ein dauerndes Glück zu hüten? Oder daß das schönste Glück ein Traum bleiben muß, damit es von zeitlichen und irdischen Dingen nicht getrübt werden kann?

Er ging fort und wünschte, sich in der Fremde zu verlieren wie ein Regentropfen, der ins Meer fällt.

*

Über dem Garten ging nach Mitternacht der Mond auf. Das kleine Mädchen war, ermüdet vom ewigen Warten, nahe am Einschlafen gewesen. Als aber der Himmel klar wurde und den Park taghell erleuchtete, so daß man jeden Zweig zählen konnte, vertrieb sie sich die schleichende Zeit damit, den Mond zu betrachten. Sie dachte sich nichts dabei, so spät in einem finsteren Gartenpavillon allein zu wachen, sie war nicht allein: der Geist des Geliebten war bei ihr, solange sie ihn erwartete. Als sie sich aber gestand, daß er nicht kommen werde, fürchtete sie sich. Doch wagte sie nicht ins Haus zu gehen, noch wollte sie. Sie verachtete sich der Bequemlichkeit wegen, die ihre Lebensart ihr auferlegte. „Die Geräusche sind der Wind und die Bäume!“ beruhigte sie sich. Dann wollte sie schlafen gehen, wagte aber nicht, sich vom Fleck

zu rühren. Ihr eigener Schatten hätte ihr tödliches Entsetzen eingejagt. Wieder flüchtete sie zu ihren Gedanken an ihn, wie ein verirrtes Kind vor wilden Tieren in einer Höhle Zuflucht sucht. Sie waren ihr Trost in der Untröstlichkeit, ihre Gesellschaft in der Verlassenheit, der Schlaf in ihrem Wachen, die Musik in der unheimlichen Stille, der Beschützer vor den Gefahren, die die Angst sich ausmalt. An ihn zu denken genügte, um in seinem Schutz zu sein. Sie hörte seine Stimme, rief sich jedes Wort ihrer Unterhaltung ins Gedächtnis, ließ ihn Fragen stellen und antwortete, und umgekehrt:

„Merkwürdig," sagte sie, „daß wir alles geredet haben, was unser Gefühl verbirgt, und nicht den Schatten eines Wortes, der es verrät."

„Worte sind arm", sagte Binscham.

„Wäre ich nicht über alle Sitte hinaus kühn gewesen, ich wüßte vielleicht noch nicht, ob du mich liebst."

„Du weißt es."

„Und doch wirst du morgen nicht kommen und ich werde die ganze Nacht in diesem unheimlichen Gartenhaus auf dich warten —"

Sie erschrak plötzlich fürchterlich: sie hatte laut gesprochen und glaubte, es sei jemand anderer gewesen. In der Tat hörte man Schritte, die Tür wurde geöffnet — mit einem gellenden Aufschrei stürzte sie zu Boden.

„Was hast du, um Gottes willen!" sagte die Frau, die hereinkam, „bist du krank, Kind?" Und sie beugte sich über sie und hob sie auf. Das Mädchen schlug die

Augen auf, die Morgensonne spiegelte in den Fensterscheiben und blendete sie.

„Geht ihr schon zu Bett?“ sagte sie. „Wenn er kommt, so führt ihn ins Schlafzimmer, bitte; und laßt mich noch ein wenig hier, es ist so schön zu sehen, wie das Licht untergeht!“

Mit großen, entsetzt aufgerissenen Augen sah die Mutter sie an und barg ihr Haupt in den Händen.

11. Nach Indien

Als Binscham in Toulon auf einer Anlagenbank schlief, weckte ihn der kühle Wind, der vom Meer heraufwehte. Er fror, stand auf und ging zum Hafen hinunter. Plötzlich schrie jemand hinter ihm: „Halt, Schurke! Halt! Willst du stehen bleiben, du Hundesohn!“ Binscham drehte sich um und sah zwei Matrosen Arm in Arm betrunken daherschwanken. Sie fragten ihn, wo der Hafen sei, sie suchten ihn schon seit zwei Stunden. „Geht mit,“ sagte Binscham, „ich bringe euch hin.“

Als sie hinter ihm dreingingen, machten sie sich über ihn lustig. „Wo der tolle Kerl uns hinführt!“ sagten sie. „Der Bursche hat einen Rausch. So ein Schnapsbruder! Will uns nüchternen Männern in seinem Dusel den Hafen zeigen! Den Kerl müssen wir verhauen!“

An der ersten Straßenecke sah man schon die Masten

aus dem Dunkel ragen und die Schiffslaternen im Wasser glitzern.

„Soll das vielleicht der Hafen sein?“ fragten sie.

„Wie steht es mit dem Führerlohn?“ sagte Binscham.

„Du lügst, Hund!“ sagten sie, „da waren wir ja schon zwanzigmal!“

Und sie lachten, wie Löwen brüllen.

„Habt ihr keinen Tabak?“ sagte Binscham.

„Wir haben nichts mehr! Die ganze Löhnung bei den Weibern gelassen. An die vierzig Taler sind hin. Alles haben sie uns genommen.“

„Dann gute Nacht, ihr Halunken!“

„Halt!“ riefen sie, „halt, Schurke! Was machst du in diesem verdammten Hundenest?“

„Nichts, ich will weg. Habt ihr nichts zu tun auf eurem Kasten?“

„Nein, wir brauchen keinen,“ sagte der eine, „aber ich will dir was sagen: ich bin der Steuermann Hansen —“

„Ich bin der Cherpens Binscham, Fechtmeister aus Europa!“

Sie verbeugten sich.

„Sehr angenehm!“

„Also höre, Junge: du gehst morgen früh, heute früh will ich sagen, auf die Hamburg zum Kapten und sagst ihm, er soll dich nehmen. Dann wird er sagen: Ich brauche niemand! Dann sagst du zu ihm: Herr Kapitän, denken sie daran, daß Sie als junger Mann so arm

waren wie ich! Dann wird er sagen: Haben Sie alte Kleider? Dann sagst du: Jawohl, Herr Kapitän! Dann wird er sagen: Kommen Sie morgen früh an Bord! Nach zwei Wochen, wenn ihr in See seid, dann wird der Kapitän zu dir sagen: Mann, kommen Sie in die Kajüte! Dann wird er sagen: Woher wissen Sie, daß ich als junger Mann so arm war wie Sie? Dann sagst du zu ihm: Vom Steuermann Hansen! Dann wird er sagen: Scheren Sie sich zum Teufel! Das ist der Kapitän Gordson aus Stockholm. Ich kenne ihn seit fünfzehn Jahren. Ich war in Hamburg Schiffsjunge, wie er sein Hab und Gut in einem Schneuztuch rumtrug und Arbeit suchte. Jetzt hat er zwölf oder mehr Schiffe, der alte Schurke, der Spitzbube, der alte, der Halunke, der grünhaarige! Also mach' es so, wie ich dir gesagt habe. Good evening!"

„Halt," sagte Binscham, „wo geht denn das Schiff hin? Ich will nicht nach Deutschland."

„Das Schiff? Das geht nach Indien."

„Dann ist's gut."

Binscham konnte kaum erwarten, bis es hell wurde. Er fand das Schiff noch im Dunkeln, ging zum Kapitän, als er aufstand, und alles traf so ein, wie der Steuermann gesagt hatte. Der Kapitän sagte, er könne niemand brauchen, Binscham sagte, er solle daran denken, wie er als junger Mann so arm war wie er, der Kapitän sagte, er solle seine Kleider holen und um fünf an Bord kommen. Genau zwei Wochen später rief er ihn in die

Kajüte und fragte ihn, woher er wisse, daß er so arm war, und auf die Antwort, die Binscham gab, sagte er, er soll sich zum Teufel scheren.

Das Schiff war zwar nicht nach Indien, sondern nach Holland gegangen. Sooft Binscham glaubte, aus Europa fortzukommen, war er wieder mitten drin.

12. Atelierbesuch

Binscham wurde nicht selten für einen Schriftsteller oder Maler gehalten, nicht, weil er manchmal etwas zusammenschmierte oder weil er einmal im Rausch sein Selbstbildnis gezeichnet hatte, denn eine geheime Leidenschaft und ein bißchen Talent zum Zeichnen und Versedichten haben die verkommenen Menschen alle, sondern deshalb, weil er unter Malern, Musikern, Schauspielern und dergleichen viel gesehen wurde. Diese lustigen Leute kümmerten sich wenig darum, wer oder was er war. Die Legitimation, die sie verlangten, war eine feuchte Kehle und ein trockener Witz, Dinge, die nicht auf der Visitenkarte stehen.

In einer solchen Gesellschaft erlebte Binscham ein Abenteuer, wie es nur ihm begegnen kann. Sie befanden sich in einer Weinkneipe, in der sich, angezogen von ihrer Lustigkeit, ein Herr und eine Dame an ihren Tisch setzten. Sie war klein und rund, hatte braun um-

dunkelte Augen und stark rotgefärbte Lippen, der Herr besaß eine Glatze, war wohlgenährt und schien sehr gesund und stark zu sein. Er sah aber nur so aus.

„Wissen Sie," sagte er zu Binscham, „ich kann einfach nichts mehr machen. Also Prost!"

„Sind Sie Maler?" fragte die Dame. Binscham verneinte. Da sie ihn wiederholt fragte, sagte er, er sei Landstreicher und man fand diese Antwort sehr lustig.

„Sie müssen mit uns kommen", sagte die Dame, „und die Bilder meines Mannes ansehen."

Jeder andere hätte sich unter solchen Umständen gesagt, daß er heute ausnahmsweise einmal nüchtern bleiben müsse. Auf Binscham aber wirkten die leisen Berührungen mit dem Füßchen der Malersgattin, als wäre sie das erste Weib, das ihm begegnete, so zündend, daß ihm der Wein mundete wie noch nie. Und er gab sich ihm und dem Augenblick hin, wissend, daß seine Herrlichkeit nicht von langer Dauer war.

Es war vier Uhr früh geworden, man rüstete zum Aufbruch, und Binscham spürte eine ziemliche Unsicherheit in den Beinen. Er redete sich große Nüchternheit ein, ging fabelhaft aufrecht neben der Dame her, hütete sich aber, recht viel mehr zu sagen als ja und nein, weil ihn eine unbändige Lust bedrängte, die ungereimtesten und für empfindliche Ohren und Seelen ungeeignetsten Dinge auszusprechen. Auf seiner trunkenen Zunge schwebten eine Anzahl Witze über den kranken Mann mit seiner

Frau, die an der entgegengesetzten Krankheit litt, und er beherrschte sich nur mit Mühe, murmelte unverständliche Worte vor sich hin, lachte und biß sich auf die Lippen, und antwortete, wenn gefragt wurde: „Wie?" oder „Was sagten Sie, Herr Binscham?" mit einer ernsten Erklärung über die späte Stunde, die schöne Nacht und die letzten politischen Neuigkeiten.

Den beschwerlichen Weg über die vier Treppen meisterte er noch, ohne im geringsten die Haltung zu verlieren, aber im Atelier wurde ihm die dumpfe Luft unbehaglich. Er befand sich anscheinend mit der Dame allein, sie zeigte ihm verschiedene Bilder und zog ein Tuch von der Staffelei zurück. Binscham schwamm alles vor den Augen, er sah nichts als einen grauen Dunst und fand das Gemälde sehr schön. Man hätte ihn totschlagen können, er vermochte nicht zu unterscheiden, ob es ihr Selbstporträt oder die Schlacht bei Sedan darstellte.

„Mir ist nicht gut", sagte er. „Sie entschuldigen mich."

Die Dame wies ihm eine Tür, er taumelte hinein und erbrach sich, spie, sprudelte und spritzte durch Mund und Nase nach allen Richtungen wie ein wasserspeiender Delphin. Er blieb wohl eine Stunde lang in diesem teuflischen Raum liegen und war eingeschlafen, als es klopfte. Er fuhr auf, besann sich mühsam und antwortete mit gespensterhafter Stimme, er komme gleich.

Leichenfahl trat er heraus. Die Dame geleitete ihn sorgsam in einen Lehnstuhl und brachte ihm eine Tasse Mokka. Aber ihm war so elend, daß er nicht nur diese

duftende Köstlichkeit verschmähte, er hätte Nektar und Ambrosia zu dieser Stunde dankend von sich gewiesen.

„Sie kommen doch wieder, nicht wahr, Herr Binscham!“ sagte sie.

„Gerne, gnädige Frau!“ antwortete er, während ihm der Kopf schmerzte und stach, als ob sein Hirn in Brand überginge. „Mit Vergnügen! Aber heute ist mir schlimm zumute —!“

Mit Aufbietung seiner letzten Kraft erhob und verabschiedete er sich, nur von dem Gedanken besessen, seine geliebten Bettkissen zu umarmen und sich in ihnen Vergessen und Trost für dieses traurige Abenteuer zu holen.

13. Beim Heidehaus

Der Kalender des Landstreichers besteht aus Fasttagen und die Festtage sind auch bei ihm, wie bei anderen Menschen, die, an denen es viel zu essen gibt, nur sind sie selten. Mit einem Schluck Wasser und einer Brotrinde schlägt er seinen Appetit tot, seine Zigarren bezieht er aus dem Rinnstein, den Schnitt seiner Kleider überläßt er denen, die sie ihm schenken, und daß er am allerseltensten vom Tisch der Liebe essen darf, ist seine letzte Sorge. Aber manchmal schaut er doch, an einen Feldrand liegend, in die Luft, die seine Hauptnahrung ist, und den Schwalben zu, wie sie Mücken fangen, oder

einem Schmetterlingspaar nach, das sich hascht. Und das eintönige Klagelied eines Vogels im Busch vertont die sonderlichen Gedanken, die ihn überfallen.

Binschams Begierden und die abenteuerlichen Genüsse, die sie ihm verschaffen, übersteigen zwar das Programm eines gewöhnlichen Handwerksburschen, aber was ihn bereichert, macht ihn auch ärmer. Aus dem Wissen um begehrenswerte Dinge brennt die Sehnsucht, er leidet, wo andere zufrieden sind und wenn er nichts hat, so fällt ihm ein, was er besaß. Erinnerung und Hoffnung geben seiner Einsamkeit eine besondere Trauer.

An einem solchen Tag, an dem er sich von Gott und der Welt verlassen fühlte, kam er mit einem Walzbruder an ein Haus in der Heide. Es war eine Einödswirtschaft, in der alle halbe Jahre einmal ein Fuhrmann einkehrt oder ein Jäger bei einem Glase abgestandenem Bier ein Gewitter abwartet.

Sie taten ihr Geld zusammen, es reichte für eine Flasche Bier und ein Brot. Binscham legte sich am Zaun in den Schatten. Der kleine, sandige Garten, mit dürrem, magerem Gras bewachsen, lag voller Glasscherben, Hühnerfedern und alten Töpfen, die Bänke waren zerbrochen und vom Regen morsch, und das Gegacker der Hühner vertiefte die Stille noch. Binscham, ewig nach Liebe hungrig und durstig nach Zärtlichkeit, biß in sein trockenes Brot, und es war ihm, als müßte er daran ersticken. Er warf es dem anderen hin.

Die Wirtin kam aus dem Haus und leerte einen Putz-

eimer auf den Hof. Sie war barfuß, dick und schlampig. Er sah ihr dreifaches Doppelkinn, ihr unordentliches graues Haar und ihre unsaubere Schürze und er fand, sie sei recht einnehmend. An diesem Tage hätte ihn Xantippe selbst bezaubert.

Die Bäuerin stellte ihren Kübel hin und wischte sich mit der Schürze übers Gesicht. Um ihre Hüften, ihre gewaltigen Arme konnte sie der stärkste Bauernknecht beneiden.

„Das wäre etwas," dachte Binscham, „wenn sie jetzt sagte: Komm, du armer Knabe . . ."

Aber das sagte sie nicht. „Schwül heut, so schwül!" seufzte sie.

Sie sah nicht unfreundlich aus. Binscham blickte sie mit ausdrucksvollen Augen an, aber sie merkte nichts, schien an etwas anderes zu denken.

Ihr Mann war vielleicht beim Torfstechen, mit dem Fuhrwerk unterwegs, oder in die Stadt gefahren. — „Wäre ich allein," dachte Binscham, „so würde ich ihr eine schöne Rede halten, mit den beliebten Redensarten und Späßen durchwirkt, die sie gerne hören, und mit den hübschen, gefälligen Wendungen, die scheinbar so harmlos sind, und die jedem Weib den Kopf verdrehen. Ich würde ihr etwaige Bedenken gegen einen Landstreicher schon austreiben."

„Können wir über Nacht bleiben, Bäurin?" fragte der andere. „Im Heu oder im Stall. Ich kann nicht mehr tippeln, meine Füße sind wund."

„Wenn's der Bauer erlaubt", sagte sie. „Legt euch halt hin, bis er heimkommt."

Er ging in den Heustadel, schleppend und krumm, als ob er auf Erbsen ginge. Die Rast hatte ihn vollends zerschlagen.

Binscham blieb liegen. Als er allein war, erhob er sich und ging fort.

Leichte Staubwölkchen wirbelten unter seinem schlendernden Gang, eine Wolke von Mücken umflog ihn, und die Grashüpfer, Grillen und das ganze Wiesengetier summten und harften, zirpten und schrillten, als wollten sie mit ihrem heißen Gesang den baldigen Untergang des Tages übertönen. Und Binscham hörte aus der himmlischen Musik eine frohe Melodie mit dem Kehrreim: Bald kommt eine schönere Zeit . . .

14. Man muß auch an die Zukunft denken

In Verona hielt sich Binscham mit Vorliebe auf dem D'Esteplatz auf, weil dort der Fastnachtstrubel der italienischen Straße am tollsten und das Geschrei der Verkäufer, Händler, Zeitungsjungen, Hausierer und Ausrufer am lautesten war. Als er nun Tag für Tag dort erschien, immer zwischen den Verkaufsständen herumstand und für sein Leben gerne um einen Soldo Trauben

oder Feigen oder eine halbe Wassermelone gekauft hätte, wenn er nur einen Soldo gehabt hätte, so riefen ihm die Obstweiber und Händler eines Tages zu: „Was suchst denn da, Gripsfinger? Drück' dich, Kundschaft! Möchtest lange Finger machen? Mach', daß du weiterkommst, Taschendieb, sonst machen wir dir Füße!" und ähnliches. Er achtete nicht auf derlei Höflichkeiten, er blieb stehen, wo er stand, ließ sich die warme Herbstsonne auf die Nase brennen und bückte sich manchmal nach einem Zigarrenstummel.

In solchen Stunden, wenn in seinen Taschen Auskehr war und in seinem Magen weniger Nahrung, als ein Säugling braucht, um bei Kräften zu bleiben, an solchen Tagen der Ebbe und Dürre versetzte sich Binscham in seine Zukunft, obwohl er keine hatte, und das Durchdenken, Aufbauen und Ausgestalten einer kommenden wunderbaren Zeit entschädigte ihn für alle Entbehrungen. Es gefiel ihm nun einmal besser, an ein Wunder zu glauben, als daran, daß es ihm künftig noch schlechter gehen werde. Er belog sich selbst, obwohl er wußte, daß der Mensch das, was er ist, unabänderlich ist, betrachtete sich vom Kopf bis zu den staubigen Zehen, beneidete sich seiner schönen Aussichten wegen um seine Jämmerlichkeit und nahm sich vor, wenn er einmal bei Vermögen sein werde, ohne Wimperzucken den ganzen Marktplatz aufzukaufen, wie man ein Pfund Kartoffeln kauft, um diesen kurzsichtigen Zwiebelhändlern, die sich darüber aufregten, daß einer, der kein Geld hat, nichts kaufen

kann, einen Denkzettel zu verabreichen. „Der, der dir jetzt deinen Krempel abkauft," hörte er sich in Gedanken zu einem der Händler sagen, „das ist derselbe Mensch wie der, der vor fünf Jahren so abgemagert und verhungert vor euch stand, wie du aufgedunsen und aufgeschwemmt auf deinen Podagrakrücken vor mir stehst, und dem du von hinten an den abgetretenen Stiefeln hättest ablesen müssen, daß er es mehr wert war, euren Vorrat an Schweinefutter umsonst aufzuessen, als einer, der seinem Krebsmagen solchen Plunder für teures Geld verschaffen muß. Nur, daß ihr mich damals schief angesehen habt, wegen meiner blassen Gesichtsfarbe, weil mir vor Hunger und beim Anblick eurer bauchigen Gesichter der Appetit vergangen war, weil mein Anzug nicht nach der letzten Mode geschnitten war, sondern nach der meinen, und weil auf meiner Stirn Gedanken statt Marktpreise zu lesen waren, während euch heute vor Ergebenheit der Schweiß ausbricht. Ich werde diese Orangen, Bananen, Ananas, Trauben, Feigen, Datteln, Melonen, Granatäpfel, Tomaten und Salatstauden und den ganzen Bettel auf meine Fuhrwerke laden und in meinem Schloßhof vor die Säue hinschütten lassen, die mehr Vernunft haben, wenn sie den Fraß in den Kot treten, als ihr, denen dieser Mist eure Seligkeit bedeutet; und so gut wie deine Schundware kann ich dich mitnehmen und auf den Mist abladen lassen, weil du auch nur Schund bist, ebenso käuflich wie deine Ware, die aber gegessen und verdaut wird, während dich ausspeit,

wer dich einnimmt, und ebenso faul und wurmstichig wie das angestoßene Obst, das du den armen Leuten noch für Geld aufhängst, statt dich aufzuhängen! Wenn ich es dir gut bezahle, so läßt du dich in jede Abortgrube werfen und fühlst dich darin so wohl wie im Himmel, wenn du an den Profit denkst, der herausspringt, wenn du hineinspringst! Das merke dir, alter Ehrenmann, daß nicht jeder, dem zum Zeitvertreib die Knie aus den Hosen schauen, sich deswegen zu den Halunken rechnet, zu denen du gehörst, du Pfennigsammler! Und nimm dich in acht, wenn du wieder einmal einem armen Teufel begegnest! Denn Geld hat jeder, der es will, und mancher Bettler, der keinen Finger rührt, hat mehr wie du geschäftiger Abfallhändler, aber nicht jeder Bettler, der Geld hat, kauft dir deine verschimmelten Holzäpfel ab, das merke dir, du aufgeblasene, zerplatzte Wursthaut, du ehemaliger Bordellportier, der in seinen alten Tagen mit faulen Äpfeln handelt!“

Binscham hatte seinen leeren Magen und seine sonstige Kümmernis über dieser lustigen Rede, die er vor sich hinmurmelte und die ihn so erhitzte, ganz vergessen. Sein Glück dabei war, daß er sie in Gedanken hielt, denn laut wäre sie ihm wahrscheinlich nicht gut bekommen. Er lachte und ging vergnügt davon.

15. Rede an die hohe Obrigkeit

Das ewige Elend des heimatlosen, nirgends zugehörigen, überall fremden und scheel angesehenen Landstreichers ist der Schutzmann, der Menschenjäger, der ihn auf Schritt und Tritt verfolgt, der dazu geboren ist, ihm jederzeit wie ein Unglück zu begegnen, und dem nicht wohl ist, wenn er sich nicht mit ihm beschäftigen, ihn überall aufspüren, aufwecken, aufhalten, kontrollieren, ihm Vorschriften machen, ihn in Schemen pressen, anschnauzen, einsperren, bewachen, dahin und dorthin transportieren und ihm vormachen kann, daß er keine ordentliche Behandlung verdient, weil er kein ordentliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist, wofür der arme Vagant nicht die Bohne Verständnis hat. Er nimmt diese Lasten und Gewichte hin wie andere notwendige Übel auch, aber er würde, wenn er von ihnen erlöst werden könnte, zu den fünfzehn oder zwanzig üblichen Fasttagen des Monats gerne noch einige freiwillige auf sich nehmen. Kein Wunder, daß die beiden sich nicht riechen können, daß ihre Beziehungen gespannt und ihre gegenseitigen Umgangsformen nicht die höflichsten sind, und daß bald dem einen, bald dem anderen, bald allen beiden zu gleicher Zeit die Geduld ausgeht.

Was Vinscham betrifft, so berührte ihn die Unwissenheit, der Pflichteifer und fürchterliche Ernst eines Beamten, der keine Ahnung hat, wo das Gute aufhört und das Böse beginnt, und der doch darüber wachen soll,

äußerst komisch. Daß sein Schöpfer ihm eine allzeit heitere Laune mitgegeben hatte, erleichterte ihm den Verkehr mit diesen strengen Herren auf die angenehmste Weise. Er war vielen Grünröcken begegnet, die er achtete, einigen, denen er am liebsten die Hand gedrückt hätte, und manchem, den er liebte wie einen Vater. Nur mit einer Gattung von ihnen konnte er sich nicht befreunden: mit dem Sauertopf, dem grämlichen, muffigen, galligen Mißgünstigen, dem fleischgewordenen grauen Regentag, der kein Herz im Leibe und kein Licht in den Augen hat, der in Paragraphen betet und mit der Dienstvorschrift zu Bett geht, der vor seinem schlechten Gewissen stillsteht wie ein Rekrut vor einem schlechten Vorgesetzten, der in fünfundzwanzig Dienstjahren keine zweieinhalbmal lacht und dem es, wenn er es probieren will, das Gesicht zu einer so teuflischen Grimasse verzieht, daß ihn vor sich selbst Entsetzen ergreift. Über diese Quälgeister, Stechmücken und lästigen Sekierer, die sein Bündel nach Bomben und anarchistischen Flugschriften durchschnüffelten und von ihm mehr Papiere verlangten, als ein Gesandter auf einer politischen Mission mit sich führt, über diese Lustmörder machte er sich von Herzen lustig, foppte sie und ließ seinen Übermut an ihnen aus, und welche merkwürdigen Redeblüten ihm in solchen Fällen entsprossen, zeigt die folgende Geschichte.

Als er einmal in der Schweiz aus einem Hotel kam, in welchem er sich in der Küche etwas zu essen hatte geben lassen, trat hinter einem Baum ein Mann in Hemd-

ärmeln hervor und fragte ihn in barschem Tone, so daß ihm sein Schnurrbart erregt auf der Oberlippe zitterte, was er in dem Gasthause getan habe.

Binscham war guter Laune, er hatte eine warme Suppe gegessen. „Ich war beim Diner", sagte er.

„Sie haben gebettelt!" sagte der Mann zähnefletschend.

„Was? Gebettelt? Betteln kenne ich überhaupt nicht! Das ist mir zu gewöhnlich. Ich besuche nur meine Kunden!"

Da hatte ihn der Gendarm schon beim Arm. „Herr Wachtmeister!" rief er zu einem Fenster hinauf, „Herr Wachtmeister, kommen Sie, bitte!" Denn da er nicht in Uniform war, so durfte er Binscham nicht verhaften. Der Wachtmeister erschien am Fenster und sagte, er komme gleich.

„Ich laufe nicht davon," sagte Binscham, „ich brauche ein Nachtquartier und bin recht froh, wenn Sie mich mitnehmen."

Der Gendarm, geistesabwesend vor Pflichterfüllung, hörte nicht und krampfte seine Finger um Binschams Arm, als wollte er ihn zermalmen.

„Sie," sagte Binscham, „geben Sie Obacht, daß ich Ihnen nicht davonlaufe! So etwas wie mich fangen Sie nicht alle Tage! Nur festhalten! Mir ist es gleich, ich halte es aus, aber Sie sollten Ihre Kräfte schonen! Be-

denken Sie, wie viele solche Kerls, wie ich einer bin, Sie noch fangen müssen, bis Sie zum Wachtmeister befördert werden! Also brechen Sie sich die Finger nicht ab, Sie brauchen sie noch öfter!"

Der Beamte, bissig streng, stumm und starr wie ein Holzgötze, krampfte seine Krallen noch energischer zusammen.

„Au!" schrie Binscham. „Herrschaft! Teufel noch einmal! Mach' mich nicht invalide, Mann! Ich bin ein Krüppel, wenn der Arm hin ist. Ich kann die Brotrinden nicht mehr in Empfang nehmen, mit denen mich die Menschheit beschenkt. Ich werde arbeitsunfähig! Und ich arbeite so gerne!"

„Herr Wachtmeister!" rief der Schutzmann wieder. Aber kein Wachtmeister ließ sich sehen.

„Ein pflichtvergessener Mensch", sagte Binscham. „Er wird beim Tarocken sein. Währenddem habe ich Zeit, deine Heldenphysiognomie zu studieren. Diese Fassade! — Na, ich danke schön!" Und Binscham lachte.

„Beleudigen Sie mich nicht!" fauchte der Strenge. „Das sage ich Ihnen, beleudigen Sie mich nicht!"

„Warum denn nicht?" sagte Binscham. „Warum solltet ihr die einzigen Menschen sein, die man nicht beleidigen darf? So eine Einbildung, da hört sich alles auf! Wo es sich so lohnt! Wenn es auf dem ganzen Erdenrund ein Subjekt gibt, das sich glänzender zur Beleidigung eignet wie du, dann lasse ich mir mit Ver-

gnügen die Schlagadern abschnüren und sage kein Wort dazu."

„Halten Sie jetzt Ihren Mund! Ich sage es Ihnen zum letztenmal!"

„Das hoffe ich", sagte Binscham. „Ich werde Sie beim Wort nehmen. Ich will mich allein unterhalten, ich bedarf Ihrer Erwiderungen nicht. Wenn du mir antwortest, brauche ich nicht zu reden, und wenn du redest, brauche ich nicht zu antworten. Lieber hänge ich mich auf: wenn mir die Zunge heraushängt, so brauche ich keine andere Antwort mehr zu geben. Wenn ich mich schon mit jemanden außer mir unterhalten will, so will ich es mit einem Geist tun und nicht mit einem Schnurrbart. Dein Hirn ist doch kein besserer Lehm, als der, auf dem du stehst! Der einzige Reiz, über den du verfügst, ist der Brechreiz, der aber leider mich befällt und mich die gute Suppe kostet, die ich gegessen habe. Daran erkenne ich euch: ihr gönnt mir das Essen im Magen nicht, das schon halb verdaut ist. Warte noch ein Stündlein, dann kannst du's wieder haben! Gewiß, ein Landstreicher ist ein lästiger, unverschämter Kerl, das ist wahr. Er ist überall, wo man ihn nicht will, und nirgends, wo man ihn sucht. Aber wer wollte leugnen, daß uns Landstreichern das Lästigste auf dem Erdboden der Grünrock ist, und daß mir, was mich betrifft, eure Weisheit auf die Nerven geht wie sechs Monate Winter? Daß einer, dem nichts fehlt als Geld und andere Vorzüge, die keine sind, nicht angesehen ist und wird, außer mit Mißtrauen,

Mitleid und Unverschämtheit, das zu wissen ist noch keine Weisheit und doch begreift ihr sie nicht. Der Mensch wird nicht danach behandelt, was er ist, sondern danach, was er für Stiefel anhat. Da brauche ich mich über Mißhandlungen nicht zu wundern. Wie könnte ich verlangen, daß in deinem Schädel anderes als blanker Humus ist, da der Landstreicher, so entfernt von euch er existiert, schon ein so unempfindlicher Klotz ist, daß man ihm diese nicht mehr ganz neue Wahrheit mit dem Hammer auf den Schädel schlagen könnte, er würde sie nicht spüren? Man möchte glauben, sie sei ihm auf den Leib geschnitten wie eine Uniform —"

„Sind Sie jetzt ruhig!" unterbrach ihn der Schnauzbart.

„Sie haben mir vorhin versprochen, mich zum letztenmal zu unterbrechen! Ein Mann, ein Wort! Also laß mich mein Stoßgebet zu Ende bringen! Diese Sekunde, in der ich reden darf, wiegt alle Jahre meines Lumpendaseins auf wie ein halber Landstreicher eine Kompanie Schutzleute! — Die Landstreicherei hat ihre schurkischen Streber und gewissenlosen Emporkömmlinge, ihre Spießbürger, Bürokraten, Pedanten und schmutzigen Geizhälse, ihre fröhlichen Verschwender, ehrlichen Märtyrer, unbrauchbaren Talente und wertvollen Taugenichtse wie eine Ministerlaufbahn. Ich habe Tippelbrüder gesehen, die über die Abfälle, die sie bettelten und die Bauchschmerzen, die sie nach dem Essen bekamen, Buch führten, solche, die ein Vaterunser beteten, wenn es zu regnen

anfing, solche, die die Pfennige, die sie fochten, ihrer Mutter heimschickten und davonliefen, wenn einer von der Gilde Hunger hatte. Neunzig von hundert dieser Lumpenhunde verdienten eher Gendarmen zu werden, als die Landstraßen zu verunzieren und die Herbergsbetten mit ihrem Angstschweiß zu beschmutzen. Kein Beruf und kein Stand ist so würdig, daß er einen feinen Kopf nicht zu einem Hundsfott veränderte, sonst wäre ich mehr als Gendarmeriewachtmeister. Auch bei uns kommt der Dümmste weiter als der Klügste, der Unverschämteste besser vorwärts als der Bescheidene. Man schenkt dem lieber etwas, der sich lieber beschenken läßt, tut dem am ehesten einen Gefallen, der sich alles gefallen läßt, und gibt dem die besten Worte, der die schlechtesten Antworten gibt. Wer hungrig ist und seinen Hunger nicht aus dem Maul hängen läßt wie ein verdursteter Wüstenhund seine Zunge, der wird von nichts satt als zugeschlagenen Türen, schiefen Blicken und Verachtung tausenderlei Art. Die Ochsenköpfe und Fettwülste, die mir aus Wurstläden und Villenfenstern nachblicken, sie wissen nichts als den Preis von einem Pfund Fleisch und den Wert eines Bauplatzes, und dieses Wissen und die Sorge darum unterhält sie ihr Leben lang. Sie können mich ungestraft schimpfen, beschuldigen, mißachten und auslachen, weil sie viele sind, denn so wie sie sind alle. Ich bin allein und die einzige Verteidigung, die mein Stolz zuläßt, ist Erröten —“

„Ich fordere Sie auf, mit mir in die Wachtstube zu

kommen!“ unterbrach ihn der Schutzmann, dem das Gerede zu lang dauerte.

„Wozu denn, liebes Kind?“ sagte Binscham. „Jetzt, mitten in meiner Rede? Nein, mein Lieber! Ich würde ja mitgehen, ich glaube es dir, daß du ein Polizist bist! Du brauchst keine Uniform, du kannst dein Polizeigesicht im Nachthemd nicht verleugnen. Ich bleibe jetzt in der Sonne stehen, bis ich fertig bin, und dann gehe ich mit und lege mich nieder. In eurer Wachtstube würde mir der Spiritus ausgehen wie der Schnapsflasche, die du aussäufst, wenn du Mut brauchst, um ein altes Weib zu verhaften —“

Der Schutzmann ließ ihn schließlich reden; da er ihn entweder für betrunken oder für verrückt hielt, war es ihm gleichgültig, was er sagte.

„Ihr habt noch keinen Hund verenden sehen,“ sagte Binscham, „weil euch das Schauspiel nicht gefällt, noch einen Sperling beobachtet, der sich im warmen Staub wälzt auf einem Fleck, wo die Sonne im November noch hinscheint, und doch maßt ihr euch an, über das Denken eines zu urteilen, der von dem allen nichts hat, noch will, was ihr habt, wie ihr von allem nichts habt, was ich habe, wenn auch eure krankhafte Einbildung die ist, ihr hättet es auch. Weil euer Hirn keinen Maßstab enthält, an dem ihr euch geringschätzen lernen könntet, darum braucht ihr uns, weil unsere zerrissenen Hosen euch das Gefühl geben, ihr seid etwas! Was wärt ihr ohne den Landstreicher, Taschendieb, Bettler, Gaukler und

Zigeuner? Verdankt ihr nicht euer Einkommen und eure Auszeichnungen und Messingknöpfe, das einzige was an euch glänzt, dem Umstand, daß es in Europa noch ein halbes Dutzend Menschen gibt, die keinen Haushalt führen, weil sie es nicht über sich bringen, zwanzig Jahre nach ihrer Geburt sich mit der Wärmeflasche ins Grab zu legen? Wenn wir aussterben, seid ihr mitgestorben, und wenn die menschliche Gesellschaft wieder menschlich werden würde, wäret ihr die ersten, die man verhaften und einsperren ließe! Ihr verachtet mich, weil mir die Welt zu eng ist, weil ich nicht euer Talent habe, mein Leben an ein Gewerbe zu verkuppeln, die Stiefel meiner Feinde und ihre Denkfehler zu flicken und auf dem Platze, wo meine Mutter mich geworfen hat, zu verfaulen wir ihr. Ich müßte Polizeivorschriften im Hirn haben, wenn ich nicht über diese rußigen Mauern, an denen Plakate zum Besuch der polizeilich genehmigten Bordelle auffordern, und über eure stinkenden, mit Küchenabfällen gepflasterten Gassen weiter hinaussähe, als Sonne und Mond scheinen. Wenn ich an euren Kellerlöchern vorbeigehe, aus denen es nach angebranntem Katzenbraten riecht, dann atmet meine Nase den Geruch der Erde in Afrika, und wenn am Abend eure schmutzigen Kinder schreien, die sich den Gassenkot ins Gesicht schmieren und mit Tränen wieder abwaschen, dann höre ich in heißen Ländern die Hyänen brüllen. Warum laufe ich durch Hitze und Schnee, durch Regen und Sumpf, Wald und Pflaster, durch die Düngerpfützen eurer Dörfer

und durch die trostlosen Großstädte, eingemauert in Kasernen, denen der Lebensüberdruß aus den Fenstern glotzt, durch asphaltierte Herdenstraßen, gesprengt und gekehrt und nicht reinzufegen von dem Schmutz derer, die darüber gehen, in die die Sonne hineinschaut, ohne zu erheitern, wie in ein Leichenhaus — warum durchrase ich diese Welt? Vielleicht deshalb, damit jeder Spitzbube und Landgendarm, jeder Affe und Schreiberlehrling, der für drei Pfennige einen Rang einnimmt, mir in den Gedärmen schnüffeln, mich dumm anreden, unverschämt behandeln und mir in den Militärpaß schreiben kann: „Nase gewöhnlich“, als wäre meine Nase eure Seele, und obwohl sie eine der ungewöhnlichsten in Europa ist und über dessen schmierige Grenzen weit hinausriecht. Weil ich eurem Geschäftssinn im Wege bin, möchtet ihr mich umhauen und verbrennen, wie man die hundertjährigen Bäume an den Landstraßen umhaut, um eine Telephonleitung legen und sich die Kursberichte zum Frühstück mitteilen zu können; und weil ich die Fußtritte in meiner Heimat nicht wohltuender finde als sonstwo, die altbackenen Brotrinden, die man mir nachwirft, nicht feinschmeckender, die Flöhe und Wanzen in ihren Herbergen nicht weniger, die Menschheit ebenso tollköpfig wie überall und Schnee und Regen nicht freundlicher als den blauen Himmel im Süden, ohne den ich nicht leben kann, deshalb bin ich vaterlandslos. Aber ich beklage mich nicht, hab' ich doch meine Freude daran! Sie löscht eure Dummheit aus, wenn sie mich über sie

lachen läßt! Ihretwegen rede ich jeden Schurken mit Herr an und jeden Schafskopf mit dem Titel, den er am liebsten hört.

Immer lustig, alter Knabe! Jetzt ist mir auf einmal so wohl und leicht, als wäre ich zum Paradies unterwegs und nicht zur Wachtstube. Komm, gehen wir! Der Wachtmeister, dieser pflichtvergessene Schurke, kommt nicht. Ich werde ihn anzeigen wegen Nachlässigkeit im Dienst! Komm, Herr Schutzmann! Auf, in die Wachtstube! Heute befehle ich! Und gebt mir ein Glas Wasser, mein Hals ist trocken wie ein Beamtenhirn."

Der Schutzmann, der sich nicht auskannte, ob der Mensch wirklich verrückt war, oder ob er sich nur so stellte, ärgerte sich grün und blau. Und Binscham lachte.

Zuerst bekam er wegen Bettelns, Landstreichens und Beamtenbeleidigung vierzehn Tage Gefängnis. Er beschwerte sich, das sei zu viel. Es war Sommer, das herrlichste Reisewetter. Da gaben sie ihm drei Wochen. Er beschwerte sich wieder, da gaben sie ihm noch vierzehn Tage dazu und jetzt war er zufrieden.

16. Er zieht einen Trennungsstrich

Mit einem jungen Italiener war Binscham oft in einer unscheinbaren Kneipe Neapels, in der man vorzüglich aß. Der junge Mann ließ ihn meistens zahlen, damit niemand merke, was für ein armer Kerl er ist, er bezeichnete sich als Binschams Gast und sagte, der sei reicher als er. Nach dem Essen machten sie sich oft das Vergnügen, eine Hand voll Kupfergeld auf die Straße zu werfen, um zuzusehen, wie das Bettel- und Gassenvolk sich darum raufte.

Eines Tages, als Binscham seinen Freund in einem Café erwartete, übergab ihm der Kellner ein Billett, aus dem er ersah, daß sein Gönner verreist war und nicht wußte, wann er wiederkam. Irgendein Abenteuer nahm ihn in Anspruch, oder er war seiner überdrüssig geworden.

Binscham saß ohne Geld da, es reichte noch wie abgezählt, seinen Kaffee zu bezahlen. Er ließ sich nicht verstimmen, im Gegenteil überkam ihn gerade in diesem Augenblick eine merkwürdige Heiterkeit, ohne daß er wußte, warum. Er fühlte sich so glücklich, wie nur ein sorgloser Taugenichts sein kann, der, einer vom Körper erlösten Seele gleich, wie eine frohe Melodie über dem Leben schwebt. Also ging er in seine Kneipe wie sonst auch und bestellte zu essen wie immer. Als er den Kellner rief, wie um zu bezahlen, konnte der nicht gleich abkommen. Binscham sagte, er zahle morgen. Am Abend

ließ er den Wirt rufen und sagte ihm, er erwarte Geld, es wäre ihm angenehm, wenn er ihm einige Tage lang borgen würde. Der Wirt ließ ihn kaum ausreden: das habe nichts zu sagen, sei selbstverständlich.

Binscham aß und trank da also drei Tage hintereinander zu Mittag und zu Abend, ohne nach dem Preis zu fragen. Zum Schlafen ging er in eine alte, zerfallene Herberge, in der das Bett fünfzig Centesimi kostete, die er in glücklicher Voraussicht für eine Woche im voraus entrichtet hatte.

Als er am vierten Tage vor der Kneipe erschien, umlagerte den Eingang eine solche Menge Bettler, die ihm die Hände entgegenstreckten, als hätte ein amtlicher Aufruf alles Gesindel der Stadt aus seinen Löchern geholt und dorthin befohlen. Nachdem schon ein Kellner versucht hatte, die Leute fortzuschicken, kam der Wirt selbst und sagte den Leuten, er werde die Polizei holen lassen, wenn sie nicht endlich von seiner Türe weggingen. Aber niemand rührte sich von der Stelle.

Binscham ging hinaus und hielt ihnen die Hand hin. Drei, vier griffen darnach, die Hinteren drängten vor und überrannten ihn fast. Als sie die leere Hand sahen, starrten sie darauf hin wie auf ein Wunder.

„Nun?“ sagte er. „Schenkt mir keiner was?“

Sie verzogen die Mäuler, und eine alte, süß lächelnde Hexe sagte: „Wir würden dem Herrn tausendmal danken für eine Kleinigkeit. Der Herr ist ja so reich!“

„Daß ihr euch nicht täuscht!“ sagte Binscham. „Ich esse und trinke seit drei Tagen in dieser Schenke, ohne einen Knopf Geld zu haben. Wer's nicht glaubt, der kann den Wirt fragen. Also los! Wer schenkt mir was, damit ich meine Zeche bezahlen kann?“

Sie glotzten wie die Affen, und Binscham fuhr fort:

„Ihr habt wirklich offene Hände, ihr lieben Leute, aber nur, um was darauf zu kriegen! Ihr kennt das Mitleid besser als einer, der euch einen halben Pfennig schenkt, und doch habt ihr mit niemand Erbarmen als mit euch selbst. Ihr habt lange Finger und ein kurzes Gedächtnis. Ihr lebt von der Mildherzigkeit und könnt nicht mit ihr umgehen. Jeder von euch könnte ein Meister im Geben sein, weil ihr nichts anderes seht, als wie man beschenkt wird, und doch seid ihr nur Meister im Stehlen. Ich bin elegant, was? Ich schlafe aber auch in einem Loch, schlechter wie ein Abtritt, ich möchte es keinem von euch anbieten. Ich brauche keinen Wecker, weil mich die Wanzen vor dem Hahnenschrei aus dem Bett jagen, und in zwei Tagen bin ich auch davon erlöst, weil ich mich dann auf einer Anlagenbank einmiete. Ihr habt doch alle ein Loch, wo ihr abends hingeht, euer Geld zu zählen, und wenn du alte Scharteke nach Hause kommst, so erwartet dich deine Enkeltochter, die in der Handelsschule doppelte Buchführung lernt, damit ihr euere Einkünfte überblicken könnt. Ich aber weiß nicht, wo ich hingehöre und kümmere mich auch nicht darum. Ja, ich sehe gut aus, weil ich nicht ans Essen denke. Eure

Kummerfalten und Elendsmienen verdankt ihr doch nur eurer Angst, nicht genug zu kriegen, und eure Triefaugen eurer Gier, die sich nicht satt sieht. Ihr meint, weil ihr arm seid, seid ihr besser wie die Reichen. Ist denn ein armer Schurke ein besserer Lump als ein reicher? Euer Gefühl ist im Magen, eure Rülpser sind eure Seufzer, die Tränen, die ihr weint, ist der Schnaps, der euch aus den Augen tropft, und euer Hirn ist in den Fingerspitzen, die Eichtknoten haben vom Pfennigzählen! Hol' euch der Teufel pfundweise, ihr Lumpensammler, ihr miserablen Staatsbürger! Ihr Stelzenhumpler! Ihr luftgeräucherten Spaziergänger! Ihr Schnupftabaksgehirne! Ihr Landstreicher! Tagdiebe! Vagabunden! Klinkenputzer! Landplage! Kehrichtschnüffler!"

Als sie sich so verspottet sahen, wurden sie zornig, murrten und knurrten, brummten, schimpften und fluchten, die alten Weiber spuckten vor ihm aus, die Krüppel fuchtelten mit ihren Krücken, und Binscham streckte ihnen die Zunge heraus. Der Wirt hatte Angst, sie könnten ihm alles kurz und klein schlagen. Er bat ihn, ihnen doch etwas zu geben.

„Lassen Sie eine Hand voll Kupfer hinauswerfen," sagte Binscham, „auf meine Rechnung."

War das eine Balgerei! Binscham lachte sich zu Tode. Aber das Wasser lief ihm im Munde zusammen, als er so viele Münzen umherkollern sah, während sich in seinen Taschen nicht eine einzige befand, und unwillkürlich zuckten ihm die Finger. „Ich bin doch der dümmste

Narr," dachte er sich, „der erfunden ist! Da liegt das Geld haufenweise auf der Straße und ich darf mich nicht danach bücken!"

Er holte seinen Hut, ging und kam nie wieder.

17. Der Zauberer, der Sarg und das Fräulein

Ein Rudel Landstreicher schlenderte faul und gemächlich auf der Landstraße, als sie aus einer kleinen Stadt in der Entfernung eine mächtige Rauchwolke aufsteigen sahen.

„Da brennt es!" sagte Binscham. „Da müssen wir hin!"

„Fällt uns ein," sagten sie, „da gibt es Arbeit!" und legten sich neben der Straße ins Gras.

Binscham war schon fort. Er kam an den Brandplatz und gab sein Bündel einer alten Mutter zur Aufbewahrung. Es brannten sieben oder acht alte Häuser. Die Feuerwehr schaute zu. Einer meinte, es sei sehr heiß. Gelöscht wurde überhaupt nicht. Ein einziger Mann lag auf dem Dache eines Nachbarhauses und spritzte einen so dünnen Strahl in das Glut- und Flammenmeer, als ob er hineinnieste. Daß unter ihm der

Dachstuhl brannte, merkte er nicht, bis er es spürte und schleunigst herunterkletterte.

Binscham war unter einem Trupp handfester Leute, die mit langen Enterhaken die Mauern einrissen. Es war auch ihm nicht um die Arbeit zu tun, sondern um das prachtvolle Schauspiel der herabprasselnden Balken, der ächzend sich biegenden und donnernd zusammenstürzenden Mauern, über denen sich eine Wolke von Staub, Ruß und sprühender Glut und ein zauberartiger Funkentanz erhob, der wie ein Feuerwerk zum Nachthimmel emporwirbelte.

Für seine uneigennützigen Dienste erhielt Binscham ein Abendessen, und der Wirt ließ ihn umsonst übernachten. In der Frühe rief eine Magd zur Tür herein, wenn er arbeiten wolle, solle er kommen, der Wirt warte schon. Da nicht anzunehmen war, daß es an diesem Tag wieder brennen werde, entschloß er sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Es gab einen Umzug eines Zauberkünstlers, der eine Menge Kisten, geheimnisvolle Geräte und Maschinen, einen ausgestopften Storch und ähnlichen Krempel besaß. Das sonderbarste Möbel war ein farbiger Sarg, mit silbernen Lilien bemalt, die zu duften schienen. Das war aber das Parfüm der Tochter des Zauberers, ein blasses, mediumhaftes Fräulein. Binscham lauerte auf eine Gelegenheit, ein Wort mit ihr zu wechseln, und als er den Storch trug, hätte er zu gerne gesagt: „Gefährlicher Vogel!“ oder ähnliches, aber der Alte ging ihr keinen Augenblick von der Seite. Im Hin-

blick auf seine Tochter schien seine Zauberkraft eine Grenze zu haben.

Sie hoben den Sarg auf die Schultern, der schwer war, als ob eine bleierne Leiche darin wäre, und vom Bahnhof her läutete die Signalglocke wie zu einem Begräbnis. Die Sonne drang durch den Herbstnebel und leuchtete dem Mädchen in demselben Augenblick ins Gesicht, als Binscham es ansah. Sie errötete leicht, und Binscham verwünschte den Zauberer. „Läge er doch in seinem Sarg!“ dachte er.

Alles war verladen, die Pferde zogen an — das Fräulein blieb noch zögernd stehen. Im Hausflur lag ein Stoß Zeitungen.

„Darf ich eine nehmen?“ fragte Binscham.

„Wenn Sie nach Reutlingen kommen,“ sagte sie, „da spielen wir nächste Woche, dann schenke ich Ihnen mehr.“

„Mehr Zeitungen oder mehr als Zeitungen?“

„Auf Wiedersehn!“ Sie huschte weg.

Aber Binscham kam nicht nach Reutlingen.

18. Das Billett

An einem Sonntag kam er an ein Schloß und zog die Klingel. Die Portiersfrau ließ ihn ein und gab ihm ein Mittagessen.

„Gehen Sie weiter oder bleiben Sie über Nacht hier?“

Weitergehen? Hierbleiben? Er sagte, er bliebe hier.

„Dann gehen Sie morgen Mittag zum Essen in das Kloster.“

Sie zeigte ihm den Weg. Binscham verschiebt nichts auf morgen, er ging gleich hin. Zwei Klosterfrauen führten ihn in die Stube. Er sagte, er habe noch nichts gegessen.

„Den ganzen Tag noch nichts?“

„Keinen Bissen, Schwester.“

Frauen sehen es gerne, wenn ein junger Mann Appetit hat. Sie gaben ihm viel und Gutes und er aß, daß ihm die Stirnadern schwollen. Die Nonnen hantierten in der Stube herum, sahen ihm zu und setzten sich schließlich zu ihm. Zuletzt brachten sie Kaffee und Kuchen und stopften ihm die Taschen voll.

„Jetzt müssen Sie aber noch das Eßbillett beim Bürgermeister holen,“ sagten sie, „er wohnt gleich da drüben.“

Als er zurückkam, war niemand mehr in der Stube. Er hörte Betgemurmel hinter einer Tür, klopfte an und öffnete sie. Die Nonnen knieten in den Betstühlen, und am Altar glitzerten die Kerzen.

„Das Billett!“ sagte er leise.

„Ach ja, das Billett!“ sagte die eine verwirrt.

Binscham ging. Als spürte er einen Blick im Nacken, sah er sich um. Die Nonne stand unter der Tür, nickte und lächelte eigentümlich. Es gab ihm einen Riß durch und durch. Er lüftete seinen Hut und ging langsam davon.

19. Der Blick ins Weite

Auf einem Dampfer, der von Genua nach Rotterdam ging, hatte Binscham sich als blinder Passagier verstaut. Als er entdeckt wurde, setzte es den üblichen Krach, und schließlich durfte er bleiben, mußte aber arbeiten. Doch hatte er Glück, er kam in die Küche.

Während der Arbeitspausen machte er sich gerne auf dem Oberdeck zu schaffen. So saß er auch wieder einmal auf einem Taustapel in der Sonne, rauchte seine Pfeife und betrachtete schläfrig die Passagiere.

Auf dem Schiff ist die Zeit lang, und man macht sich Gedanken. Binscham sah sein Leben plötzlich hinter sich liegen und von sich fortfließen wie die von den Schiffsschrauben aufgepflügte, glitzernde Wasserstraße, die am Rand des Horizontes in Dunst zerfloß. Und er grübelte, ob es nicht doch besser sei, ein anderes Leben zu beginnen. —

Als er sich einmal umsah, gewahrte er hinter sich eine im Liegestuhl ausgestreckte, lesende Dame, deren Blick den seinen streifte. Sie hatte den Rock hochgezogen und ließ ihre schönen Beine sehen.

Binscham stand auf und ging unruhig hin und her. Als er es wagte, die Frau wieder anzusehen, blieben ihre Blicke einige Sekunden lang wie senkrecht aufeinander stehen. Der Rock war noch höher geglitten, der weiß blitzende Unterrock noch breiter sichtbar.

Mit einem verhaltenen Seufzer, ratlos wandte er sich ab. Er hatte nicht die Kraft, noch Lust, das aufregende Spiel fortzusetzen. Es verstimmte ihn, daß solche Koketterie, die nicht sein Geschmack war, ihn halb toll machte. Aber er warf von der Seite noch einen brennenden Blick auf das weiß umsäumte Knie. Was will man machen, wenn man monatelang gefastet hat.

Sollte er das Abenteuer wagen? Es war etwas kühn. — Woher die Bedenklichkeit auf einmal? Die verdammte Seefahrt!

Beim Kartoffelschälen zitterten ihm die Hände und Beine wie einem frierenden Bettelweib. War es das Fieber? Er aß nichts, sprach nichts, stierte vor sich hin und hörte nicht.

„Was hast du, Mensch?“ fragte der Koch. „Gib doch Antwort.“

„Zahnweh.“

„Dann geh' zu. Ich werde allein fertig.“

Nein, Beschäftigung betäubt. Wie wild griff er zu, schleppte Holz und Kohlen für eine Woche im voraus bei, scheuerte wütend den Boden, fegte alles blitzblank. Schweißtriefend sank er auf einen Stuhl.

Nach dem Waschen war ihm wohler. Er zündete eine Zigarette an und lachte.

Er hätte viel für einen Kragen und eine Halsbinde gegeben. Der Koch besaß sicher beides, aber nicht nach seinem Geschmack, auch wollte er zu niemand etwas sagen. Aber da mußte irgendwo noch ein fast neuer Ledergürtel sein, sein Sonntagsgürtel. — „Geputzte Schuhe," dachte er, „ein geflicktes, aber weißes Hemd und der englische Gürtel, immerhin ein gewisser Schick. Wenn es der Kerl nicht tut, die Kleider allein tun es auch nicht."

In der Nachmittagspause schlich er auf Deck.

Sie saß wieder an ihrem einsamen Platz.

Er ging einmal an ihr vorbei. Ihr Blick war derselbe, aber der Rock war züchtig bis über die Knöchel heruntergezogen. Sie zupfte an seinem Rande, als wollte sie ihn noch verlängern. Warum zog sie ihn nicht hoch über die Knie? Binscham war empört. Ob es unanständig ist oder nicht, die Waden zu zeigen, was kümmerte es ihn, da er sie sehen wollte. Und während er am Vormittag gedacht hatte: Dirne, brummte er jetzt: prüde Gans!

Die Schiffsglocke rief zum Nachmittagstee, und an der Treppe entstand ein Gedränge. Auf diesen Augenblick

hatte er gewartet. Er ging neben ihr, erfaßte ihre Hand und ließ sie erst los, als sie aus dem dunklen Schatten der Treppe ins Licht traten. Sie sah sich nicht um. Ob sie ihm ihre Hand mit Willen überlassen hatte oder nicht, er wußte es nicht. Er war nicht bei Besinnung.

Um sechs Uhr ging er hinauf.

Er stellte sich neben ihren Stuhl. „Darf ich eine Bitte an Sie richten, Gnädigste: mögen Sie mir ein Buch leihen? Die Fahrt ist langweilig. Ewig kann man das Meer auch nicht bewundern. Aber ein gutes Buch muß es sein."

„So? Und welche Bücher nennen Sie gut?" Sie war belustigt. Ein Schiffsknecht, der etwas von Büchern verstehen will, amüsant! „Was sind Sie denn?"

„Zurzeit Kartoffelschäler und Küchenjunge."

„Und sonst?"

„Sonst nichts."

„Und Sie lesen gerne?"

Er wollte sagen: ja, aber nicht in Büchern. Er war kein Freund von langen Erklärungen. „Sie sind schön!" sagte er leise, sie fest anblickend.

„Sind Sie schon länger auf Schiff? Wohin reisen Sie?"

„In mir ist jeder Gedanke ausgelöscht. Ich denke nur an Sie."

Sie wich seinem Blick aus. „Was reden Sie da. Ich kenne Sie nicht. Gehen Sie Ihrer Wege!"

„Sie waren kühn! Wenn einer darüber wahnsinnig werden kann —“

„Bleiben Sie bei Besinnung. Was wünschen Sie für ein Buch?“

„Was Buch!“ sagte er. „Ich will Sie!“

Sie ließ ihr Haupt auf die Arme sinken, verbarg ihr Antlitz. Da lag sie!

„Ich erwarte Sie um elf Uhr, dort hinten an der finstersten Stelle!“

„Welch ein Mensch —!“ Mit vor Zorn und Scham erstickter Stimme sagte sie es in sich hinein.

Noch einmal gab ihr Stolz ihr alle Kraft zurück. Sie erhob sich: „Wer sind Sie denn eigentlich!“

Zwei Perlen glitten an ihren Wangen, ihre Frisur war in Unordnung geraten.

„Sie sind bezaubernd!“ sagte Binscham.

Er schlenderte hinunter ins Zwischendeck.

Welches unerhoffte Glück, welch ein Triumph, welches heiße Fieber der Befriedigung! Er wohnte ein Stockwerk tiefer als die geachtete Welt und doch war die Welt nur für ihn da. Das Meer, so unendlich es ist, in seinen Augen fand es Platz, und die Sonne, die auf ihn herunterbrannte, gehörte sie nicht ihm allein? Sein Herz war groß genug, ihre riesenhafte Glut zu umfassen.

*

„Sie lesen schon wieder in der grellsten Sonne, Gnädigste!“ sagte der langweilige Doktor Mildenburg. „Sie ruinieren sich Ihre herrlichen Augen!“

„Um so besser. Dann bleiben mir Ihre Komplimente erspart!“

„Als ob Sie nicht tausend Vorzüge hätten, Sie kleiner Teufel! Darf ich das Buch sehen?“

Er war Literaturkenner, er schrieb selbst. Er beschloß, der verwöhnten, übermütigen Blondine das Herz heiß zu machen. Und er verbreitete sich in eine ausführliche Betrachtung über die Tragödie der Zukunft.

*

Am ersten Tag nach dieser Nacht war Binscham noch verliebt. Er fuhr sich von Zeit zu Zeit mit einem kleinen, parfümierten Taschentuch an die Nase, ging hinaus, lehnte sich über die Reeling und schloß die Augen.

„Immer noch Zahnweh?“ sagte der Koch.

„Ich glaube, es vergeht.“

Auf dem Promenadendeck durfte er sich nicht zu oft wagen, er hatte nichts da oben zu suchen. Auch mußten sie die größte Vorsicht walten lassen. Die Gesellschaft an Bord ist, wie die Gesellschaft überhaupt, eine einzige Familie und ihre gegenseitige Beobachtung ihre einzige Unterhaltung.

Binscham hatte sich mit seiner Göttin bis sieben Uhr auf dem Zwischendeck verabredet. Aber er war die Nacht

über nicht zum Schlafen gekommen, er legte sich in die Kochkiste, wie sie das Lager der Küchenmenschen nannten, und gab sich Träumereien hin. Er durchdachte alles, was ein Mensch in seiner Lage zu denken hat, er betrachtete sein Leben nach vorwärts und nach rückwärts, und er kam, wie immer, zu demselben Ergebnis: daß es unabänderlich, nicht aus seiner Bahn zu bringen war. Ihm blieb nichts, als zu genießen, was er fand, und zu bleiben, was er war.

„Schon wieder nachdenklich," dachte er, „die elende Seefahrt!"

Und er gab sich dem glücklichen Gesicht des Augenblicks hin und sank aus dem blendenden Licht seines Traumes hinüber in einen tiefen, gesunden Schlaf.

*

„Warum sind Sie gestern nicht gekommen?"

„Ich will nicht lügen," sagte Binscham, „ich habe verschlafen."

Sie beugten sich nebeneinander über das Schiffsgeländer.

Umsonst versuchte er die Gedanken, die ihn verfolgten, zu verscheuchen. Seine Grübeleien umflatterten das schöne Weib wie Nachtfalter das Licht. „Sie sieht," dachte er, „daß ich keinen ordentlichen Rock anzuziehen habe. Das bringt sie auf die unsinnigsten Gedanken. Sie wird mir ihr Geld anbieten und mich verpflichten und

dann würde sie das Gefühl haben, daß ich ihr verdanke, was ich bin. Wie soll ich ihr da sagen können, daß ich eigentlich der Enttäuschte bin."

In Gedanken sah er sie an, wie man einen Gegenstand betrachtet, ohne ihn zu sehen. Als sie verlegen den Blick senkte, wachte er auf und wollte seinen Fehler wieder gutmachen.

„Ich war ganz abwesend —"

Sie dachte: „Er ist es ja immer."

Sie gab sich an der Seite dieses absonderlichen Menschen Plänen hin, die sie sich selbst nicht einzugestehen wagte.

„Darf ich nicht wissen, woran du denkst?"

„Doch. Ich sah im Zoologischen Garten einmal zwei Löwen. Der Löwe lag vorne im Käfig und blickte mit ruhiger Verachtung über die Köpfe des Publikums hinweg. Die Löwin ging auf ihren weichen Pfoten zu ihm hin, legte sich ihm zur Seite und barg ihren Kopf an seiner Mähne. Der Löwe regte sich nicht. Sie rieb ihr Haupt weich und leise an ihm. Er blieb unverändert, unbeweglich. Zärtlich leckte sie ihm die Schnauze ab. Er duldete es, ohne es zu sehen, zuckte nicht mit der Wimper. Sein unbeirrbarer Blick ging ins Weite —"

An diesem Abend legte der Dampfer in Bordeaux an, und Binscham gelang es, in der Dunkelheit sich mit auszuschiffen.

20. Ein Interview

In der schönen Maingegend, so zwischen Gunzenhausen und Ochsenfurt, wo die Städtchen, weil die Bauspekulation nicht den rechten Schwung hat, noch alte Stadtmauern haben, auf denen das Gras wächst, das man dort wachsen hört, wo von einem Kaff zum anderen die Hähne krähen und die Häuser vorspringende Stockwerke, malerisch baufällige Giebel, ausgetretene Treppen und kein Wasserklosett haben, in dieser sehr romantischen Gegend also zog ein Trüppchen Wandervögel, Burschen und Mädels, singend fürbaß.

„Halt!“ sagte Binscham.

Tat seinen Hut auf den Stock, setzte sich an die Spitze des Zuges, tanzte mit verrückten Gliederverrenkungen voran und markierte den Tambour. Mit schmetterndem Gesang zog man durch das altehrwürdige Tor. Nachtwächter und Fledermausgesichter, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, spitze Rüben- und runde Knollennasen, Brillen und Kneifer fuhren aus den Butzenscheiben und gafften dem Zug nach, den Binscham in eine Wirtschaft geleitete, deren Tische und Bänke einladend in der schönen Herbstsonne schimmerten. Die Tische waren den Wandervögeln auch recht, aber im übrigen waren sie unrentierliche Gäste. Die Jünglinge genossen, zu zweit und dritt um eine Flasche geschart, Überkinger Sprudel, die Jungfrauen schön gefärbte Limonaden. Binscham schämte sich solcher Einkehr und ließ sich ein Viertele Federweißen

kommen und, weil er vergessen hatte, Proviant mitzunehmen, einen kleinen Imbiß und eine Zigarre. Doch wollte er nichts umsonst haben, er erbat sich die Gitarre eines Wandervögelchens, sprang auf den Tisch und sang einige treffliche Lieder, die noch nicht im Zupfgeigenhansl stehen und wahrscheinlich auch nicht hineinkommen werden. Der Beifall war nicht überwältigend, hübsche Näschen rümpften sich ungnädig, die jungen Herren schnitten ernste Gesichter: auch horchte nicht alles aufmerksam zu. Das junge Volk war untereinander genug beschäftigt. Binscham ließ das unberührt. Beim vierten Schoppen angelangt, sang er ein sehr ergreifendes Lied, das vom Tode des Raubmörders Bandoni handelt (mit dem Refrain:

> Den schönsten Platz, den ich auf Erden hab,
> Das ist das Arbeitshaus in Ingolstadt),

aber trotzdem keinen Anklang fand.

Inzwischen hatte es eine kleine Eifersüchtelei oder ähnliches gegeben, eines der Bürgergänschen, ein schnippisch unwilliges Fräulein, isolierte sich und wagte sich kühn zu Binscham hin.

„Es interessiert mich, wie Sie leben," plapperte die vorlaute Rotznase, „darf ich Sie einiges fragen?"

Binscham steckte seine Zigarre an und streckte sich auf der Bank lang hin. „Aber gerne, mein kleines Fräulein, so viel Sie wollen!"

„Wo übernachten Sie gewöhnlich?"

„Gestern fand ich leider kein Hotelzimmer mehr. Es war alles besetzt. Und so habe ich notgedrungen ausnahmsweise mit einem leeren Heustadel vorlieb genommen."

„Ich würde an Ihrer Stelle überhaupt in kein Hotel gehen, ich finde es langweilig. Im Heu oder im Wald zu schlafen, wie es die Gelegenheit eben ergibt, ist doch wundervoll! Ich habe da keine Angst. Wenn es mal ein bißchen kalt ist, das macht doch nichts!"

„Kalt war es allerdings, ich habe zufällig einen Heustadel ohne Zentralheizung erwischt. Übrigens würde ich in Ihrer reizenden Gesellschaft jeden Heuhaufen dem schönsten Hotelzimmer vorziehen —"

Das Mäulchen verzog sich halb pikiert, halb geschmeichelt. „Und wovon leben Sie?"

„Von meinen Einkünften. — Ich will versuchen, es Ihnen näher zu erklären. Was die gewöhnlichen ungebildeten Landstreicher sind, die nennen es mit einem etwas ordinären Ausdruck betteln. Ich sage Einkünfte."

„Sagen Sie doch einfach betteln, das ist ja gerade das hübsche! Es klingt viel echter. Und können Sie davon ganz gut leben? Mein Vater gibt mir immer so knapp Taschengeld —"

„Das ist nicht hübsch von ihm, darf ich Ihnen vielleicht aushelfen?"

Sie dankte, und Binscham blickte dem blauen Rauch seiner Havanna nach: „Ausgezeichnet kann man davon leben: Sie werden selten Landstreicher und Vagabunden,

selten einen Dieb, Räuber oder Verbrecher finden, der nicht sein Bankkonto hat, beziehungsweise deren mehrere, im In- und im Auslande. Die inländischen Bankkonten sind streng patriotisch und haben mit den ausländischen keinen Zusammenhang. Bevor er sich keine Villa leisten kann, setzt sich niemand zur Ruhe. Viele oder wenigstens die meisten lassen das Betteln bleiben, wenn sie es nicht mehr nötig haben, das heißt von dem Augenblick an, wo ihr Kapital einen Grundstock bildet, mit dem sie sich durch Geldverleih, Beteiligungen, Gründungen, Aktienausgabe und dergleichen ehrlich fortbringen können. Es gibt natürlich verschiedene Menschen. So kannte ich einen, der es aus purer Anhänglichkeit an Hunger und Durst einfach zu nichts bringen *wollte*. Das ist natürlich schon direkt bösartig. Und wiederum gibt es, wenn auch sehr selten, auch solche, die sogar zu dumm zum Stehlen sind. Mit solchen Kerlen macht man aber kurzen Prozeß, man sperrt sie einfach ein, wenn sie erwischt werden."

„Ich finde es nicht richtig, daß sogar die Landstreicher ein Bankkonto haben müssen. Die Menschen sind alle so materiell!"

„Nicht alle, Fräulein, nicht alle — nur die, die nichts haben! Die Menschen, die ihr Auskommen haben, sind alle sehr ideal gesinnt!"

„Ich denke es mir sehr schön, so mit der Laute auf dem Rücken von Ort zu Ort zu wandern und den Menschen schöne, alte Volkslieder vorzuspielen! Das muß herrlich sein! Sie sollten sich eine Laute kaufen!

Dieses ungebundene Leben, immer im Freien und keinem Menschen untertan, wundervoll denke ich mir das!"

Binscham schielte nach der kleinen Schnatterliese, und ihre sonngebräunten, nackten Waden brachten ihn auf Gedanken, die nicht in direktem Zusammenhang mit ihrem Thema standen. „Daß ich niemand untertan bin," meinte er, „hat mich noch nie gestört. Aber daß auch mir manchmal längere Zeit niemand unterliegt, wenn ich mich so ausdrücken darf —"

„Gerade die kleinen Unbequemlichkeiten", unterbrach sie ihn, „würden mich reizen —"

„Mich auch!"

„Es kommt doch auch vor, daß man manchmal mit Schutzleuten zusammenstößt?"

„Selten, sehr selten — ich gebe mir alle Mühe, den vielgeplagten Beamten nicht lästig zu fallen —"

„Aber das ist doch gerade das schönste! Denen würde ich ordentlich die Meinung sagen! Sie müssen mehr Mut zu sich selbst haben! Als Vagabund sollten Sie überhaupt turmhoch über der menschlichen Gesellschaft und ihren dummen Einrichtungen stehen! Schuhe tragen Sie wohl nie?"

„Doch, sie sind nur augenblicklich noch beim Schuhmacher."

„Ach wie schade —"

„Wo sie immer sind, solange sie niemand kauft."

„Ich dachte, Sie gingen absichtlich bloßfüßig —"

„Nein, ganz unabsichtlich!"

„Ich fand das immer fein, wenn ich als Kind mal ausnahmsweise barfuß in den Garten hinter unserem Hause gehen durfte. Wir tragen beim Wandern nie Strümpfe, uns genügt das!“

„Mir auch!“

„Aber Sie gehen doch immer so als Landstreicher?“

Binscham fand es an der Zeit, das Heft der Unterhaltung in die Hand zu nehmen. Er hatte im Sinn gehabt, eine kleine Sammlung unter den Wandergenossen anzuregen. Als er aber bemerkte, wie sie die Groschen zusammenschossen und um ihre drei Flaschen Gießhübler eine mächtige Rechnerei anhuben, da hielt er es für geratener, sich zeitig zu drücken. Er erhob sich.

„Gewiß gehe ich immer so,“ sagte er, „jeden Urlaub! Und ich fühle mich immer sehr wohl, wenn ich nach Hause komme, ich erhole mich jedesmal ausgezeichnet. Außerhalb der Urlaubszeit bin ich Assistent am Rentamt in Schweinfurt. Ich werde mir bei der nächsten Gehaltsaufbesserung eine Laute anschaffen, ich verspreche es Ihnen. Augenblicklich wäre ich dazu nicht in der Lage, denn heute nacht war es etwas dunkel, ich stolperte über einen Ast im Walde und verlor meine goldene Uhr und meine Brieftasche samt Scheckbuch und sämtlichen Papieren und habe mich etwas zerrissen, wie Sie sehen. Weit und breit war keine Bogenlampe, noch dazu hatte ich Kurzschluß in meiner elektrischen Taschenlaterne, und so kam das Malheur. Ich habe es zwar sofort beim Fundbureau angemeldet, aber bis jetzt ohne Erfolg. Ich

werde wohl nach Hause telegraphieren müssen. Einen Augenblick, bitte, ich komme gleich wieder —“

Er legte seinen alten Deckel auf den Tisch, ging ins Haus und durch den rückwärtigen Ausgang hinaus — niemand war zu sehen, turnte über die Zäune und weg war er.

21. Spuk

Eines Abends bei schlechtem Wetter ging er in einen Dom. Er betrachtete die hohen gotischen Säulen, deren Schatten immer finsterer wurden, und wartete, bis das letzte alte Weib hinausgeschlüpft war, dann setzte er sich in einen Beichtstuhl. Einen Augenblick später ging der Mesner durch, schloß die Türen ab und löschte die Kerzen. Nur das ewige Licht brannte wie das rote Auge eines Gespenstes.

Das Nachtlager war warm und ganz bequem. Mitten in der Nacht erwachte er von einem lauten Schrei, und als er sah, wo er war, wurde ihm, der oft in Kirchen übernachtete, auf einmal unheimlich zumute. Er horchte angestrengt und vernahm ein Seufzen, Hüsteln und Flüstern, dann wieder Schritte und plötzlich, er zuckte zusammen, einen Krach oder Schlag, als ob jemand einen Gegenstand hätte fallen lassen.

Binscham war gewiß keiner vom Fürchten. Sein Gewissen ist unbeschwert wie das eines Kindes, und was er tut, hält er für gut getan. Da ihm der Begriff der Sünde fremd ist, so befände er sich, wenn es einen Jüngsten Tag gäbe, unter den Glücklichen, die mit dem Freimut der Unschuld vor ihren Richter treten. Es war seine Einbildungskraft, die ihm gefährlich wurde. Die Finsternis sank in Rauchwolken von den Gewölben herab, alle Schatten flackerten und bewegten sich, die Heiligenfiguren grinsten, rührten Lippen und Hände, winkten und drohten ihm, Männer und Frauen traten aus den Gemälden, in der vordersten Bankreihe kniete jemand, und hinter einem Pfeiler stand einer, er sah deutlich sein Profil mit einer von Aussatz zerfressenen Nase, oder war es ein Totenschädel? und seine lebhaften Gesten. Es half nichts, daß er sich sagte, in den alten Grabmälern sei nichts als der Staub von zerfallenen Leichnamen — er sah sie heraussteigen und den Gruftstein hinter sich schließen, wie man die Tür eines Wandschrankes zumacht. Obgleich die Stille so groß war, daß man ein Haar hätte wehen hören, vernahm er die furchtbarsten Geräusche, Stöhnen, Wimmern und Zischeln und das Knaxen der Fußgelenke, wenn einer barfuß von hinten heranschleicht, um einem den Schädel zu zerschmettern. Krachte das Holz einer Bank, so glaubte er das Ächzen eines Scheintoten zu hören, der sich aufrichtet, um den Sarg zu sprengen und dessen furchtbarer Schrei jeden Augenblick die Luft zerreißen muß. Und er horchte mit

fieberhafter Aufmerksamkeit und hörte um so mehr, je stiller es war.

In Wirklichkeit war nichts zu hören als alle Viertelstunden das Anschlagen einer feinen, silbernen Glocke in der Sakristei und gleich darauf im Turm die schweren, brummigen Stundenschläge, von deren Dröhnen und Summen minutenlang die Luft zitterte.

Schließlich sagte er sich, es sei ein Unsinn, einen Spuk zu sehen, der nirgends existiere als in seinem eigenen Hirn, und aus dem Knurren seines leeren Magens Gespensterstimmen zu hören. Er erinnerte sich an das Märchen von dem Manne, der auszog, das Fürchten zu lernen und wie er sich als kleiner Junge gedacht hatte: „So werde ich es auch einmal machen!“ Ärgerlich drehte er sich zur Wand, um weiter zu schlafen. In diesem Augenblick, er hatte der Kirche kaum den Rücken zugekehrt, huschte ein Totengerippe im Brautkleid vorüber, er sah es ohne hinzublicken, hörte den langen Schleier auf dem Boden schleifen; zugleich schnarrte das Uhrwerk im Turm, und ein Höllenlärm und Geschrei erhob sich. Vor Entsetzen brach ihm der Schweiß aus allen Poren. Gespenster in schmutzigen, feuchten Hemden, Kot in den Haaren, liefen hin und her und schlugen mit Leuchtern, Fahnenstangen und verfaulten Brettern, an denen Würmer klebten, aufeinander los. Im Turm rasten polternd etwa zwanzig Kerle die Stiege herunter, stolperten übereinander und zerbrachen die Knochen, so daß es klang, als ob einer einen Sack gespaltenes Holz auf das Pflaster

leerte. Andere rannten herein und ließen die Tür auf. Der Wind wehte mit einem langen Pfiff durch und bewegte die Vorhänge an der Wand. Dann wieder war es totenstill. Und Binscham horchte und horchte.

Endlich überlegte er, daß ihm doch nichts geschehen könne. Er war in einer Kirche, nun ja, der Ort ist nachts unheimlich und begünstigt die Gaukelbilder der Phantasie. Und wenn jemand da sein sollte, irgendein Kerl, der auf Kirchendiebstahl oder Leichenraub ausging, was konnte er von ihm wollen? Von ihm war nichts zu holen, weil er nichts hatte, höchstens sein Leben, und da sollte nur einer kommen! „Lächerlich," sagte er sich, „hier ist kein Mensch außer mir. Für solche Nachtquartiere bedanken sich andere Leute schönstens! Ich werde jetzt aus dem Beichtstuhl heraustreten und fragen, ob jemand da ist. Wenn sich einer meldet, so ersuche ich ihn, mich nicht in meiner Nachtruhe zu stören!"

Aber bei dem Gedanken, den schaurigen, vielstimmigen Widerhall seiner Stimme zu hören und unter diesen beweglichen Schattenuntieren stehen zu müssen, die von vorne und hinten, von unten und oben herankrochen und ihm über die Schulter langten, stockte ihm der Herzschlag. Er hörte den Kalk von der Mauer rieseln und ein regelmäßiges tickendes Geräusch, vielleicht ein Wassertropfen, der vom Fenstergesims herabschlägt! dachte er. Aber er glaubte, es schliche sich jemand vorsichtig heran und wagte nicht zu atmen, aus Furcht, sich zu verraten. Er riß die Augen auf und starrte in die Finsternis, um allem, was

da kommen sollte, entschlossen entgegenzusehen und dem ersten, den er sah, an den Hals zu springen. Aber, entsetzlich, da stand jemand auf Armlänge vor ihm! Er träumte doch nicht, er schlief ja nicht, er war seit Stunden, die einem Jahrhundert glichen, wach, und seine Augen waren so weit aufgerissen, wie sie nur der Schrecken öffnet. Er sah die Gestalt in langem, blauem Gewande zum Greifen deutlich vor sich stehen. Sie drohte ihm warnend mit dem erhobenen Finger. Er wollte schreien — die Kehle war ihm ausgetrocknet und abgeschnürt, seine Glieder gelähmt, er wagte nicht einmal mehr zu zittern. Plötzlich sank ein Lichtschimmer vom Fenster herab und die Gestalt verschwand. An ihrer Stelle schnitt ein heller Sonnenstrahl durch die Luft.

Erschöpft und zerschlagen stand Binscham auf und dehnte die steifen, schmerzenden Glieder. Während der Frühmesse ging er hinaus und wunderte sich über sich selbst.

„Da habe ich meine Sünden," dachte er, „obwohl ich mir keiner bewußt bin, schrecklicher gebüßt als die, die jeden Tag Schuld, Reue und Buße heucheln!"

Und er lachte, so daß die alten Weiber, die zur Kirche humpelten, sich verwundert nach ihm umsahen.

22. Heimat

Eines Tages erfaßte Binscham ein unwiderstehlicher Drang, die Gegend, in der er geboren war, wiederzusehen, und wenn es nur für eine halbe Stunde wäre. Seine Einbildungskraft wußte ihm verführerische Bilder vorzuzaubern, alte Häuser, verfallene, mit Sträuchern überwucherte Zäune, hohle Weiden am Bach und Wirtshäuser mit den Bänken in der Sonne und den Pferden, die aus der Krippe fressen, während der Fuhrmann sein Bier trinkt und ein leiser Wind in den Bäumen raschelt. Und das Bauernhaus mit dem Düngerhaufen, neben dem er als Kind gespielt hatte, erschien ihm so schön wie eine blendende, von Wohlgerüchen trunkene Gegend in einem fernen Erdteil. Krank vor Heimweh vergaß er Hunger und Müdigkeit und verzichtete auf den Schlaf, weil er doch nicht schlafen konnte, solange er nicht da war, wo es ihn hinzog.

Er marschierte die Nacht durch und kam an einem heißen Sommermorgen in eine kleine Stadt des nördlichen Oberbayern, nicht weit von seinem Geburtsort. Auf einer Wiese legte er sich nieder, sah nicht nach links und nicht nach rechts, schlief ein und erwachte wieder, von Hunger und Durst geweckt, als es allzu heiß geworden war und die Fliegen ihm auf der Nase tanzten. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, gähnte, streckte sich und erhob sich dann.

Während er durch die Stadt schlenderte, war ihm zu-

mute wie einem Weltreisenden in einem Museum, den vor den verstaubten Waffensammlungen eine brennende Sehnsucht nach Wind und Sonne, Meergeruch und Farbenpracht ferner Zonen überwältigt. Vor einem neuen Hause mit großen Schaufenstern blieb er stehen, während aus seiner Erinnerung ein alter Krämerladen aufstieg, dessen Glockengebimmel ihm noch in den Ohren lag. Und er verzog vor diesem Triumph der Neuzeit spöttisch die Mundwinkel und überlegte, ob er dem Besitzer dieses Glaskastens, der vielleicht hungriger war als er, wirklich die Ehre antun sollte, sich von ihm ein Stück Brot zu betteln. In der Auslage summten die Fliegen und vertrockneten die Torten auf dem in der Sonne vergilbten Papier, und die Spiegelscheibe zeigte sein Bild, das so lustig aussah, wenn er sich im Wald und auf der Landstraße in einer Regenpfütze beschaute, greulich verzerrt, schmutzig und abstoßend. Ihm war, als spiegelte er sich in den Augen eines der Menschen, die solche Häuser bauen. Er wünschte sich weit weg von dieser abendländischen Trostlosigkeit, sein altes Heimweh nach der Ferne packte ihn, er begriff, warum er davongelaufen und Landstreicher geworden war, und er hätte hundert Städte dafür hergegeben, daß er in keiner von ihnen zu Hause war.

Aber wer leben will, muß essen, also ging er in den Laden und sagte sein Gebet her. Hinter ihm war ein alter Mann in den Laden getreten, der, den Hut in der Hand, auch um ein Almosen bat. Binscham wollte ihm

einen Gruß zunicken, als er ihn ansah, gab es ihm einen Stich, eine heiße Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, er drehte sich um und stolperte ungeschickt zur Tür hinaus. Einen Augenblick lang blieb er unschlüssig stehen, dann ging er weg und wartete an der nächsten Straßenecke, bis der Bettler aus dem Laden kam. Er sah, wie er sich bückte, einen Zigarrenstummel aufhob und in die Tasche steckte, und wie sein Kittel in der Sonne leuchtete wie ein bemooster Baumstamm. Und er erkannte in jeder der zitternden Bewegungen des Alten, daß er sich nicht getäuscht hatte: der alte Fechtbruder war sein Vater. Er humpelte das Trottoir hinan, Binscham ging ihm nach und war ihm so nahe, daß er den Geruch seiner Kleider, der an alte Truhen erinnerte, wahrnahm. „Was ist das mit meinen Eltern?" dachte er. „Sie waren Bauern! Jetzt bettelt er!" Er zählte seine Pfennige, ging, ohne den Alten aus dem Auge zu lassen, in einen Laden, kaufte Wurst und hielt einen kleinen Jungen an. „Da, gib das dem alten Mann dort!" sagte er, dann ging er über die Straße und stellte sich in einen Hausflur. Als der Knabe dem Alten das Paket gab, sah er sich um und suchte Binscham, fand ihn aber nicht. Er blickte dem alten Mann noch einen Augenblick nach und vergaß ihn dann.

Binscham ging langsam aus der Stadt hinaus. Die Bänke an der Klostermauer, auf denen sich die alten Leute sonnten, waren leer, die Hitze und Schwüle war zu groß. Er setzte sich hin und dachte an sein Erlebnis. Er war keines Gedankens fähig, stellte sich nur immer wieder das

Bild vor, oder vielmehr es stellte sich ihm vor: die zerknitterten Züge des alten Mannes, seine linkischen Bewegungen und das fragende Lächeln, das über seinen Bart huschte wie ein Licht über einen grauen Apriltag, als ihm der Junge das Paket gab.

So verging der Nachmittag. Plötzlich weckte ein wütender Windstoß Binscham aus seinem Brüten. Der Himmel hatte sich umwölkt, Staub und Blätter wirbelten über den Weg, und einige Spaziergänger rannten hastig der Stadt zu. Aber das Gewitter verzog sich, er blieb sitzen. Es war zu spät geworden, um noch weiterzuwandern. Als es dämmerte, aß er sein Brot, das er in der Tasche fand, und streckte sich zum Schlafen hin.

In der Nacht erwachte er. Es regnete. Er stand auf, stülpte den Rockkragen hoch und ging fröstelnd davon.

23. Das Haus mit der Treppe

Eines Nachts ging er durch die Via felicita in Florenz. Die Gasse ist eng und abgelegen, ein schwüler, ummauerter Schacht, ein sogenannter berüchtigter Ort. Wer sie zwischen Dämmerung und Mitternacht passiert, hat damit zu rechnen, daß er, ob Deutscher oder Chinese, mit „schöner Engländer!“ angesprochen und mit den verlockendsten Einladungen beflüstert wird, und daß ihm eine leise, flehentliche Stimme nachruft: „Una lira,

Signore! — Un mezzo lira! — Un quarto!“ Und wenn der Angesprochene immer noch weitergeht und nicht hören noch fühlen will, leidenschaftlich: „Vente centesimi!“ Aber Binscham interessierte sich für diese Liebe zum Ausverkaufspreis, ausgerufen und unterboten wie Ramschartikel beim billigen Jakob, nicht.

Die Straße besaß also wenig Anziehendes für ihn, mit einer einzigen Ausnahme, einer Besonderheit, die er in ihr entdeckt hatte. Es war das ein Palast, an dessen Front eine marmorne Treppe in einer Linie ohne Zwischenpodest bis zum zweiten Stockwerk führte und dort in einen steinernen Balkon überging. Dieses Hauses wegen suchte er die verlorne Gasse auf.

Er lehnte sich an die Mauer und überließ sich seinen Gedanken. Er dachte daran, daß seine Art zu leben für unser zu lauter Gesetzlichkeit verknöchertes Zeitalter viel zu kühn war. Ihn verlangte nach Gefahren, aber den heutigen Menschen bedrohen nur Sicherheit und Ereignislosigkeit, und alle Abenteuer enden auf der Polizei. Er suchte unbedenkliche und ungewöhnliche Menschen, die keinen anderen Ausweg haben als den, ihren eigenen Gesetzen zu leben. Gauner und Verbrecher waren die einzigen, vor denen er Achtung hatte. Die übrige Menschheit? Vorsichtige, berechnende, geräuschlose Schatten, einer so farblos wie der andere, von denen jeder sich für etwas Besonderes hält, und die glauben, vollkommen zu sein, weil sie harmlos sind. Kranke, die nicht gesund sein wollen, Schwache, die Bedenken haben, stark zu sein, und

Hilfsbedürftige, von denen keiner sich selbst helfen will. Nur der steht eine Todesangst aus, dachte er, rücksichtslos und ungerecht zu sein, der selbst dergleichen nicht ertragen kann; aber wer niemand etwas nehmen oder zufügen kann, der kann auch niemand etwas geben. Solches Gesindel, fand er, sei in unserer Zeit besonders zahlreich und würde immer noch zahlreicher. Ihm erschien das heutige Leben als eine gesetzlich verbürgte Garantie, daß es keinem zu schlecht und keinem zu gut gehen, kurz, daß sich nichts Besonderes ereignen wird. Als ein von Krüppeln überfülltes Hospital, in dem neben den Plakaten, die ermahnen, nicht auf den Boden zu spucken, solche hängen mit der Aufschrift: „Tu mir nichts! Ich tu dir auch nichts!"

„Was soll ich da oben tun?" dachte er. „Wenn ich oben bin, dann sehe ich also die Treppe von oben. Wenn ich den Vorhang wegziehe, dann sehe ich in ein Zimmer, in dem irgend jemand, eine Familie oder ein altes Weib, zu Abend ißt. Dann kann ich wieder gehen. Oder ich kann eintreten, eine Verbeugung machen und nach jemanden fragen, den ich nicht kenne. Wenn man mich vorher hört, dann kommt ein Hausknecht heraus und verabreicht mir eine Ohrfeige. Die Leute aus den unteren Volksklassen sind die einzigen, die noch Initiative haben. Und ich gebe ihm zwei zurück, weil ich nobel bin. Das Abenteuerlichste, was mir passieren kann, ist, daß man mich für einen Einbrecher hält und zur Polizei führt, worauf ich meinen falschen Paß vorzeige und unter Bei-

leidsbezeigungen entlassen werde. Oder ist es ein Bordell. Dann steht mir die ärmste aller Sensationen bevor."

„Traurig!" sagte er laut. „Es ist nichts!" und wandte sich zum Gehen. In diesem Augenblick hörte er ein Pst! hinter sich. Er sah niemand, aber aus dem Vorhang auf dem Balkon blitzte ein Lichtfaden, es konnte jemand heraus- und wieder zurückgeschlüpft sein — eine Maus zum Beispiel; es muß nicht immer eine schöne Frau sein, wenn sich ein Vorhang rührt. Es kann auch eine häßliche sein. Oder ein Mann. Oder die Zugluft.

Ärgerlich über seine Lust, sich Dinge einzubilden, auf die kein vernünftiger Mensch verfällt, und dabei seine eigenen Augen und Ohren zu belügen, kehrte er um und ging die Treppe hinauf. Von dem Echo der einsamen Gasse verdoppelt und verdreifacht schleiften seine Schritte hinter ihm drein. „Eigentlich könnte ich jetzt umkehren", dachte er. „Was ich erleben wollte, hat sich in meiner Einbildung bereits in unübertrefflicher Weise abgespielt. Was jetzt noch kommt, ist langweilig und sinnlos." Indessen hob er den Vorhang hoch, trat gleichgültig ein, als wäre er in einem Hotelzimmer oder in der Herberge, und verbeugte sich leicht gegen eine Dame. „Muß mal wieder den Kavalier spielen", dachte er.

„Gestatten Sie eine Bemerkung", sagte er, indem er sich in einen Lehnstuhl warf. „Vor dreihundert Jahren hätte ich, zu dieser Nachtzeit auf solche Weise hier eintretend, erwarten müssen, daß zwei Männer aus einer Ecke herausspringen, mich niederschlagen und wie eine

tote Katze vom Balkon auf die Straße werfen. Wir gesetzlich geschützten Staatsbürger von heute wissen, daß uns solche Gefahren nicht mehr begegnen. Wir wissen im voraus, daß alles glimpflich abläuft. Und so ist nichts mehr ein Kunststück. Es gibt keine Abenteuer mehr. — Sofern man die gute Gesellschaft samt ihrer Justiz nicht als einen Spucknapf behandeln will, wie ich es mache", fügte er hinzu.

„Vielleicht nur noch Abenteuer der Seele?" meinte sie.

Er lächelte.

„Übrigens," fuhr sie fort, „hätte es auch sein können, daß mein Mann Ihnen, empört über Ihre Dreistigkeit, mit vorgehaltenem Revolver entgegengesprungen wäre!"

„Wenn eine Frau das wünscht und glaubt," erwiderte er, „so ist das weiblich und für das Weib bezeichnend. Ihr Herr Gemahl hingegen wird teils das Bedürfnis haben, teils gezwungen sein, als sogenannter ehrenhafter Mann zu gelten, und als solcher kann er die bestehenden Gesetze nicht mißachten. Um dies zu können, müßte er entweder so mächtig sein, daß er sie vorteilhaft umgehen kann, oder er müßte blutjung, eifersüchtig und unbedachtsam, leidenschaftlich und kühn sein. In beiden Fällen wäre er ein unmoderner Charakter. Als ein Mann von heute aber würde er mir nicht die geringste Schwierigkeit bereiten. Sehen Sie mich an: ich bin ganz ordentlich gekleidet. Wenn ich einen Anzug stehle, nehme ich natürlich, wenn möglich, die letzte Mode. Ich habe Geschmack

und weiß mich auszudrücken, nur wird mir beides manchmal zu langweilig. Ihr Gatte und ich würden uns, dafür bürge ich, in der formvollendetsten Weise, triefend von Anstand und Menschlichkeit, auseinandersetzen. Auf dem Nachhausewege hätte ich dann das Gefühl, daß etwas Ekelhaftes, Niederträchtiges geschehen ist, wogegen ein Meuchelmord eine fromme, erhebende Tat bedeutet. Unsere Zeit bezeichnet nur die Schwächlinge für edel. Das Gesetz kennt den wahren Begriff des Edlen, Männlichen nicht, und unsere heutigen Gesetze verwässern und negieren ihn immer gewaltsamer. Sie versuchen bereits, die letzte noch übriggebliebene Form des Tötens, den Krieg, abzuschaffen."

Er führte seinen Gedanken noch weiter aus. Während er sprach, betrachtete er die Dame. Entschlossen, sich von keinem weiblichen Reiz, der sich beim längeren Betrachten und näherer Berührung so leicht als fauler Zauber herausstellt, bestechen und übervorteilen zu lassen, registrierte er: große Gestalt, Körper jung, Zähne echt, Hautfarbe frisch, nicht gepudert, Augen dunkel, sehr effektvoll, das Haar, wenn es nicht gefärbt ist, wunderbares Blond.

Trotz dieser nüchternen Aufzählung und ungeachtet seiner Absicht, mit unbefangenen Augen zu sehen, trotz seiner Furcht vor Betrug und Enttäuschung, trotz seines Widerwillens, aus zu rascher Entflammtheit sich halbe und zweifelhafte Genüsse zu bescheren, trotz alledem überfiel ihn, wie den Müden der Schlaf, gegen seinen Willen ein besinnungsloser Rausch.

Er musterte kritisch ihre Kleidung. Es war nichts daran auszusetzen. Ihr Geschmack, er bedauerte es, war vollkommen.

Er nahm seine Zuflucht zu einem bewährten, von ihm ausprobierten Mittel: er stellte sich vor, wie sie zwanzig Jahre später aussehen werde, modellierte ihr Fleischmassen auf Brüste und Schenkel, umwölkte sie mit schweißgetränktem Parfümdunst, zeichnete ihr mit Schminke überschmierte Falten und Sprünge auf die Haut und riß ihr Haarbüschel aus dem Kopf. Aber etwas in ihm behauptete felsenfest, daß ein besonderer Zauber dieses Weib vor Alter und Entstellung schütze, daß dieses Fleisch dauerhaft wie Marmor und seine Schönheit unvergänglich sei.

„Ich muß jede Einzelheit durchdenken!“ sagte er sich, wie einer, der, einer Ohnmacht zuwankend, sich angestrengt an Ort, Zeit und Geschehnis klammert. Hätte ihm einer zugeflüstert: „Was ist denn dabei? Ist denn ein schönes Weib ein blaues Wunder? Deine Phantasie hat dich jederzeit höher getragen, als du jetzt stehst!“ — er wäre seiner vielleicht Herr geworden. Aber die Besinnung auf sich selbst, der Souffleur im Leben, ließ ihn im Stich. Er hatte den Verstand verloren wie ein Schauspieler im Lampenfieber die Besinnung. Sie sah ihn mit einem vollen Blick an. „An diesen Augen“, gestand er sich, „werden die Jahre nichts verändern.“

„Wehe ihr,“ wehrte er sich, „wenn ich etwas an ihr entdecke, das mir nicht gefällt! Ich werde meine Leiden-

schaft zurücknehmen, wie der Freund die Freundschaft, wenn es an die Geldbörse geht!"

Während sie sich unterhielten, abgerissene, leere Redensarten wechselten, war sein Kopf wie ausgeblasen. Ihr Gespräch bestand aus etwa folgenden Verlegenheitsphrasen:

„Wie heißt diese Straße doch gleich?"

„Via felicita, Haus dreizehn."

„Eine Glücksstraße und eine Unglückszahl. Ein schönes Haus!"

„Sie haben es oft genug betrachtet. — Wie kamen Sie auf den Einfall, hier heraufzugehen?"

„Ich weiß es nicht. Es war eine Laune."

„Waren Sie sehr überrascht?"

„Ich ließ es nicht merken."

„Ich bewundere Ihre Kühnheit!"

Diese langweilige Litanei gedankenloser Nichtigkeiten war Binscham ein Ereignis. Er erinnerte sich nicht, je ein geistvolleres Gespräch geführt zu haben. Einmal las sie sogar ein Gedicht vor. Man denke sich: eine verheiratete, vielleicht hohen Gesellschaftskreisen angehörende Dame sitzt um zwei Uhr nachts einem unerlaubt in ihre Wohnung eingedrungenen, wildfremden Menschen gegenüber, dessen Namen sie nicht einmal weiß, nimmt ein Buch zur Hand und liest ihm ein Liebesgedicht vor! Diese Frau mußte entweder von einem furchtbaren ehelichen Unglück verfolgt sein, daß sie ihrer Sinne nicht mehr

mächtig war, oder sie war eine Dirne, eine Kranke, hysterisch oder verrückt.

Binscham, der noch nie dergleichen gehört hatte, fand das Gedicht, eine belanglose modische Reimerei, sehr schön.

Die Dame trat auf die Balkontür zu und schob den Vorhang beiseite.

„Der Mond ist aufgegangen“, sagte sie.

Bei diesen Worten glaubte er die Offenbarung eines himmlischen Engels zu vernehmen. Sie stand neben ihm, er mußte seiner unbändigen Lust, sich ihrer zu bemächtigen, mit Aufbietung aller Kraft und Gewalt Widerstand leisten. Seine Vorstellungskraft war aber, wie immer, behender als er selbst: in ihr war bereits alles geschehen, durchkostet und genossen und auch schon erkaltet, während er noch, trunken vor Angriffslust, auf dem Sprunge stand.

Er erhob sich und nahm seinen Hut.

„Es ist sehr spät geworden“, sagte er, sich verbeugend.

„Sehr früh!“ scherzte sie.

Von der kühlen Morgenluft gestreift, fröstelte, erschauerte er bei diesem Wort wie am Ende aller Tage. — Er küßte formell ihre Hand.

„Auf Wiedersehen . . .“ Ihre Lippen blieben geöffnet, als hätte sie noch etwas sagen wollen, das erstickt war.

„Übrigens,“ sagte er, sich zurückwendend, „glaube ich nicht, daß die Natur des Menschen geradezu aussterben kann. Sie wird wahrscheinlich nach uns, wenn eine gewisse Zeit erfüllt und überwunden sein wird, so blutig,

furchtbar und großartig zum Vorschein kommen wie noch nie. Schade, daß ich dann nicht mehr leben werde!"

„Glauben Sie?" fragte sie verblüfft. Sie hatte keines seiner Worte weder gehört noch begriffen.

*

Er ging in ein Kaffeehaus. Die Stühle standen auf den Tischen, der dämmernde Tag verdrängte das künstliche Licht einer übernächtigen Gaslampe. Der verwüstete Schauplatz menschlicher Vergnügungen und Illusionen.

„Gibt nichts, Herr Nachtschwärmer!" sagte die Putzfrau.

„Nein," erwiderte er, „ich will auch nichts. Aber ein Stück Papier und einen Bleistift wird die Welt noch besitzen."

Er drückte ihr einen Schein in die nasse Hand, den sie zurückweisen wollte, dann nachdenklich, verwundert anstarrte. Sie legte ihn auf das Büfett und beschwerte ihn mit einem Trinkglas, bis er diesen offenbaren Scherz zurücknahm.

Binscham aber schrieb das folgende Gespräch auf.

Ich

Zum Wort verurteilt bin ich leer,
Mißton, unrein, entstellt zu Lügen,
wie Wellen spielen, obenher
auf unberührter Tiefe wiegen.

Schweigen verspricht, verschwendet mehr,
Stumm sag' ich, was ein Laut zerstört,
aus deinem Schweigen, inhaltsschwer,
erfaßt ein Sinnen, das betört.

Schon viel zu viel sagt nur dein Ach!
Ich denke deinem Seufzer nach.

Sie

Wer hofft, hat alles, was ihm fehlt,
nur hoffnungsloses Herz ist leer.
Sehnsucht erfüllt, der hofft noch, den sie quält,
wer nichts erträumt, besitzt nichts mehr.

Wie ein Betrunkener niederfliegt,
taumelt in den Straßengraben,
wankt das Herz hin. Es erliegt
süßer Hoffnung, die wir haben.

Ich

Der Bettler, der von Abfall lebt,
beschenkt, erstarrt vor Schrecken stumm:
So ich, der nie vor Unglück bebt,
Glück, Überreichtum, bringt mich um.

Ich wehre mich: es ist nicht wahr,
ein waches Traumbild, das du siehst! —
bin wach und fürchte, sehe klar
den Wunsch, der brennt, als Wunsch verfließt.

Sieh! sagt die Hoffnung, sie bewegt sich ja!
Ja, sagt die Furcht, was ich im Traume sah!

Sie

Du sahst mich an, vor Abscheu blaß,
ich wandte mich bestürzt, betrogen,
verbarg mich kühl, die Augen naß,
da Blick die Blicke angelogen.

Dann, als dein Lachen mich erregt,
hat es mich rasend hingezogen.
Im Augenblick, der so bewegt,
sind Tag und Nacht zu eins verflogen.

Verdeckt der Blick noch Sonnenschein,
weil Regenwolken vor ihm wogen?
Brennt Licht von deinem Blick darein,
dann blendet mich ein Regenbogen.

Ich

Zu Kampf und Feindschaft bin ich wach,
durch Abkehr stark, tollkühn, verschlagen!
Den Blick zu dir erhoben bin ich schwach,
mein Stolz und meine Kraft versagen.

Kein Schrecken kommt dem einen gleich:
in deinem Blick mein Himmelreich.

Sie

Törichte Lust! Geschwätz! Das Phantasie
vortäuscht als wahr, war es auch nie!
Ich nehm zurück, was Tollheit angefacht
zu lügen, und der Zauber dieser Nacht.

Wie schön für einen Mann, Scherz ernst zu nehmen!
Ich Weib muß mich des Scherzes schämen.

Ich

Vom heißen Augenblick verführt,
von Übermut in Überglut verstiegen —
ernüchtert, kalt, in Scham erliegen,
alt, lebensmüde, ruiniert.
Gesundheit, Jugend, Frühling — glaubt sie nicht!
Licht geht davon an trüber Wolke Rand,
verwüstet, fahl und trostlos sucht das Land
am Himmel, blind, begreift ihn nicht.

Im Dunkel siehst du hellen Lichtbeginn,
vom höchsten Licht fällst du in Dunkel hin.

Was log ich mich so überselig an?
Unwirkliches, erträumtes Schauen,
an ein Geschöpf sich anzutrauen!
Trugbilder! Täuschung! Zauberhafter Wahn!
Verlognes Drehn und Wenden, seichtes Wort,
das liebt, bewillkommt, lächelnd grüßt,

den hohlen Augenblick versüßt, —
der Wunsch nach Dauer reißt dich fort
Alleinsein reift Verlangen, überschwer,
die Welt umarmen macht die Erde leer.

Verstoßen und verloren, ungesehn
der höchsten und geringsten Qual ergeben,
vertausendfacht, wie Blätter jedem Wehn
und Druck der Luft — warum noch leben?
Vergessen, Schlaf, gelöst aus schwüler Kraft,
Verzicht, Enthaltung, zu dir gehe ich,
Tod, Ruhe, Friede dich erflehe ich!
Nach Sturm und Aufruhr, Wahnsinn, Leidenschaft

scheint milde Sonne, seidne Flügel regt
der Schmetterling; kein Hauch die Luft bewegt.

Sie

Bleib' noch! Ich wagte nicht zu sehn,
was nie zu sehn ermüdet, dein Gesicht
und deinen Blick, vergrämt beim Sehn;
dein Schatten zögert! Geh' noch nicht!

Wie Knaben Schmetterlinge fangen,
Licht atmen, Sonne, Farbenpracht,
so, wenn ich dich bestaune und betracht,
wird unersättlich mein Verlangen.

Gehst du nun fort, was bleibt mir dann?
Erinnerung, die nacherzählt,
verdeutlicht, was nicht leben kann,
im Schlaf, von Träumerei gequält,
noch träufelt ins berauschte Ohr,
was ich besaß, vergaß, verlor.

Ich

Das Licht, das unser Auge preist,
erscheint nur schön, bescheint es dich.
Vor deinem Glanz, auf den es weist,
verweht es, offenbart nur dich.

Dir dient Geheimnis, Schweigen, Nacht,
die Sinn vertieft und Licht entfacht.
Licht, das dir flammt, erreicht dich nicht,
Witz, der dich schmäht, verarmt durch sich.

Der Dichter, nur durch dich verklärt,
kann ohne dich von sich nichts offenbaren.
Das Leben ist nur lebenswert
um dich; Sehnsucht nach dir zu wahren.

Sie

Wie schnell es tagt! Verbleibe, Nacht!
Steh still, Zeit! Morgen darf nicht morgen sein!
Das Heute zu verlängern, bleibe, Nacht!

Schlaf' ein, Licht, harten Tages Schein!
Tag sei ein Jahr! Jahr muß Jahrhundert sein!

Gramvoller Wechsel holder Jahreszeit
vergeh, vergeß uns, Zeit sei Ewigkeit!

24. Gondola, Signore, Gondola!

Wieder hatte ihn die Zauberstadt angelockt, wenn auch nur als Durchgangsstation, versteht sich. Wieder stand er auf der Piazetta, lehnte den ganzen Nachmittag herum, sah dem Treiben zu und stundenlang, wenn es still war, ins farbig schlängelnde Wasser.

Zwischen fünf und sechs Uhr läßt die Hitze nach, der Verkehr wird lebhafter. Die Kaffeehäuser leeren sich, um sich drei Stunden später wieder zu füllen. Wer im Innern der Stadt war, geht nach Hause, die Fremden fahren ins Hotel, und dem Vaporetto entsteigen wieder Neuangekommene.

Die Schatten dehnen sich, am Ufer schmilzt die Schwüle in kühlenden Hauch. Schon schwebt der blasse Halbmond, aus dem südöstlichen Orient aufsteigend, flackert der goldene Abendstern im durchsichtigen Blau über dem feurigen Abend.

Und immer noch locken und singen die Gondoliere an der Piazetta und der Riva degli Sciavoni: „Gondola, Signorina, Signore, Gondola!“

Eine Dame ging vorüber. Ihr Blick verfing sich in seinem. Sie bestieg die Gondel, sah sich um, glitt aus und wäre ohne den hinzuspringenden Schiffer ins Wasser gestürzt. Vinscham bedauerte das Mißgeschick der schönen Frau, an dem er sich mitschuldig fühlte. Er nahm eine Gondel und folgte ihr in respektvoller Entfernung. Dem Palazzo, in dem sie verschwand, gegenüber, an einer Mauer wartete er, betrachtete das prunkvolle Haus und zeichnete mit den Augen die feinen Maße, Säulen, Gesimse und die maurisch-gotischen Fensterbogen und Ornamente nach. Über dem Portal war eine verwitterte, marmorne Cartouche, die Krönung des Eingangs und zugleich Stütze eines kleinen Steinbalkons, mit einem klaffenden Riß quer durch die Mitte.

Melodien, Gedankenbilder, klingende Verse stiegen aus dem Gefühl des träumenden Einsamen, der zerrissen war wie jenes Wappenschild über dem verschlossenen Eingang, beglückten und beschwerten ihn, tauchten auf, leuchteten und erloschen. Gurgelnd leckte das Wasser an der Mauer.

In den engen Schächten über den Seitenkanälen dunkelte die Dämmerung, als der Gondoliere ihn zurückruderte. Nur auf dem canale grande war es noch hell.

Vinscham lehnte auf einer kleinen Brücke. Nahm das Papier, auf dem seine unbeholfenen florentiner Versversuche standen und zerriß es in kleine Stückchen. Lautlos tanzten die weißen Papierschnitzel auf das dunkle Wasser nieder wie entblätterte Blumen.

Ferne klang es immer noch, gedämpft und doch deutlich hörbar, durch die laue Nacht: Gondola, Signore, Gondola —!

25. Wendepunkt

Ein andermal war er das gute Leben, die Großstadt, die Gesellschaft, die Frauen und seine hilfreichen Freunde so satt wie manchmal sein Elend. Einem letzten Anfall erliegend, machte er einen Abschiedsbesuch bei einem dieser Herren, als gälte es, seinen eigenen Augen zu beweisen, wie recht er tue, wenn er allem, was nicht zu ihm gehörte, endlich für immer den Rücken kehrte.

„Haben Sie Lust, auf ein Fest zu gehen?" sagte der Herr.

„Ich habe kein Geld."

„Sie wissen doch, daß das nichts zu sagen hat. Was ich habe, haben auch Sie."

„Auf die Dauer kann ich das nicht ertragen."

„Ich kenne Ihren Stolz. Aber in fünf Jahren haben Sie vielleicht alles und ich nichts."

Diesen Einwand hätte Binscham am allerleichtesten widerlegt. Aber er schwieg.

„Es ist schon zu spät. Und Kostüme haben wir auch nicht", sagte er noch, schon halb besiegt.

„Das ist das wenigste!“ rief sein Freund aus. Er entnahm seinem Kleiderschrank zwei weiße Anzüge, weiße Schuhe, Gürtel, seidene Stümpfe und Krawatten. Sie kleideten sich um und sahen beide sehr elegant aus. Als ihm sein Freund Geld geben wollte, nahm er nichts.

In einer Tanzpause sah er ein schlankes Mädchen an einer Säule lehnen, dessen Haltung und Ausdruck ihm ungewöhnlich vorkam. Er trank mit ihr in einer Loge, sie küßten sich, und Binscham wurde angriffslustig, aber sie wies ihn mit einnehmender Festigkeit zurück. „Das darfst du nicht tun!“ meinte sie. „Ich bin verheiratet! Komm, ich suche dir eine!“

Sie gingen durch den Saal und bemerkten ein Mädchen von auffallender Schönheit.

„Wie gefällt dir die?“ fragte sie.

„Ich wage mich nicht hin zu ihr“, sagte er.

Sie zog ihn mit. „Hier stelle ich dir einen netten Kerl vor, ich weiß nicht wie er heißt, er hat einen so komischen Namen.“

„Das tut nichts zur Sache!“ sagte die Schöne lachend. „Komm, du gefällst mir!“ Ihr Lachen war, als ob man eine Schmuckschachtel öffnete, aus der tausend Strahlen blitzen.

Binscham nahm Abschied von seiner reizenden Freundin und ging mit seiner neuen, unfreiwilligen Eroberung der Loge zu. Sie blieben stehen und betrachteten sich gegenseitig. Dann gingen sie wieder, Hand in Hand.

Ihr Gehen war ein Tanz, ein federleichter Reigen beseligter Götter.

„Sekt her!“ befahl sie.

„Nur langsam mit dem Sekt!“ sagte Binscham. „Ich habe keinen Pfennig Geld.“

Ein bewundernder Blick der jungen Dame sah ihn an. Sie schob ihm ihr silbernes Täschchen hin, das schwer war von Goldstückchen.

„Was bist du?“ fragte sie.

„Ich? Zuletzt war ich in einer Schraubenfabrik.“

„Das ist nicht wahr! Du bist ein Künstler!“ sagte sie. Ihre heißen Augen schienen sich zu vergrößern, wenn sie ihn ansah.

„In gewissen Dingen schon. Die Miene, mit der ich ein Stück Brot fechte, macht mir kein Schauspieler nach, und die Reden, mit denen ich mich über die Schutzmänner lustig mache, wenn sie mich mitnehmen, um die kann mich mancher Schriftsteller beneiden!“

Sie wurde um so begieriger, von ihm zu hören, je wegwerfender er von sich sprach. Aber ihm war das Reden langweilig, er unterhielt sich lieber auf seine Art. Dazwischen führten sie ihren tollen Dialog. Sie behauptete, er sei alles mögliche, und er beteuerte, daß er der ärmste Lump sei, den es je von der Landstraße auf ein Maskenfest verschlagen habe, und daß er im Gefängnis mehr zu Hause sei als sonstwo. Er kargte nicht mit Ausdrücken, deren Echtheit über jeden Zweifel erhaben war, und lachte, als er eine feurige Furcht in ihren Augen brennen

sah. Ihre heiße Nähe, die schrankenlose Bewunderung, die diese Augen sprachen, wurde ihm gefährlich. Ihr beiderseitiges Glück hatte den Höhepunkt erreicht, der nicht mehr überboten werden konnte.

„Geh' weg, du Scheusal!" sagte er. „Du bringst mich außer Rand und Band!"

Mit einem seligen Auflachen sank sie ihm an die Brust.

Von Zeit zu Zeit erschien vor ihrem Tisch ein Herr, der, sich verbeugend, die Dame bat, bald zurückzukehren. Sie schickte ihn jedesmal lachend fort.

„Was will denn der blöde Kerl?" fragte Binscham. „Ach — mir ist es gleich. Ich will nichts wissen. Morgen —"

Er sah eine Allee beschneiter Bäume und eine Landstraße, die in den grauen Nebel hineinführt.

Als es sehr spät war, drängte jener Herr so, daß sie sich losreißen mußte. Sie bat Binscham um seine Adresse.

„Ich habe keine."

„Irgendwo mußt du doch wohnen."

„Das sagt die Polizei auch. Aber es stimmt nicht."

„Du kannst doch nicht auf der Straße schlafen!"

„Und wie, liebes Kind! Momentan wäre es mir allerdings zu kalt."

„Noch dazu mit diesem schönen Anzug!"

„Der gehört nicht mir."

„Behalte dieses Täschchen und gebe es mir morgen."

„Nein. Ich erfriere mir nicht die Zehen, um mich zu überzeugen, daß niemand kommt. Das weiß ich vorher."

„Ich komme, ich schwöre!!“

„Aber ich nicht!“

Sie umarmten sich noch einmal, mehrere Male — zum letztenmal.

Binscham besah sich den Rest in der Flasche. Das reichte allerdings nicht zu einem Rausch, den anderen Rausch vergessen zu machen. Mein Freund, dachte er, wird mir Wein zahlen, bis ich am Boden liegen bleibe. Er schlich durch den Saal, warf einen Blick in die Garderobe und sah eine elegante Gruppe, eine ältere Dame, zwei Herren mit Zylinder und seine Schöne im Pelzmantel.

Eine große Gelassenheit überkam ihn, als er sich in seine Ecke setzte. Er war beruhigt: was ihn heute quälte, morgen verachtete er es ausgiebig.

Plötzlich drängte sich jemand in Hut und Mantel durch das Gewimmel, sprang auf den Tisch und zu ihm in die Ecke. „Da bin ich wieder! Ich gehe nicht eher, als bis ich weiß, wer du bist!“

„Das nützt uns nichts“, sagte Binscham. „Aber ich werde dir, damit dir der Appetit gründlich vergeht, meine Wohnung schildern.“

Er nannte Straße und Haus und entwarf ein ebenso malerisches als deutliches Bild der Vorstadthütte mit den plakatverklebten Mauern, des Hofes, der nach Spülicht duftet, und der Waschfrau, die dort, wenn die Sonne scheint, seine zerrissenen Strümpfe zum Trocknen aufhängt.

„Ich komme morgen um elf Uhr!“ flüsterte sie.

„Ich bin nicht zu Hause.“ —

*

Am nächsten Morgen fuhr er plötzlich aus dem Schlafe auf. Es war schon zehn Uhr. Er sprang heraus, wusch sich und schnürte mit blauen Fingern, denn es war kalt in seiner Kammer, ein kleines Paket. Er war noch nicht fertig, da schellte es und seine Hausfrau sagte, eine feine Dame sei da.

„Soll hereinkommen.“

„Sie will nicht hereinkommen.“

„Dann muß ich hinausgehen.“

Ihre Eleganz, letzte Pariser Mode, gab ihm einen hörbaren Ruck, aber er ließ sich nicht blenden.

„Servus, wie geht's? Hast du ausgeschlafen?“

Sie errötete und hauchte ein Ja.

„Was machen wir?“

„Ein bißchen spazieren fahren.“

Vor dem Hause wartete ein blinkendes Auto mit einem livrierten Kutscher auf dem Sitz. Binscham blieb stehen und betrachtete den eleganten Wagen mit einem etwas spöttischen Lächeln, so, wie etwa der Besitzer des Autos von seinem Schloßfenster aus einen Landstreicher betrachtet haben würde.

„Was haben Sie denn?“ fragte sie verwundert.

„Einen feinen Karren hast du“, sagte er. „Steig' nur ein!“

Sie glitten kreuz und quer durch die Stadt und besuchten ein halbes Dutzend Kaffeehäuser. Alles wandte sich um, wenn das auffallende Paar eintrat, er in einem verschossenen Sommerüberzieher, sie in Pelzen halb erstickend. Binscham dünkte die Sensation billig, aber ihr war sie ein unglaubwürdiger, plötzlich verwirklichter Traum.

„Ich muß heute abreisen“, sagte sie.

„Ich auch“, sagte er.

„Es ist wahr! Du kannst mit an das Telephon gehen und hören. Hier habe ich mein Bild für dich.“ Sie reichte ihm ein Briefkuvert. „Aber öffne es jetzt nicht!“

Binscham interessierte es, warum er den Umschlag nicht öffnen sollte. Er öffnete ihn, sah ein Bild, einen Brief und einige Tausendmarkscheine. Im Briefe stand, er solle ihr nachreisen in die Schweiz.

Er gab ihr das Geld zurück.

Sein Blick wanderte verloren über die elegante Menge hinweg zu den tanzenden Schneeflocken hinter den Scheiben des Hotelsaales. Er sah sich gleich ihnen fortgewirbelt über Strecken und Länder und er hörte eine Bande abenteuerlicher Gestalten über seine alles verachtenden Witze lachen. —

„Du hast einen ungünstigen Augenblick erraten“, sagte er. „Früher wäre mir das recht gewesen. Heute ist es

u spät. Ich —" er sagte nichts mehr, schnipste mit den Fingern.

Sie sprach kein Wort. Zwei glitzernde Tropfen hingen im Rande ihrer großen, ins Leere blickenden Augen.

26. Geschwindigkeit ist keine Hexerei

Schon April und immer noch schneit es feucht und schwer, alles zerweicht und zerrinnt in nassen Brei. Nur auf den dicken Tannen, auf dürren Stauden und Hecken hält sich die Schneelast.

An einem windgeschützten Eck ließ sich Binscham auf inen Baumstumpf nieder. Er sah schlimm aus und war chlechter Laune. Der ewige deutsche Winter zermürbt. Es schneit im März, es stürmt im April, es regnet und agelt im Mai. Alle Hoffnungen zerrinnen, alle Wünsche ersiegen, alle Blüten erfrieren, Lust und Kraft sind verlasen im boshaft jagenden Wind. Die Romantik der Armut gedeiht nicht in unserem Klima. Binscham ist ur mehr schmutzig, schäbig, polizeiwidrig, müde und rostlos. Sein Hut sitzt nicht mehr so schief auf dem Ohr, vie es der Schick erforderte. Er knöpft hustend den Rock u. Und aus seinen Schuhen quillt ein brauner Saft. Er grübelt.

Der Lump ist unwiderstehlich! sagt ihr? Fragt sich bloß, wie lange noch!

Wieder starrt er auf seine Füße. Ihm ist, als hätte er seine Glanzzeit hinter sich. —

Auf dem Boden lagen spitze, eckige, runde, ovale, flache und dicke Kieselsteine; Grasbüschel, Hasenkraut und Löwenzahn sproßten dazwischen. Ein winziger grasgrüner Frosch wagte sich mit kleinen Sprüngen aus dem schützenden Wiesenrand auf die gefährliche Straße. Und in einer Radspur war vom Regen eine kleine Lache, auf der Wasserkäfer mit gespreizten Beinen eifrig und vergnügt hin und her schossen.

Da krabbelt ein Käfer. Binscham beugt sich nieder, ihn zu betrachten. Bald klettert der kleine Kerl auf einen Stein, bald auf einen krummen Halm, verschwindet unter einem dürren Blatt, hängt im zähen Brei fest, arbeitet sich wieder heraus und stutzt und harrt ängstlich vor einer winzigen Pfütze — wohin wandert er?

Ein Seegestade blinkt auf. In die flach ansteigende Bucht rollt das Meer mit leisem Geriesel große Wellenkreise hin und zieht sie wieder zurück. Muscheln, Krabben und Quallen bleiben auf dem Sand liegen. Über dem blendenden Wasser wölbt sich der ungeheure Himmelsdom. Sein Blau ist Gold, an dem kein Hauch haftet. Am Strand ist die Luft leicht und dünn, aber von der Küste her weht ein heißer Luftstrom, ein eigenartiger Geruch von fremdländischen Hölzern, Blüten und Kräutern.

Aus dem Dunst flimmern Türme und Kuppeln der grauen Stadt. Die staubige Straße zieht endlos hin. Nun biegt er in gekrümmte, eingemauerte Wege ab, schreitet erleichtert hügelab zwischen Weinbergen, an einsamen Landhäusern, Friedhöfen und Zypressengärten vorbei, bis das Häusergewirr sich in Straßen und Plätze auflöst. Trotz der erstickenden Hitze herrscht ein schwirrend lärmender Trubel von Menschen, Wagen und Karren, ein Lärm von Händlern, Hausierern, Schreiern, Marktleuten und Straßenmusikanten, ein ameisenhaftes Hin und Her und Durcheinander. Männer und Frauen, Lastträger und Arbeiter mit scharlachroten Tuchgürteln und Räuberhüten, eilige Geschäftsleute mit Aktenmappen, halbnackte, braune Kinder, elegante Nichtstuer in weißen Anzügen und Tropenhelmen, promenierende Damen und gaffende Fremde, denen der Bettler den zerlöcherten Hut hinhält.

Er geht durch einen Torbogen. Menschenleere, von hohen Hauswänden kühl eingeengte Gassen, verlassene, schlafende Plätze. Sein Schritt hallt von den Mauern der alten schweigenden Paläste wider. In einer schattigen Ecke liegt ein Café. Tische und Stühle, überdeckt vom sonngebleichten Leinwanddach, stehen leer und verloren da, der dunkelhäutige Kellner in abgeschabtem europäischen Frack und brüchigen Lackschuhen, das nicht mehr ganz einwandfreie Serviertuch unter den Arm geklemmt, lehnt im Eingang und bläst den Rauch seiner Zigarette aus den weiten Nasenlöchern. Das Ende des Platzes schließt das schwarze Gemäuer einer alten Kirche ab.

Auf den zerbröckelten Gesimsen wächst Unkraut, ein kleines Türchen in dem mächtigen Portal steht auf, einladend zu modriger Kühle und Abgeschiedenheit in dem finsteren, nach verwehtem Weihrauch duftenden Raum —

Binscham fuhr in die Höhe. Er war eingenickt. Sah den Straßenrand vor sich, eingesäumt vom ersten schüchternen Frühlingsgras, den schwarzen Acker, in dessen feuchten Furchen der Schnee blinkt. Grau ballen sich schiebende Wolken wie Höllendämpfe. Es zieht windig, die kahlen Bäume zittern.

Wieder läßt er den Kopf sinken. Und den Mut. Winter, Winter —

Der neblige Hafen, die eingefrorenen Schiffe, aus deren Schlot schwarzer Qualm rußt. Eisiger Wind sticht durch die öde Straße. An der Seite eine Schnapsbude, wie ein trübleuchtendes Fenster im verschneiten Wald. Er geht hinein, trinkt ein Glas. Ein Arbeiter fragt ihn, ob er ihm helfen will, eine Kiste in die Stadt tragen, und sie gehen zusammen fort. Nun wird es sehr heiß. Die Marktweiber schlafen unter den Schirmständen, ein Neger läuft über die Brücke, sein breitrandiger, spitzer Strohhut fällt ins Wasser. Binscham springt hinein und holt ihn. Ein Mann auf einem Lastboot hilft ihn an Bord. Es ist der Steuermann Hansen.

Sie gleiten zwischen Schilf, Sumpf und undurchsichtigem Gebüsch im grünen Schatten dahin. Die Pflanzen im Wald seufzen, ein vermoderter Baum bricht in der Mitte entzwei, die Trümmer stürzen auf einen anderen

Stamm, der aus dem Wasser ragt, erschrocken aufspringt und über dem Tümpel schwimmt. Es war ein Krokodil.

Der Kanal biegt in die Wüste ein, die Matrosen drehen sich geblendet um. Schläfrig stampft der Dampfer dahin. Manchmal setzen die Maschinen aus, dann hört man den Sand die Ufer herab ins Wasser rieseln. Vor der Station am Meer liegt ein großes Schiff. „Wenn du weiter willst, mußt du in die Kiste!“ sagte der Steuermann. Er kriecht hinein, ein Chinese nagelt den Deckel zu, der Kran faßt ihn und setzt ihn ans Land. Es war der Hafen von Tripolis. Palmenstraßen, Brunnen und weiße Mauern, Basare und Teppiche, Markt und Moschee wandeln traumhaft vorbei. Er geht auf das Schiff, das im regungslosen Gewässer vor Anker liegt. Die Sonne scheint gelb, das tiefgrüne Meer ist durchsichtig wie Gletschereis. Kupferrote Felsriffe ragen bis an die Oberfläche, bewachsen von schwarzen Algen und purpurnen Korallen, in denen Seequallen wie Blütensterne hängen. In den violetten Schatten des Riffgebirges stehen goldenschimmernde Fische reglos und schießen mit einem Ruck ins Dunkel. Leise Wellen lecken an die Planken, Ruderschläge kommen näher. Der Matrose, der matt und schlaflos im Schatten des schlaffhängenden Segels liegt, richtet sich auf und hält die Hand vor die Augen. Die Insel schimmert wie eine flache Perlmuttermuschel über die glatte See.

Ein Kanu legt an, Schwarze klettern schreiend an Bord. Sie bringen Kokosnüsse, seltene Muscheln, Schmuck

und Waffen aus Fischknochen, wollen tauschen und feilschen. Der Matrose gähnt und streckt sich, erdrückt von der fürchterlichen Hitze, wieder hin —

Erschrocken fuhr Binscham auf. Er war umgefallen, hatte mit dem Kopf an einem Baumstamm geschlagen. Wie lange hatte er geschlafen? Er rieb sich die Augen, stand auf, dehnte und streckte sich.

Das Schneetreiben hat nachgelassen, die Sonne blitzt heraus, Wolken verwehen, und auf einmal glänzt der Himmel blank und klar. Hoch im Blau, an der höchsten Wölbung hängt ein weißer, gerippter Schleier, den die rasche Luftströmung in die Länge zieht.

Eine verfrühte Lerche erhebt sich trillernd aus dem Acker und steigt höher und höher, als wollte sie in dem langersehnten, unendlichen Blau sich verlieren.

27. Nachtgedanken

In einer Herberge betrachtete Binscham einen alten Landstreicher. Beim Anblick seines Truthahngesichtes mit den weißen Bartstoppeln dachte er sich, wie er eines Tages ebenso alt, wunderlich und kupfernasig sein werde wie diese Ruine der Landstraße.

Als sie die Hemden auszogen und dem Herbergsvater zur Durchsicht gaben, ob keine Bienen darin sind, zeigte der Alte auf ein Muttermal auf seiner Brust. „Des is a Wanz!“ sagte er. „Oder is doch keine? — Nein, es is eine! — Oder doch net?“ So scherzte und stritt er mit sich selbst und schalt seine alten Augen, daß sie keine Warze mehr von einer Wanze unterscheiden konnten.

Binscham und der Alte schliefen in einer Kammer. „Und i sag, es is doch a Wanz!“ fing er wieder an, als sie ins Bett krochen. „Du guater Strohsack, is des Bett kalt! Was i dir no sagn muaß, hörst!“

„Ja,“ sagte Binscham, „es ist eine Wanze!“

„Jetzt wolln ma aba schlafa!“ sagte der Alte. „Was i dir no sagn muaß, hörst!“

„Was denn? Wegen der Wanz?“

„Wie i da drübn in Hohenburg war, do hab i gschafft. So Fritz, sagt der Alte zu mir, tua du nur feste schaffa, daß d' in deine alten Täg nei was dersparn konnst. Du muaßt a schaugn, daß d' in deine alten Täg no an Halbn trinka konnst! I hab mir denkt, du konnst mi ...! Auf d' Nacht is da Fritz dann auffiganga auf des sell

Gasthaus, 's Krokodil hoaßts oder wia, und da hob i mi neigsetzt und hob gsoffn wia a Rohrspatz. In der Nacht, wia i abikomma bin in d' Herberg, sogt er zu mir, da Vater: No Fritz, was machst denn für Stückl wieder? — I? sag i, warum? sag i. — Du bist doch vollgsoffa! sagt er. — Ja, sag i, des ko scho sei. — Ja, sagt er, i hab heut koan Platz mehr, muaßt scho wieder naufgeh. — No, da obn san die schöna Sitzbänk, do hob i mi hinglegt und hob mir an Fuaßteppich mitgnomma zum eiwickeln, und do hob i wunderbar gschlafa. Und gschneit hats, gschneit, o du guater Strohsack! Dann is oana vorbeiganga und unter mir hob i mein Fressack ghabt, do warn no Erbsn drin zum warmmacha. Dann geht er her und hot mir ins Gsicht gschaugt. Morgn, Alter, sagt er, host ausgschlafa? — Du konnst mi . . .! hob i gsagt. — No, wia i in der Werkstatt war, sagt der Alte zu mir: Ja, Fritz, sagt er, was du für Prozente host! Du konnst dir für deine altn Täg schö wos weglegn! — Ja, sog i, des hob i gsehgn heut nacht, wos i mir weglegn ko! — Jetzt wolln ma aba schlafa. Blas doch d' Kerzn aus, du Tropf!"

Binscham machte sich allerhand Gedanken zu dieser Erzählung. Und als spürte er den Schneewind durch den Fußteppich pfeifen, wickelte er sich fester in die grobe Wolldecke.

„Wos i dir no sogn muaß, hörst!" fing der Alte wieder an.

„Ja!"

„Auf d' Nacht hot dann da Fritz sei Bündl gschnürt und is auffiganga nach dersell̃n Bruck. Wia i nüba bin, kimmt da Soldat raus. No, wo willst hi, Alter? sagte er. — Wo i hi will? sag i, ins Pfälzische nüba! hob i gsagt. — Ja, sagt er, du muaßt scho zruckgeh, Alter! Geh nur wieda nunter! Du muaßt ins Armahaus. — Ja, sog i, wenns so is, dann muaß i halt. — Sixt, des war mei Verderbn! Do hätt i net nübageeh solln! No, da Fritz is nunterganga, hot si in Bahn neigsetzt und is ins Hohnzollerische nübagfahrn. — Dann geh i in an Ladn nei und kauf ma um a Fünferl an Schnaps. No, sagt des Mädl, du konnst a a Paar Schuah braucha, gel Alter? — Ja, sog i, könnt i scho braucha. — Do sogt d' Muatta zu ihr: No Resi! sagts, wia du mit dem Mann glei bist! — Ja, sagts, i moans eahm halt guat. Derf i eahm die rausbringa vom Jaggl? — Ja, sagts, brings eahm nur. — Und do bringts ma die Schuah und ham ma wunderbar paßt. No, der hob i alln Segn auf'n Kopf naufgwunschn! — Jetzt wolln ma aba schlafa!“

Es dauerte nicht lange, da fing der Alte wieder an zu erzählen. Binscham hörte ihn nicht mehr. Er sah sich alt, grau und krumm auf zitternden Füßen im Regen schleichen und auf einer verschneiten Bank von einem Gläschen Schnaps träumen. „So sieht mein Leben aus!“ dachte er niedergeschlagen und traurig wie ein geprügelter Hund. Lange lag er mit offenen Augen, bis sie ihm die Müdigkeit zudrückte.

Als er erwachte, schien die Sonne, der Regen hatte aufgehört. Sofort sprang er auf, ungeduldig und voll frischer Wanderlust wie die Welt voll Morgenluft. Der Herbergsvater wies ihm eine Arbeit und schickte ihn in den Stall, aber Binscham ging durch den Garten, sprang über den Zaun und ging davon. Die Sonne brannte auf die nassen Wiesen und strahlte seine Nachtgedanken nieder, und aus dem Talgrund stieg ein dampfender Schleier auf, der die Ferne, zu der es ihn hinzog, geheimnisvoll verhüllte. Noch nie war ihm die Landstreicherei so schön vorgekommen wie an diesem Tag.

Nachwort

Er haust irgendwo in einem kleinen oberbayrischen Nest, ein Stückchen hinter der Welt, zwischen weißleuchtenden Bergen, der Mann, der dieses Buch schrieb, dessen urwüchsige Kraft, dessen elementare Vitalität, dessen frischer Witz und hinreißendes Temperament in Deutschland wenig seinesgleichen hat: Hans Reiser.

Endlich einmal wieder ein Mann, der — ein Meister der deutschen Sprache — ein Buch schrieb, das ohne Phrasen, ohne schwierige Sophismen, ohne geiststrotzende Aphorismen oder literarische Akrobatik nicht Eigentum irgendeiner Schicht ist, sondern mit all seiner Primitivität und Genialität uns allen gehört: dem Volke.

Der Roman Cherpens Binscham, die einzigartige Schilderung modernen Vagabundentums, hat in der gesamten deutschen Literatur nur einen Meister: Grimmelshausen, den Schöpfer des lebendigsten Dokumentes des Dreißigjährigen Krieges, des Romans: Simplizius Simplizissimus, der an Kraft und Saftigkeit der Sprache den Binscham noch überragt.

Braun und stark wandert Binscham durch seine Heimat. Geboren aus dem Sturm, der von den Bergen krachend, über sonnenglänzende Gipfel hinaus in die Welt tanzt. Aus der weichen Sonne des Frühlings,

die erstmalig über den harten Acker fließt, aus dem blühenden tausendfarbigen Sommer . . . Sein Vaterland ist der Himmel, sein Haus der Busch, der die saftigen grünen Wiesen umschließt. Und doch trägt sein Charakter durch viele Symptome — Derbheit, Gradlinigkeit, Gutmütigkeit, Rauflust, Naivität — das Zeichen unmittelbarer Verwandtschaft mit nur einem Lande: Deutschland.

Ihm gehört nichts außer einem Besitz, den sich jeder selbst erobern muß, der persönlichstes und doch allgemeinstes Besitztum ist: der Natur. Sein Herz ist in die Natur und die Natur in sein Herz gewachsen — unlösbar. Und so kann es nichts darin geben, was anstößig oder gar unanständig wäre, wenn auch der Mund eine rauhe Sprache führt. Wäre es nicht dumm und verlogen, wenn Binscham, dieser Junge des Himmels und der Erde, anders reden würde, als wie es ihn seine Erzieherin, die Landstraße, gelehrt hat? Bei ihm sind selbst Frechheiten, die bei anderen Menschen häßlich klingen würden, wie ein prasselnder Regen über der Trockenheit: unendlich erfrischend.

Lange schon lebt Binscham. Vor dreihundert Jahren war er Landsknecht und zog, getrieben von der Musik der Waffen, kreuz und quer durch die Lande; heute ist er Vagabund, und seine Musik ist der Gesang der Vögel; und in wiederum hundert Jahren . . .?

In Cherpens Binscham, diesem kühnen, glückgesegneten Wanderer blüht noch einmal — herrlich vielfarbig —

der Glanz und die Romantik einer traumhaft vergangenen Zeit auf, in der Faust und Freiheit regierten.

Mit einem Sprung setztest du aus diesem Buch, Cherpens Binscham, braungebrannt, in einen dampfenden Morgen. Wir aber sehen dir nach, aus unseren Steinwüsten, voll Trauer und Sehnsucht, du königlicher Landstreicher!

Hans Erasmus Fischer.

Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch

Inhaltsverzeichnis

Zweites Buch



Dieses Werk ist eine Veröffentlichung der

Deutschen Buch-Gemeinschaft

Wien — Berlin SW 68 — New York

Alte Jakobstraße 156/157

Guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher Formgebung und bester Ausstattung den Weg in alle Schichten unseres Volkes zu bahnen, ist die Aufgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Sie erreicht dies durch Herstellung und Vertrieb in eigenem Wirkungsbereich

Jedermann wird durch Beitritt zur Deutschen Buch-Gemeinschaft die vorteilhafteste Gelegenheit gegeben, sich unter neuen Bezugsformen eine eigene und wertvolle Hausbibliothek anzuschaffen.

Ausführliche, reich illustrierte Werbeschrift wird auf Wunsch kostenlos zugesandt

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61